3 1761 07358038 3

PT
1807
Z5T55
1894

Ca 158

Ernst Moritz Arndt.

Sein Leben und Arbeiten

für

Deutschlands Freiheit, Ehre, Einheit und Größe.

Dargestellt

von

Rudolf Thiele.

K171

KIRCHENPAUER-REALGYMNASIUM BIBLIOTHEK

Lehrerbildungsanstalt I Lehrer-Bücherei Hamburg

Bibliothek des Lehrerinnenseminars Freiligrathstr. 22 HAMBURG

gelöscht

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1894.

Mr 2.
G 97.

Motto:

Das Leben und der Staat sind die menschlichsten, wo das lebendigste Gefühl der Kraft und die fröhlichste Freiheit des Geistes herrschen.

(Arndt: Der Wächter, Teil I, S. 240.)

LIBRARY
JUL 28 1983
UNIVERSITY OF TORONTO

Seiner Gattin

in Liebe zugeeignet

vom Verfasser.

Vorrede.

Ernst Moritz Arndt ist den meisten Deutschen unserer Zeit nur als Sänger herrlicher Freiheits-, Kriegs- und Vaterlandslieder bekannt. — Daß er ein halbes Jahrhundert hindurch seine ganze geistige und sittliche Persönlichkeit für sein Vaterland eingesetzt hat; daß er durch seine Thätigkeit als Geschichtsforscher, als akademischer Lehrer, als politischer Schriftsteller, als Dichter ebenso sehr wie durch seine Gesinnung als Deutscher und als Christ für sein Vaterland gewirkt, gekämpft und gelitten hat, dies weiß nur noch die Minderzahl der Zeitgenossen.

Dies zu zeigen ist die Hauptaufgabe, welche der vorliegende kurze Lebensabriß sich gestellt hat; erst in zweiter Linie will er eine Erzählung der äußeren Lebensschicksale des wackeren Mannes geben.

Es liegt daher in der Natur der Sache, daß die Arbeit durchweg aus den überaus zahlreichen Schriften — vorzugsweise den politischen — und Briefen Arndts unmittelbar geschöpft werden mußte. Die — übrigens nicht sehr reichhaltige — Litteratur *über* Arndt ist nur stellenweise benutzt worden. Der geneigte Leser findet *alle* benutzten Quellen unter dem Texte angegeben.

Allen denjenigen, welche mir Beiträge zu meiner Arbeit, z. B. noch ungedruckte Briefe und selten gewordene Schriften Arndts freundlichst zur Verfügung gestellt haben, vor allem dem Herrn Geheimrath Prof. Dr. Schaarschmidt, Königl. Oberbibliothekar in Bonn, und dem Herrn Königl. Rechnungsrat Arndt in Halle a. S., spreche ich hiermit ergebenst meinen Dank aus.

Stettin, im Januar 1894.

Rudolf Thiele.

Inhaltsangabe.

	Seite
I. Die Jugendzeit	1—19
II. Arndt als akademischer Lehrer in Greifswald	20—45
III. Arndts unstätes Wanderleben bis zum Beginn der Befreiungskriege	46—68
VI. Das Jahr 1813	69—94
V. Die Jahre 1814, 1815, 1816	95—122
VI. Die Vorbereitung für das neue Amt	123—138
VII. Die kurze Lehrthätigkeit und ihre lange Unterbrechung	139—168
VIII. Wieder auf dem Schauplatz des öffentlichen Lebens	169—199
IX. Schluß	199—210

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/ernstmoritzarndt00thie

I. Die Jugendzeit.

Ist der Mensch ein Produkt der Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen ist, der Umgebungen seines äußeren Lebens? Diese Frage ist der Angelpunkt aller Erziehungslehre und ist daher seit Jahrtausenden der Gegenstand lebhaftester wissenschaftlicher Erörterungen; hängt doch auch von der Beantwortung derselben nichts Geringeres ab, als der Grad der sittlichen Verantwortlichkeit des Menschen für sein Leben und Wirken. Man mag sich entscheiden, für welche Antwort man will; kein Einsichtiger wird leugnen, daß der Mensch die seine ganze Lebensrichtung bestimmenden Einflüsse allerdings von seiner Umgebung empfängt, und zwar um so entschiedener, je mehr er seine Zeitgenossen geistig überragt. Die größten und besten Menschen sind von jeher am meisten Kinder ihrer Zeit und ihrer Umgebung gewesen. Wäre Lessing derselbe geworden, wenn ihn nicht die Not und der Zufall des äußeren Lebens an das Theater nach Hamburg und an die Bibliothek nach Wolfenbüttel geführt hätte? Hat Goethe jemals den Sohn des vornehmen Frankfurter Patrizierhauses verleugnen können?

Stets haben die größten Geistesheroen den meisten Erdenstaub an sich getragen. Das fällt bei keinem großen Deutschen der neuesten Geschichte vielleicht mehr dem aufmerksamen Forscher in die Augen, als bei Ernst Moritz Arndt. Dieser hervorragende Mann suchte als akademischer Lehrer der Geschichte mit besonderer Vorliebe seinen Zuhörern nachzuweisen, daß die geschichtliche Entwickelung eines Volkes nicht minder durch das Klima und die natürliche Beschaffenheit des Landes als durch eine von Urbeginn an eingepflanzte Eigenart bestimmt werde; und er selbst hat bis in das höchste Alter dankbar anerkannt,

daß er seiner Umgebung und den Eindrücken seiner Jugend fast alles verdankte, was seines Lebens Richtung ihm gewiesen hat. Wie alle großen und alle guten Menschen, hat er bis an seinen Tod der Heimat, die er mehr als vierzig Jahre vor seinem Hinscheiden zum letzten Male sah, ein liebevolles und dankbares Herz bewahrt.

Das Elternhaus in der Nähe des Meeresstrandes; die Freiheit und Ungebundenheit des Landlebens; die Herkunft aus einem leibeigenen Bauerngeschlecht, die unnatürliche politische Verbindung seines deutschen Heimatländchens mit einem außerdeutschen, aber fast rein germanischen Staate, Schweden; seine Reisen durch Länder, deren natürliche Lebensbedingungen die große französische Staatsumwälzung zum Teil verändert hatte: Alles dies zeichnete seinem Leben die Aufgaben vor, welche er als Dichter, als Geschichtsforscher und als politischer Schriftsteller bis in sein höchstes Alter erfüllt hat. Niemand hat, wie er, den Pulsschlag der Zeit gefühlt; kein Deutscher während eines langen Lebens die Leiden und die Freuden seines Vaterlandes tiefer empfunden, wahrer ausgesprochen.

Ernst Moritz Arndt wurde am 2. Weihnachtstage 1769 in Schoritz auf Rügen geboren. Sein Vater entstammte dem erbunterthänigen Bauernstande der Insel. Ursprünglich Waldwächter im Dienste des Fürsten Putbus, hatte er durch Redlichkeit und Treue, auch durch Umsicht und Gewandtheit der äußeren Lebensformen das Vertrauen seines Herrn erworben und in schwierigen Aufträgen, die er als Bote und als Schreiber in der Kanzlei ausgeführt hatte, gerechtfertigt. Auf Reisen und in Geschäften verschiedener Art hatte er die Bildung sich angeeignet, welche kein Schulunterricht, sondern nur das Leben und die Erfahrung dem Menschen geben kann. Der Fürst schenkte ihm die Freiheit und machte ihn zum Verwalter des Gutes Schoritz, das höchst anmutig an einer Meeresbucht der Südküste der Insel lag. Arndts Mutter, die Tochter eines kleinen Dorfgastwirts auf Rügen, hatte das in ihrem Stande seltene Glück einer guten Schulbildung gehabt, und war eine Frau von guten und vielseitigen natürlichen Anlagen. Arndt rühmt sie, viele

Jahre nach ihrem Tode als „ernst, fromm, sinnig und mutig, und durch keine Geschicke zu beugen, daß sie die Klarheit und Besonnenheit verloren hätte.“[1])

Ernst Moritz wuchs auf als das zweite Kind unter acht Geschwistern. Nur die früheste Kindheit verlebte er in Schoritz; der Vater übernahm später, zu einigem Wohlstand gekommen, als Pächter das naheliegende gräfliche Gut Dumsewitz und wechselte noch mehrmals den Wohnort und die Stellung, bis er 1805 wenige Jahre vor seinem Tode ein königliches Gut Trantow an der Peene unterhalb Demmins pachtete. Noch als Greis erinnerte sich Arndt besonders gern der Jahre, die er als Knabe im Elternhause zu Dumsewitz und später zu Grabitz im Nordwesten der Insel, unweit Stralsunds, verlebt hatte. In voller Freiheit des Landlebens wuchsen die Knaben auf. Die Gegend, reich an Feldgehölzen, Hügeln, Wiesen, Hünengräbern und Meeresbuchten, gab Gelegenheit zu freiem Kinderspiel, zur sinnigen Beobachtung der Natur, und regte die jugendliche Phantasie ebenso sehr an, wie sie den Unternehmungssinn zum löblichen Wetteifer in aller körperlichen Übung und Anstrengung weckte.

Früh wurden die Knaben zu kleinen Dienstleistungen im Hause, im Garten, auf dem Acker herangezogen, nicht zu ihrem Schaden. Wenn die Arbeit der Ernte alle Hände in Anspruch nahm, hütete oft der neunjährige Ernst Moritz schon von den ersten Morgenstunden an die Kühe und Schweine des Vaters; an Ausdauer und Zähigkeit übertraf er die Geschwister alle und war noch des Abends nach zehn Uhr wach genug, seiner Mutter aus der Bibel vorzulesen.

Regelmäßigen Unterricht erhielt er vor dem zehnten Jahre gar nicht, und erinnerte sich noch als Greis hieran als an ein besonderes Glück seiner Kinderjahre. Eine Schule gab es in der

[1]) Vergl. Arndts Selbst-Biographie: **Erinnerungen aus dem äußeren Leben**, Leipzig 1842, S. 5. — Die Erzählung folgt für Arndts Jugendzeit fast ganz diesem höchst anziehenden Buche; wo andere seiner Schriften, Briefe u. s. w. benutzt worden sind, wird im Texte besonders darauf verwiesen werden.

Nähe nicht; während des Herbstes und des Winters wurden die Knaben von den Eltern notdürftig unterrichtet; vom Vater im Schreiben und im Rechnen, während die Mutter an der Bibel und dem Gesangbuche die Leseübungen mit ihnen hielt. An den Sonnabenden war das Auswendiglernen des Sonntagsevangeliums oder eines geistlichen Liedes die regelmäßig von der Mutter aufgegebene Arbeit. In dem sonntäglichen Kirchenexamen, das der Pfarrer des Nachbardorfes mit den größeren Kindern der Gemeinde abhielt, zeigte sich der zehnjährige Ernst Moritz, da ein vortreffliches Gedächtnis und eine stets rege geistige Empfänglichkeit dem regelmäßigen Bibellesen zu Hilfe kam, meistens als der beste Schüler und erwarb sich besonderes Lob seiner Eltern und des mit ihnen befreundeten Pfarrers.

So vergingen die ersten Knabenjahre keineswegs ganz ohne Unterricht und geistige Nahrung; aber doch gestand Arndt später, daß die Schule unter den Gespielen in Feld und Wald und auf Wiesen und Heiden und unter Vögeln und Blumen wohl die beste gewesen sei. — Der älteste Bruder, Karl, wurde früh auf das Gymnasium nach Stralsund geschickt; nach einigen Monaten kam er als Feriengast in das Elternhaus und gewöhnte die jüngeren Geschwister zuerst an den Gebrauch der hochdeutschen Mundart, die sie bisher nur aus Büchern und allenfalls noch aus der Kirche kannten, aber im Umgang unter einander und mit den Eltern noch nicht gebraucht hatten.

Zu der zwanglosen natürlichen Freiheit des ländlichen Lebens, in welcher die Knaben sich bewegen durften, stand die lächerlich steife und gekünstelte Art des gesellschaftlichen Verkehrs bei Besuchen, Familienfesten und an anderen feierlichen Tagen in einem seltsamen Gegensatz. Arndts Eltern standen mit den Familien benachbarter Pfarrer und Gutsbesitzer in befreundetem Umgang. Sie mußten wider Willen, da es zur gesellschaftlichen Konvenienz einmal gehörte, die Modethorheiten jener sogenannten Zopf- und Perückenzeit nicht nur selbst mitmachen, sondern auch ihre Kinder in die steifen Formen jener Etikette, in Kleidung, Bewegungen, Redensarten u. s. w. hineinzwängen. Das stand den frischen, fröhlichen Landjungen übel an, und noch

sechszig Jahre später erfüllte die Erinnerung daran den greisen Arndt mit Genugthuung, wenn er bedachte, wie sich der Geschmack und die Lebensformen seit jener Zeit zum Besseren geändert hatten.

Als Knabe schon, wenn Arndt im Reiten, Schwimmen, Laufen und Klettern mit seinen Brüdern um die Wette sich übte und auch mancher Gefahr, deren er oft in späteren Jahren sich erinnerte, beherzt ins Gesicht schauen mußte, eignete er sich jene Kühnheit und Geistesgegenwart an, deren er im späteren Leben so oft bedurfte; da gewann er jenen freien und offenen Blick, jene freie Beobachtungsgabe für die Natur und das Menschenleben, die ihm später auf seinen weiten Fußwanderungen in der Heimat und der Fremde eine so reiche Quelle der Freude wie der Belehrung geworden ist. Jener unnatürliche Zwang des geselligen Verkehrs mit seinen französischen Redensarten und seinen Modethorheiten ließ zuerst in ihm jene tiefe Abneigung entstehen gegen die Herrschaft des französischen Geistes und Geschmackes in Deutschland, die ihn später zum begeisterten Vorkämpfer für die geistige Freiheit seines Vaterlandes von dem welschen Einflusse machte.

Die drei ältesten Brüder waren von Neigung, Charakter und Lebensart recht verschieden: Karl, der älteste, leicht, gewandt und liebenswürdig, als Jüngling später ein tüchtiger Reiter und Läufer; der dritte, Friedrich, mild und gleichmütig, körperlich zart, aber von ungewöhnlicher geistiger Energie; ihn rühmt Arndt immer als den weitaus talentvollsten; zwischen diesen beiden unser Ernst Moritz, in der Familie Moritz genannt, ein Knabe von ganz ungewöhnlicher Art. Nie hatte er als Kind in der Wiege geweint, und ging still und fröhlich durch die ersten Jahre der Kindheit.[1]) Immer frisch und gesund, war er als Knabe sehr wach, sehr thätig, sehr ungestüm. Er hat seine Eltern nie durch Ungehorsam betrübt, war aber stiller, verschlossener und mehr in sich gekehrt als seine Geschwister. Bei

[1]) Diese und die unmittelbar folgenden Angaben nach E. M. Arndt **Briefe an Freunde.** Altona 1810. S. 166 u. folg.

Jugendschlachten, wie sie unter gleichalterigen Knaben vorkommen, war er hart und unbiegsam, bei Strafen, die ihm etwa um jugendlicher Thorheiten willen auferlegt wurden, war er trotzig, kannte weder Thränen noch anscheinend Reue und Versprechungen, war taub und unzugänglich für Ermahnungen, Warnungen und Drohungen. Früh also zeigte er schon jenen kraftvollen unbeugsamen Stolz, der später seine Neider und Feinde so tief verdrossen hat.

Als Arndts Eltern nach Grabitz übergesiedelt waren, berief der Vater einen Hauslehrer für die Knaben; es war ein bejahrter Mann, ein Sachse aus Chemnitz. Er hatte seinerzeit als Student den Waffenrock angezogen und dem großen Preußenkönig im siebenjährigen Kriege gedient, hatte aber eine etwas abenteuerliche Kriegerlaufbahn endlich als schwedischer Unteroffizier abgeschlossen. Schon mehrfach hatte er als Hauslehrer bei wohlhabenden Landbesitzern sein Glück versucht, und unterrichtete nun zwei Jahre lang Moritz und Friedrich Arndt im „Schreiben, Rechnen, Christentum und etwas Geschichte und Erdkunde und einem bißchen Latein," denn viel wußte er selbst nicht davon. Die ausgeprägt sächsische Mundart, die auffallende Kleidung, der lächerlich naive Soldatenstolz, der Jähzorn und manche sonderbaren Eigenheiten des Wesens machten den braven Mann, dessen ganze Art nach Arndts späterem Urteil, „Christlichkeit, Redlichkeit und Zorn" war, bald zum Gegenstand des Witzes und Spottes seiner mutwilligen Schüler. Sie lernten nicht viel mehr als stille sitzen; Gesang und Katechismuslehre wurde zwar eifrig betrieben, aber ganz in der äußerlichen Weise des alten gesinnungstüchtigen und streitbaren sächsischen Luthertums; gering war der geistige Gewinn, den die Schüler davon hatten.

Zwei befreundete Pfarrer der Nachbarschaft und die Vorstellungen der Mutter veranlaßten den Vater, einen brauchbareren Lehrer zu wählen. So trat an die Stelle des alten Soldaten ein an Bildung und Wissen wohl nur mittelmäßiger, an Charakter und Pflichttreue ausgezeichneter junger Theologe, der Kandidat Dankwardt. Drei Jahre lang blieben Moritz und

Friedrich Arndt seine Schüler; der erstere hat ihn noch nach einem Menschenalter, als er Pfarrer in Prerow war, besucht und ihm bis in sein Alter ein dankbares Andenken bewahrt. Jetzt machten die Brüder gute Fortschritte. Vielseitige Anregung gewährte ihnen die weitgehende Gastfreundschaft, welche in dem geräumigen Pächterhause zu Grabitz nahe und entfernte Verwandte, Freunde, Nachbarn weltlichen und geistlichen Standes, auch manche Freunde des Hauslehrers genossen. Dabei wurden die Übungen leiblicher Rüstigkeit fortgesetzt; oft begleitete Arndt seinen Vater und seinen Oheim Heinrich Arndt zur Jagd, oft wurde er zu Rosse weit über Land fortgeschickt, um wichtige Aufträge seines Vaters als Bote auszurichten. So gewann er durch das Leben selbst und durch den Reiz des nützlichen Erfolges die körperliche Ausdauer und Gewandtheit, welche unsere Jünglinge durch die methodische Schulung des Turn-, Reit- und Fechtunterrichtes meist nur in geringerem Maße sich aneignen.

Eine andere Art der Selbsterziehung, die aus einem Grundirrtum jener Zeit hervorging, ist trotzdem für Arndt von segensreicher Einwirkung gewesen. Der Anschauung der Zeit gemäß wurden dem kaum fünfzehnjährigen Knaben Rousseau's Emil, Salzmann's und anderer Erzieher Schriften über die Gefahren der Jugend und ähnliche Bücher in die Hände gegeben. Rousseau, den er in einer schlechten Übersetzung las, wirkte mächtig auf ihn ein und erschreckte ihn durch seine Paradoxen: Arndt sah in der Beschreibung, die Rousseau von heftigen und grausamen Menschen macht, sein eigenstes Bild, und fürchtete, in künftigen Tagen eine blutige Tyrannenseele aus sich werden zu sehen. Er erschrak vor sich selbst, wenn er an seine häufig wiederkehrenden Aufwallungen von Ungestüm und Zorn dachte, wenn er las, wie dringend Rousseau vor starkem Fleischgenuß warnt, an den er im Elternhause gewöhnt war. Er beschloß, durch harte, methodische Selbsterziehung die schlimmen Folgen zu vermeiden, welche Rousseau ihm in Aussicht stellte. Monatelang begnügte er sich mit kleinen Streifen Fleisches bei Tische; er aß grobes Brot, um sich nicht zu ver-

wöhnen; manche Nacht machte er Proben, unter freiem Himmel auf Reisig zu liegen; ja er legte zum stillen Verdruß der sorgsamen Mutter sogar Bretter seinem Rücken unter, um nicht zu weich zu schlafen; schon im kalten April badete er, um sich abzuhärten. Oft machte er bei stürmischem Wetter, am liebsten längs dem Meeresstrande, einsame, mitternächtliche Spaziergänge, die ihm bald zur lieben Gewohnheit wurden. Eltern und Geschwister hielten ihn bald für einen eigensinnigen Sonderling; aber wegen seiner sonstigen trefflichen Eigenschaften ließen sie ihn gewähren.

Sechszehnjährig wurde Moritz, im Februar 1787, auf das Gymnasium in Stralsund geschickt. Der Vater hatte wohl nicht daran gedacht, war auch damals vielleicht noch nicht in der Lage, einen, oder wie später geschah, zwei seiner Söhne studieren zu lassen; er siedelte in demselben Jahre 1787 über nach Löbnitz, um hier, halbwegs zwischen Stralsund und Rostock die Pacht eines größeren zusammenhängenden Grundbesitzes zu übernehmen. Durch die Hilfe einiger Freunde, deren besonderer Günstling Ernst Moritz war, wurde es ihm möglich, auch diesen zweiten Sohn auf das Gymnasium zu schicken. Der Jüngling besaß im Lateinischen und Französischen, auch in der Geschichte und Erdkunde recht gute Kenntnisse; Griechisch verstand er noch gar nicht, Mathematik sehr wenig; aber was ihm fehlte, eignete er sich durch Fleiß bald an unter der Leitung des vortrefflichen Konrektors Furchau, dessen Hausgenosse er war. Daher wurde er, in die Sekunda aufgenommen, bald zu den guten Schülern der Klasse gezählt. Rasch gewann er eine Vorliebe für das Griechische und leistete hierin, wie überhaupt in den Sprachen und der Geschichte, Tüchtiges, während er der Mathematik und Physik niemals Interesse abgewinnen konnte.

Rege genug war der gesellige Verkehr im Elternhause zu Grabitz gewesen; trotzdem erschien der junge Arndt im Vergleich mit den meisten seiner Mitschüler, die in der Stadt selbst aufgewachsen, zum Teil schon kleine Stutzer waren und das Leben mehr, als recht war, kannten, als ein blöder, schüchterner Landjunge, linkisch, ungeschickt und befangen. Aber er erwarb sich,

wie er später erzählte, „bald durch seinen Fleiß Achtung und durch seine Faust Furcht.“ Durch Familien, welche mit dem Elternhause befreundet waren und ihn daher oft als Gast am Mittags- oder Abendtische sahen, wurde er rascher, als ihm lieb war, in eine ziemlich rege und oft zerstreuende Geselligkeit hineingezogen. Er verkannte nicht, daß manche Gefahr hierin für ihn selbst lag. Wieder erschienen ihm jene Schreckgespenster, welche einst Rousseau und Salzmann ihm vorgespiegelt hatten. Daher setzte er jene harte, spartanische Selbsterziehung, deren früher gedacht worden ist, fort; eifriges Studieren, Aufsuchen der Einsamkeit, Ertragen von Anstrengungen, Hitze, Kälte, Hunger, Durst half ihm jene Versuchungen der Jünglingsjahre siegreich bestehen, von denen er, wie fast alle bedeutenden Menschen, weit stärker als seine Altersgenossen nach seinem eigenen Geständnis angefochten worden ist.

Seine äußere Lage in Stralsund ließ wenig zu wünschen übrig. Er wurde nach zwei Jahren in die Prima versetzt; er erfreute sich der Zufriedenheit aller seiner Lehrer, der Achtung aller und der Freundschaft der wackersten seiner Mitschüler. Er machte in seinen Studien gute Fortschritte und war gern gesehener Gast in manchen angesehenen Familien der alten, damals schwedischen Hansastadt. Oft wanderte er Sonnabend Nachmittags vier Stunden weit hinaus nach Löbnitz zu seinen Eltern und fuhr Montag früh vor Sonnenaufgang auf einem Getreidewagen seines Vaters wieder nach Stralsund zurück. Trotzdem fehlte die rechte innere Zufriedenheit seiner Seele, ohne daß er sich über den Grund recht klar gewesen wäre; er glaubte, für einen gelehrten Beruf nicht geeignet zu sein und beschloß, dem Stadtleben zu entsagen und Landmann zu werden. Schon war er ein Jahr lang Primaner und war eben noch bei einer öffentlichen Prüfung durch besonderes Lob seiner Lehrer ausgezeichnet worden; da wanderte er urplötzlich, es war im Herbst 1789, eines Nachmittags zum Frankenthor aus Stralsund hinaus, ohne einen anderen Plan, als den, nicht wieder auf die Schule zurückzukehren; — wer denkt nicht dabei an Ulrich von Hutten, Schiller, Luther und andere große Männer, die ebenso

eigenmächtig den regelmäßigen Gang ihrer Bildung unterbrochen haben! — Ziellos, ohne Paß und Ausweis, wanderte er so mehrere Tage in die Welt hinein und bot sich auf den Guts- und Pachthöfen, an denen sein Weg ihn vorbeiführte, vergeblich als Schreiber oder Rechnungsführer an. Ein alter Hauptmann von Parsenow in Zemmin nahm nach einigen Tagen den Abenteurer freundlich an, nötigte ihn aber, erst die Einwilligung seines Vaters brieflich nachzusuchen. Der Vater hatte Umsicht und Geistesgegenwart genug, um durch einen freundlichen Brief, in dem er seinem Sohne die Wahl des Berufes völlig frei stellte, sich das Vertrauen desselben zu erhalten; daher wurde es dem Flüchtling nicht schwer, den Wagen, auf welchem sein Oheim den väterlichen Brief überbrachte, zu besteigen und nach Löbnitz zurückzukehren.

Aber das Stralsunder Gymnasium besuchte er nicht wieder. Sein Entweichen war von bösen Zungen übel mißdeutet worden. Er verzweifelte daran, die frühere geachtete Stellung im Kreise seiner Bekannten wiederzugewinnen und beschloß daher auf den Rat seines Vaters und seiner Lehrer, die ihm das alte Vertrauen nicht entzogen, in Löbnitz seine Studien fortzusetzen und sich auf den Besuch der Universität vorzubereiten. So verlebte der junge Mann anderthalb Jahre fleißiger Arbeit in Löbnitz. Die Stralsunder Lehrer unterstützten ihn mit Büchern und mit guten Ratschlägen, die er gewissenhaft befolgte. Dabei setzte er die alte Weise harter, spartanischer Selbsterziehung mit Eifer fort. „Soldatische Lager auf harten Brettern oder Reisig; Uebernachtungen unter freiem Himmel, wo ich mich, in meinen Mantel gehüllt, unter irgend einen Baum oder hinter einen Heuhaufen hinstreckte; Wanderungen oft meilenweit nach allen Seiten hin; besonders nächtliche Wanderungen, die ich begann, wenn die andern schlafen gingen — alles, um den in üppiger Jugendkraft schwellenden Leib Tapferkeit und Gehorsam zu lehren.“ Das sind seine eigenen Worte.

Die welterschütternden Ereignisse, welche zu jener Zeit in Paris vorgingen, wurden auch in Löbnitz im Kreise der Familie und der im Sommer oft zahlreichen Gäste besprochen. Arndt

wurde damals ein eifriger Leser und Vorleser der Zeitungen und nahm jetzt zuerst, natürlich noch ohne reiferes Verständnis, an den Begebenheiten der Zeitgeschichte auch außerhalb seiner engeren Heimat, lebhafteren Anteil.

Im Frühling 1791 bezog er die pommersche Universität Greifswald als Student der Theologie. Weniger aus wirklicher Neigung, als, weil nach seinem eigenen Geständnis „der Sohn eines Landpfarrers und Landmanns, wenn er nicht unfromm ist, zu diesem Studium auf die allernatürlichste Weise hingezogen wird, wählte er dieses Fach.“ Aber er war weit davon entfernt, sich hierauf zu beschränken. Eifrig hörte er die Vorträge des Generalsuperintendenten Schlegel, daneben aber auch Vorlesungen über Zweige der Naturwissenschaft und der Philosophie. Als er zwei Jahre später mit seinem Bruder Friedrich, der sich dem Studium der Rechte zugewendet hatte, nach Jena übersiedelte, wurde die Beschäftigung mit der Geschichte und Literatur, besonders der alten Griechen, sein Lieblingsfach. Schiller hatte damals seine Vorlesungen schon aufgegeben, der theologische Geschichtsforscher Griesbach und der Philosoph Fichte scheinen unter den Jenaer Professoren am meisten auf Arndt eingewirkt zu haben; der letztere aber weniger durch seine Lehrvorträge als durch seine tapfere Persönlichkeit.

Im Herbst 1794, nicht ganz fünfundzwanzig Jahre alt, verließ Arndt Jena und wanderte auf weitem Umwege über Leipzig, Quedlinburg, den Harz, Braunschweig nach Celle und Hamburg. Dort verweilte er einige Wochen, um das durch Lessing so berühmt gewordene Theater öfter zu besuchen, und kehrte dann, noch im Oktober, zu seinen Eltern nach Löbnitz zurück.

Auffallend ist, daß diese Universitätsjahre, in denen die meisten Männer für ihre ganze geistige Entwickelung die Direktive erhalten, auf Arndt keine bedeutende Einwirkung gehabt zu haben scheinen. Er weiß in späteren Jahren kaum noch genau zu berechnen und aufzuzählen, was er auf der Akademie eigentlich getrieben und gelernt hat. Sein Universitätsleben erscheint ihm später wie ein Traum. Wenn er auch mitunter

viel las, besonders seine Lieblinge, die Griechen, hatte er doch eigentlich nie das Gefühl, gute Fortschritte in seinen Studien zu machen. Die Gedichte, die er verfaßte, mißfielen ihm;[1]) Aufsätze, die er hin und wieder schrieb, schienen ihm gegen die früher in Stralsund geschriebenen an Form und Inhalt zurückzustehen. Aber die Bedeutung, welche jene Jahre für seine Charakterentwickelung gehabt haben, erkannte er dankbar auch später an. Er lebte das frische, fröhliche Burschenleben mit, erwarb sich die Achtung und Freundschaft manches wackern Burschen und galt unter seinen Genossen für fleißig und kenntnisreich.

Dabei blieb er sittenstreng und mäßig, suchte mehr noch als früher die Einsamkeit auf und setzte seine bewährte Abhärtungsmethode in Greifswald und Jena fort. Fröhliche Gelage in der Gesellschaft lieber Freunde wechselten mit harter Anstrengung und ernster Arbeit ab. Weite Wanderungen, die er früher nur zum Zweck der Abhärtung unternommen hatte, gewannen jetzt für ihn den besonderen Reiz, Land und Leute durch die Anschauung und den unmittelbaren Verkehr kennen zu lernen. Er wußte später, wieviel er solchen Wanderungen zu verdanken hatte, sie wurden ihm zum Lebensbedürfnis, und noch als Greis hat er in den Rheingegenden selbst größere Reisen ganz zu Fuß ausgeführt. Im Kampfe gegen Versuchungen zur Trägheit, zum Leichtsinn, zur Üppigkeit stählte sich der Charakter des Studenten, und der Kampf wurde ihm bei seinem heißen Blute und leidenschaftlichen Temperamente nicht so leicht, wie seine Gefährten glauben mochten. Oft fühlte er sich von ihnen mißverstanden, wenn sie manche sonderbaren Eigenheiten seines Wesens falsch erklärten, und meinte später, daß seit jener Zeit, wo sein Gemüt durch Arbeit und inneren Kampf oft „wirklich abgespannt und verfinstert“ war, ein gewisser Trotz und eine

[1]) Im Jahre 1791 hatte Arndt die ersten Proben seiner Dichtkunst veröffentlicht; nach seiner eigenen späteren Angabe im Göttinger Musenalmanach. Arndt muß sich geirrt haben, denn der G. M. jenes Jahres enthält von ihm kein Gedicht.

große Gleichgiltigkeit gegen fremdes Urteil sich seiner bemächtigt hätten.

Trotzdem dachte er als Mann gern an die goldene Zeit der akademischen Burschenfreiheit zurück; tief hat ihn später die Beschränkung derselben durch strenge Gesetze und mißtrauische polizeiliche Aufsicht geschmerzt. Die Freiheit des Studenten galt ihm für eine durch nichts zu ersetzende Schule der Selbständigkeit und des Mutes, in welcher die Feigheit, Selbstsucht, Schwächlichkeit sich nicht behaupten konnte. Über alle Ausschreitungen des jugendlichen Übermutes, welche nicht unsittlich oder unehrenhaft waren, urteilte er auch später milde, wenn er einmal schrieb: „Wer keine Jugendthorheiten mitgemacht hat, wird selten Männerthaten thun.“ Als er selbst akademischer Lehrer war, schrieb er eine lange gründliche Abhandlung zum Schutze der damals bedrohten studentischen Freiheit.[1])

Im Oktober 1794 kam Arndt wieder zu seinen Eltern nach Löbnitz. An Charakter war er zum Mann gereift; aber seine Zukunft lag gänzlich dunkel noch vor ihm. Denn über die wichtigste Frage, welche überhaupt einen Jüngling beschäftigt, und welche der Mann sich selbst beantwortet haben muß, diejenige der Berufswahl, war er noch zu keiner Entscheidung gekommen.

Ohne rechte Neigung hatte Arndt Theologie studiert. Er war ein fleißiger Student gewesen und mit einer seltenen Vielseitigkeit in die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft eingedrungen. Jedes Fach hatte ihm einen eigenen Reiz abgewonnen; keines aber ihn so mächtig angezogen, daß er es gerne zur Hauptbeschäftigung seines Lebens gemacht hätte. Was er gelernt hatte, erzählt er später, blieb so tot und reizlos in ihm liegen, daß ihn immer dünkte, er lernte nichts.

---

[1]) Gemeint ist die Abhandlung „**Über den deutschen Studentenstaat**“; zuerst veröffentlicht in der Zeitschrift „Der Wächter“ (Köln 1815); später wieder abgedruckt in Arndts „**Schriften an und für seine lieben Deutschen**“, Teil II, N. 14.

Zwei Jahre blieb er in Löbnitz, unterrichtete seine beiden jüngsten Geschwister und studierte eifrig fort. Er begann alles das, was er seit jener Flucht aus Stralsund „mit lüsternem Heißhunger" an Kenntnissen und an Gelehrsamkeit sich angeeignet hatte, noch einmal durchzuarbeiten und zu vertiefen; und so gelangte er allmählich zu der inneren Klarheit des Geistes, welche für jede gründliche wissenschaftliche Thätigkeit die unentbehrliche Voraussetzung ist. Der Verkehr mit den Eltern und Geschwistern, mit den zahlreichen Freunden und Sommergästen des Elternhauses hielt ihn in beständiger Anregung.

Weil er einmal doch einem bestimmten Beruf sich zuwenden mußte, unterzog er sich im Jahre 1796 der theologischen Prüfung in Greifswald und erwarb sich dadurch die Erlaubnis zum Predigen. In demselben Jahre siedelte er über nach Altenkirchen auf Rügen. Ein alter Freund seiner Eltern, der Dichter Kosegarten, war damals Pfarrer in Altenkirchen, er lud den Kandidaten Arndt dorthin ein, um seine Kinder zu unterrichten.

Arndt folgte der Aufforderung gern, wenn auch Kosegartens ausgezeichnete Bibliothek ihn hauptsächlich dahin zog; seines Gönners Kinder waren für den Unterricht fast noch zu klein. In Altenkirchen hat Arndt auch zuweilen gepredigt; er wurde sich bald bewußt, die Sprache mit flüssiger Leichtigkeit und Gewandtheit zu gebrauchen; aber der Beifall, den seine Zuhörer ihm spendeten, machte ihn nicht eitel. Er war nicht so zufrieden mit sich, wie andere mit ihm, bei den hohen Anforderungen, die er an sich stellte; und gerade diese Versuche im Predigen, durch die er zuerst die Aufmerksamkeit anderer in höherem Grade erregte, brachten ihn für immer ab von dem Entschlusse, Geistlicher zu werden.

Tief verdroß ihn die unredliche und unrechte Art, wie die guten rügenschen und vorpommerschen Pfarrstellen besetzt wurden; die dabei häufige Erschleichung und Liebedienerei gegenüber der Stockholmer Regierung; der anspruchsvolle und weltmännische Dünkel, den einzelne Geistliche seiner Heimat förmlich zur Schau trugen. Aber ausschlaggebend war etwas anderes für ihn: Er fühlte nicht den rechten Beruf für das geistliche Amt, und war,

wenn auch unbewußt, doch von der dazumal herrschenden theologischen Lauigkeit und kirchlichen Gleichgiltigkeit mit beeinflußt. Außer Kosegarten standen noch mehrere ausgezeichnete Geistliche der Nachbarschaft mit Arndt in freundschaftlichem Verkehr. Manche Anregung verdankte er ihnen, aber sein Entschluß, „der Geistlichkeit Ade zu sagen und sich in die volle Weltlichkeit hineinzustürzen", wurde dadurch nicht geändert.

Aber welchen Beruf sollte er wählen? Eine ausschließende, starke Neigung regte sich nicht in ihm, obgleich er achtundzwanzig Jahre jetzt zählte. Zunächst ergriff ihn nur ein unwiderstehliches Verlangen, die Welt zu sehen, eine weite und lange Reise zu machen. Sein Vater war damals in der Lage, ihm die hierfür notwendigen Geldmittel zu gewähren; und so kehrte er im Frühling 1798 aus Altenkirchen zurück nach Löbnitz, um sich hier für eine große europäische Wanderung zu rüsten. Mit der Familie Kosegartens, dessen Amtsgenosse er bald in Greifswald werden sollte, blieb er in inniger Freundschaft verbunden. Am 2. Mai schickte er seiner kleinen Schülerin Alwine Kosegarten als Abschiedsgruß einen Blumenstrauß mit einem zierlichen Gedicht; noch in seinem fünfundachtzigsten Jahre erinnerte er die alte Freundin, Frau Pastor Alwine Baier geb. Kosegarten in einem Briefe daran, wie er sie einst durch seine mitternächtigen Strandwanderungen entsetzt hatte: „Ich wanderte damals in Ahndung dunkler ferner Zukunft, für welche ich mir die härteste, freiwilligste Erziehung männlicher Zucht zugelegt hatte. Dieser meiner harten Selbsterziehung verdanke ich es wohl, daß ich noch mit leidlicher Rüstigkeit ohne Brille und Krücke unter den Lebendigen wandele." Noch wenige Tage vor seinem Tode schrieb er an seine frühere Schülerin mit der alten Anhänglichkeit und Teilnahme.[1])

Der Entschluß, einmal gefaßt, wurde rasch ausgeführt. Ohne vorgezeichneten Plan, ohne ein anderes Ziel, als das,

[1]) Die erwähnten Briefe sind zum Teil veröffentlicht in der Schrift von A. Höfer: „E. M. Arndt und die Universität Greifswald zu Anfang unseres Jahrhunderts." Greifswald 1860. S. 89—92, 111—115. Die Schrift ist später im II. Teil vielfach benutzt worden.

Land und Leute in der Nähe und in der Ferne kennen zu lernen, wanderte Arndt in die Welt hinaus, um erst nach anderthalb Jahren, im Herbst 1799, seine Heimat wiederzusehen. Im Juni finden wir ihn in Baireuth und im fränkischen Jura, wo er die berühmten Höhlen des Kalksteingebirges besuchte, und wo durch die zahlreichen Burgruinen und andere Denkmäler aus alter Zeit sein Interesse für die ältere deutsche Geschichte zuerst mächtig angeregt wurde. Über Nürnberg wanderte er dann nach Regensburg und fuhr die Donau hinab nach Wien, wo er sich mehrere Monate aufhielt. Im September ging er über Graz und Laibach nach Triest und segelte nach Venedig. Von hier reiste er teils zu Schiffe, teils zu Wagen, teils zu Fuße nach Florenz und wollte die Reise nach Rom, Unteritalien und Sizilien fortsetzen. In Florenz überraschte ihn der Ausbruch des Krieges im Herbst 1798; daher fürchtete er, daß ihm für lange Zeit die Möglichkeit der Rückkehr verschlossen bleiben möchte, und reiste im Winter über Genua und Nizza nach Südfrankreich. Über Lyon führte ihn sein Weg nach Paris, wo er den ganzen Sommer 1799 verblieb. Erst im Herbst ging er über Brüssel, Lüttich, Aachen, Köln, Mainz und durch Mitteldeutschland wieder nach seiner pommerschen Heimat zurück.

Arndt hat nicht nur zeitlebens von den Erinnerungen dieser Reise gezehrt, sondern zeitlebens dankbar anerkannt, welche großartige Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises er durch dieselbe gewann. Die Beschreibung der Reise hat er einige Jahre darauf in einem sechsbändigen Werke herausgegeben. Noch jetzt darf man füglich behaupten: Wer lernen will zu seinem eigenen Nutzen, zu seiner Belehrung zu reisen, der lese Arndts Reisebeschreibungen. Die Reise war eine ununterbrochene kulturgeschichtliche Studie. Die landschaftliche Natur, die Thätigkeit der Menschen, die Denkmäler der Geschichte, die Stätten künstlerischer und wissenschaftlicher Arbeit beachtete er mit gleichem Interesse. Dem Volksleben mit seinem Ernst und Scherz, seiner Arbeit und seinen Festen wendete er eingehende Aufmerksamkeit zu. Überall suchte er, durch eine ziemlich umfangreiche Sprachkenntnis dazu befähigt, Gespräch und Gedankenaustausch mit den

Menschen.[1]) Seine Reisebeschreibung zeigt überall den sinnenden, streng historisch denkenden Beobachter, der uns in seinen späteren politischen Schriften entgegentritt. In Wien war er der Anerkennung voll über Kaiser Josephs II. Anstalten zur Bethätigung der christlichen Nächstenliebe; er rühmt die guten Erziehungserfolge des Taubstummeninstitutes ebenso wie die sorgfältige Behandlung und Pflege der unglücklichen Bewohner des Irrenhauses. Der Stephansdom und die berühmten Gemäldesammlungen des Belvedere und des Lichtenstein'schen Palastes hatten für ihn denselben Reiz wie die zahlreichen Konzerte und Theater. Wenn ihm der damalige österreichische Soldatenstand gründlich mißfiel, weil Gemeingeist und Ehrgefühl nach seiner Beobachtung zu wenig bei Gemeinen und Vorgesetzten gepflegt wurden, so freute er sich über den Bauernstand in Niederösterreich; zu dessen Freiheit, Selbstbewußtsein, Wohlhabenheit, Stolz und Wertschätzung bei andern Ständen, sogar bei dem Landadel, stand freilich die damalige äußere Lage des Bauernstandes in Arndts Heimat in einem schneidenden, beschämenden Gegensatze. In Venedig fesselten die Gondelführer, die vielen Bettler, die leichte und schwatzhafte Gewandtheit der Italiener, welche aus jeder kleinen Verlegenheit, fast aus jeder Frage des Reisenden für sich selbst Vorteil in Gestalt barer Münze zu ziehen wußte, der rege Kanal- und Straßenverkehr mindestens ebenso stark seine Aufmerksamkeit, wie der Markusplatz und die andern Denkmäler einer großen Vergangenheit, welche überall die kleine, unbedeutende Gegenwart beschämten.

Mit Italienern, Deutschen, Franzosen, sogar mit Türken kam er auf der langsamen Wasserfahrt von Venedig nach Ferrara in lebhaften Meinungsaustausch. Gespräche mit französischen Emigranten, sowie die unverschämte Prahlerei französischer Soldaten, Tagesblätter und Flugschriften in Bologna lehrten ihn, den begeisterten Lobredner der politischen Freiheit

[1]) „Reisen durch einen Teil Teutschlands, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799", von E. M. Arndt, 6 Bände. Leipzig 1801. — Später gab Arndt das Werk in vier Bänden nochmals heraus.

und Prediger des Tyrannenhasses, zuerst die Schattenseiten der französischen Republik kennen; und der spätere Todfeind des „Korsischen Tyrannen" vernahm in Italien über den jungen General Bonaparte, auf dessen beginnende Heldenlaufbahn damals ganz Europa mit Sorge und Spannung schaute, nur eine einzige Stimme der höchsten Anerkennung. „Ein Mann, der in einer so mißlichen Lage so alle Herzen gewinnen konnte, muß wert sein, den Menschen zu gebieten": So schrieb er nach einigen Jahren[1]) und besang damals in einer begeisterten, fast überschwenglichen Ode den Mächtigen".[2])

In Frankreich mehrten sich die nachteiligen Eindrücke von allen republikanischen Staatseinrichtungen. Schon in Nizza, wo er am 24. März die Unruhen der Wahlen erlebte und die darauf folgenden pomphaften Festlichkeiten sah, erkaltete seine Sympathie für das freie Frankreich; wieviel mehr noch, als er den Mangel jeder Ordnung und Zucht, die freche Räuberei der aus Italien zurückkehrenden französischen Soldaten und die Unordnung der Heeresverwaltung sah! Unter der Verschlechterung des Post- und Verkehrswesens hatte er selbst arg zu leiden, nicht minder durch die lästige und mißtrauische Kontrolle seiner Karten, Tagebücher und Pässe. Wie entsetzt war er beim Anblick der furchtbaren Zerstörung Lyons durch die revolutionäre Schreckensherrschaft, über die sittliche Verwilderung und das wirtschaftliche Elend, welche er in der Hauptstadt kennen lernte!

Fast ebenso bereichert an Erfahrung und Weltkenntnis, wie weiland Luther nach seiner Romreise, kehrte Arndt in die Heimat zurück. Der Sinn für die geschichtliche Welt- und Zeitbetrachtung war mächtig in ihm angeregt worden. Von der Reise schrieb er einige Jahre später an einen Freund, mit dem er in Wien zusammengetroffen war und von dort aus Preßburg und Ofen besucht hatte: „Das war ein Einfall von Gott; denn ohne sie wäre ich vielleicht nie ein Mann geworden. Sie hat mir

---

[1]) Teil II (der ersten Ausgabe) S. 186.

[2]) Das Gedicht „der Mächtige" in der letzten von Arndt hergestellten Ausgabe seiner Gedichte (1859). S. 28.

zuerst Freiheit und Klarheit in mir selbst gegeben und jenen Mut, der nicht mehr kindisch vor dem Bösen zittert, weil er des Guten ewig gewiß ist".[1])

Kurze Zeit blieb er bei seinen Eltern; dann ging er nach Greifswald, um sich an der Universität als Lehrer der Geschichte niederzulassen. Nicht nur seine wissenschaftliche Neigung, sondern auch sein Herz hatte ihn dorthin gezogen; schon wenige Monate später finden wir ihn vermählt mit Charlotte Marie Quistorp, der Tochter eines Greifswalder Professors der Naturwissenschaften. In einem lateinischen Bewerbungsschreiben suchte er im Februar 1800 bei der Fakultät der Philosophen die Verleihung der Magisterwürde nach. Er reichte eine kurze geschichtlich-philosophische, lateinische Abhandlung ein[2]) und unterzog sich im März der vorgeschriebenen Prüfung. Wie es in dem Fakultätsbericht heißt, wurde er „unanimi sensu approbiert, insonderheit da er viele Geschicklichkeit in der Historie sowohl als in der lateinischen und griechischen Sprache an den Tag legte." So war er Magister, erwarb sich durch Verteidigung jener Abhandlung in einer öffentlichen Disputation die Doktorwürde[3]) und erhielt beim Beginn des Sommerhalbjahres die Erlaubnis „die Historie und Philologie zu docieren."

---

[1]) „Briefe an Freunde" S. 182.

[2]) In dem vorhin erwähnten Buche A. Höfers sind die Urkunden, welche auf Arndts Habilitation und Beförderung Bezug haben, veröffentlicht.

[3]) Der Titel der Schrift war: **Dissertatio sistens momenta quaedam, quibus status civilis contra Russovii et aliorum commenta defendi posse videtur.** Es war dies wohl seine Habilitationsschrift. Sie scheint verschollen zu sein, ist wenigstens nicht einmal in Greifswald selbst auf der Universitätsbibliothek vorhanden. — Wie der Titel zeigt, war sie eine Kriegserklärung gegen Rousseaus Lehre vom contrat social, ist also schon bezeichnend für Arndts spätere geschichtliche Beurteilung alles Staats- und Gesellschaftslebens.

II. Arndt als akademischer Lehrer in Greifswald.

Die Universität war reich ausgestattet; sie war Gegenstand sorgfältigster Pflege der Schwedenkönige und der schwedischen Statthalter Pommerns; aber sie war schwach besucht. Das lag in der Natur der Sache; denn bei der politischen Verbindung jenes Ländchens mit Schweden ganz in das Interesse dieses Staates gezogen, konnte sie aus andern Teilen Deutschlands nur schwach, aus Schweden aber bei der getrennten Lage und der Verschiedenheit der Sprachen fast gar nicht besucht werden.

Schon im Sommerhalbjahr 1800 hielt Arndt Vorlesungen vor wenigen Zuhörern, aber unter großem Beifall, wie ihm die Fakultät im Herbst des Jahres amtlich bezeugte. Seine Vorlesungen waren so verschiedenartig und zahlreich, wie es heute bei der in der Wissenschaft so weit durchgeführten Teilung der Arbeit nicht möglich sein würde. Er las über Gegenstände der Geschichte im weitesten Umfang, mit Einschluß der Kultur-, Sitten- und Kunstgeschichte, erbot sich sogar zu Vorträgen in der griechischen Sprache über irgend einen Schriftsteller; sie kamen aber wegen Mangels an Zuhörern wohl nicht zu stande. Einige Jahre später las er fast ebenso viele philologische wie geschichtliche Kollegien. Seine wissenschaftliche Arbeit war von Anfang an nicht tendenzlos; schon seine ersten geschichtlichen Schriften zeigen das Streben, die Erscheinungen der Gegenwart geschichtlich zu begründen und nach Analogien aus einer vielleicht sehr fernen Vergangenheit zu erklären, und wollen mit vollem Bewußtsein bestimmend auf die Meinung der Zeitgenossen einwirken.

Aus einer schon 1800 angekündigten Vorlesung „Geschichte aller Republiken und ihrer Tendenz" ging noch in demselben

Jahre eine kleine Schrift hervor: „Über die Freiheit der alten Republiken“.[1]) Das Motto „Wem Furcht vor jemand seine Zunge schließt, der dünket mich der schlimmste nun und immer“ beweist, daß Arndt auch auf die Gefahr hin, sich Feinde zu machen, gewisse verbreitete Vorurteile seiner Zeit angreifen wollte. Er will in der Schrift einer übertriebenen Wertschätzung der republikanischen Freiheit des Altertums entgegentreten mit dem Beweis, daß der verbreiteten republikanischen Schwärmerei ganz unrichtige geschichtliche Vorstellungen über Leben und Staatsformen der Alten zu Grunde liegen.

Das einleitende Gedicht[2]) spricht des Verfassers Meinung aus, daß die wahre Freiheit nicht an bestimmte Staatsformen gebunden ist, sondern durch die Beschaffenheit der Menschenherzen bedingt wird. Mit scharfem Tadel wendet sich Arndt gegen den Irrtum, als ob eine Staatsform und Gesetzgebung dauernd und sicher menschliches Glück begründen könne; an den Beispielen von Sparta, Athen, Rom zeigt er, wie die Alten über Gesetz und Freiheit, Verfassung und Menschenrechte wirklich gedacht haben. Er beweist, daß Sparta eine drückende, einseitige, auf ein Kriegs- und Raubsystem gegründete Aristokratie gewesen sei, und die sogenannte Freiheit der Spartiaten nur durch blutige Unterjochung der Heloten, Messenier u. s. w. bestanden habe. Er erinnert an die gewaltthätige Behandlung der athenischen Bundesgenossen in den besten Zeiten Athens; erzählt, wie Sparta unter dem Vorwande, die politische Freiheit herzustellen, die kleinen Staaten unterdrückte. Wie einseitig und selbstsüchtig das republikanische Rom über Freiheit dachte, zeigt er an dem Verhalten Roms gegen die Gallier, Syrakuser, Karthager, an der Behandlung der Sklaven. Wie die Partei-

[1]) Vollständiger Titel: Ein menschliches Wort über die Freiheit der alten Republiken. Greifswald 1800. — Die Schrift ist sehr selten geworden. Arndt selbst hat sie später niemals erwähnt.

[2]) Das Gedicht fehlt in den späteren Sammlungen der Gedichte Arndts.

leidenschaft, ein „echt republikanisches Erzeugnis", alle natürlichen Bande zerriß, wie oft blutige Kriege, welche um der „Freiheit" willen geführt wurden, schreckliche Beispiele der Tyrannei und des Despotismus hinterließen, dafür giebt er zahlreiche Belege aus der alten Geschichte. Er kommt zu dem Ergebnis: Auch im Altertum hat stets das Recht der Gewalt und des Stärkeren geherrscht; das bisher oft geträumte Reich der Gerechtigkeit und Freiheit hat noch niemals bestanden; aber die weltgeschichtliche Gerechtigkeit strafte den Mißbrauch der Freiheit stets mit der härtesten Knechtschaft, bei den Griechen durch die römische Arglist, bei den Römern durch die Cäsaren.

Die Anwendung dieser Lehren auf die Gegenwart, in welcher die französische Republik schon ihren Cäsar gefunden hatte, und die Uneinigkeit der Deutschen, die aus einem falschen Freiheitsstreben hervorgegangen, zu einer Reihe schmachvoller Friedensschlüsse geführt hatte, lag zu nahe, um nicht von Kundigen folgerichtig gezogen zu werden. Wie Arndt vorausgesehen hatte, erregte die kleine Schrift bei manchen Amtsgenossen Mißfallen und Tadel; sie hinderte aber nicht, daß der Verfasser im folgenden Jahre (wie er meinte, nicht ohne Einfluß der Quistorp'schen Familie) zum Adjunkten der philosophischen Fakultät, zunächst mit einem bescheidenen Gehalt, ernannt wurde. Die Mehrheit der Fakultät hatte seine Bewerbung unterstützt mit ausdrücklicher Anerkennung auch seiner Redner- und Dichtergabe; schon war er als Dichter aus dem Göttinger und Düsseldorfer Musenalmanach bekannt geworden.[1])

Arndt war mit gründlichen und vielseitigen Kenntnissen ausgestattet zur akademischen Laufbahn übergegangen. Zwar urteilte er später, er hätte über allerlei Gegenstände, denen er kaum halb gewachsen war, Vorträge gehalten; aber er lernte beim Lehren; seine Studien erweiterten und vertieften sich mit

[1]) Nach Arndts eigener, von A. Höfer S. 45 mitgeteilter Angabe, vergl. jedoch oben Anm. zu S. 12. — Den Düsseldorfer Musenalmanach für die Jahre 1798 und 1800 habe ich nicht auftreiben können, bin also hier nicht im stande, Arndts Angabe zu kontrollieren.

den Jahren; der Umgang mit den Amtsgenossen, dem Geschichtsforscher Rühs, dem Naturforscher Rudolphi, besonders dem Rechtslehrer Schildener, der zeitlebens Arndts treuster Freund blieb, hielt ihn in beständiger wissenschaftlicher Anregung.

Leider war sein eben begründetes häusliches Glück von kurzer Dauer; seine junge Gattin starb schon im Sommer 1801 nach der Geburt eines Söhnchens; der Großvater, Professor Quistorp, und später die Oheime Karl und Friedrich Arndt nahmen sich der Erziehung des armen, mutterlosen Kindes an.

Die vorhin besprochene Schrift Arndts verrät eine gründliche Belesenheit in den alten Griechen und Römern; er hatte nicht nur die Geschichtschreiber und Redner, sondern auch die Dichter und Philosophen studiert. Daher hielt er auch in den nächsten Jahren noch Vorlesungen über die Litteratur der Griechen und Römer, sogar über das Gebiet der Erziehungslehre. Mit musterhafter Sorgfalt führte er seine labores und diaria, die in Greifswald damals vorschriftsmäßigen wissenschaftlichen Tagebücher, und erst allmählich beschränkte er sich auf geschichtliche Vorlesungen.

Wir sahen früher, wie die Erfahrungen und Eindrücke jener großen Reise Arndts geschichtliches Urteil bilden halfen. Tiefere Studien befestigten in ihm den Glauben an eine göttliche Weltregierung und eine vergeltende geschichtliche Gerechtigkeit. Er war ein Freund der monarchischen Staatsform; aber erst durch die Erfahrungen der Zeitgeschichte gewann er eine feste und reife politische Überzeugung. Sein Herz war noch zwischen Schweden und Deutschland geteilt während seiner ersten Greifswalder Jahre. Auf der Reise durch Italien und Frankreich hatte er sich mehrmals für einen Schweden ausgegeben; mit gutem Gewissen, denn bei der politischen Verbindung seiner Heimat mit Schweden war er thatsächlich schwedischer Staatsangehöriger. Diese Zwitterstellung jenes deutschen Küstenländchens war nicht geeignet, eine feste politische Meinung in den Bewohnern zu bilden, aus ihr erklärt sich zum Teil die Schärfe, mit welcher Arndt später den vaterlandslosen, weltbürgerlichen Kosmopolitismus immer verurteilte.

Die Schlachten bei Marengo und Hohenlinden, die Verhandlungen zu Rastatt und der Friede zu Lunéville zeigten ihm die Größe der Gefahr, welche von Westen her das zerrissene und uneinige Deutschland bedrohte. Je größer das Unglück des Vaterlandes wurde, desto mehr wandte sich ihm seine Liebe zu; nicht sein Verstand, sondern sein Herz ließ ihn Deutschland als sein wirkliches Vaterland erkennen. „Der übermütige wälsche Hahn krähte sein Viktoria über den Trümmern der geschändeten Herrlichkeit. Da war der Tag gekommen, wo alle einzelnen Gefühle und Urteile und Lieben und Vorlieben in den großen Schutt mit zusammensanken." — „Als Oesterreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erst fing mein Herz an, sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Welschen mit rechtem treuen Zorn zu hassen." — „Auch der schwedische Partikularismus war nun auf einmal tot." — „Als Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit." So schrieb der Greis vierzig Jahre später in Erinnerung an die ersten Jahre des Jahrhunderts.[1])

Mit der ganzen Glut leidenschaftlicher Liebe umfaßte er bald sein deutsches Vaterland; und schon im Herbst 1802 unterbrach er die quellenmäßige Geschichtsforschung, mit welcher er damals beschäftigt war, um in einem ziemlich umfangreichen Buche unter dem Titel „Germanien und Europa 1802" seine Ansicht der damaligen Weltlage darzustellen.[2])

Arndt selbst urteilte später ziemlich wegwerfend über das Buch; manche darin ausgesprochene Ansicht hat er nicht aufrecht gehalten. Aber das Buch ist wichtig als die erste seiner zahlreichen Schriften über Zeitgeschichte und Politik. Wie später fast immer, beginnt er mit einer weitausholenden geschichtlichen Einleitung; er fingiert alle gegen seine Behauptungen, Befürchtungen u. s. w. denkbaren Einwände, um sie auf Grund seiner

[1]) „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" S. 90, 91.

[2]) Nach des Verfassers eigenen Worten in der Vorrede wurde das Buch im November 1802 fertig.

geschichtlichen Kenntnis und Erfahrung zu widerlegen. Zum ersten Male schrieb er mit Bewußtsein als Deutscher; er wollte nichts Geringeres, als den Deutschen zeigen, daß die Welt gewissermaßen aus den Angeln gehoben worden sei, und wie sie wieder zurecht gerückt werden könne. Das homerische Motto des Buches „εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνασθαι περὶ πάτρης" beweist, daß die Gefahr des Vaterlandes ihn zum Schreiben bewegte. Er führt die welterschütternden Thatsachen der letzten Jahre auf die übertriebene Geistigkeit des Zeitalters zurück, welche eine allgemeine Verbildung der Welt zur Folge gehabt habe. Den aufgeklärten Absolutismus Friedrichs des Großen läßt er eben daraus entstehen, woraus die französische Revolution; nämlich aus dem Irrtum, daß man mit Verleugnung aller geschichtlichen Grundlagen den vollkommensten Staat der reinen Idee in die Wirklichkeit einführen könne. Rückhaltlos erkennt er auch die Lichtseiten der Revolution an: Die großen Erfolge der französischen Waffen, meint er, beweisen die Überlegenheit der Einheit gegen die Koalition ungleichartiger Interessen, der Volksheere gegen die Söldnerheere; der talentvolle Mensch finde die Stelle, für welche die Natur ihn erschuf, eher in der Revolution als im fest geordneten Staatswesen. Dies führt ihn dazu, zum ersten Male öffentlich sein politisches Glaubensbekenntnis abzulegen, dessen Grundartikel, auf dem Boden geschichtlicher Studien erwachsen, er zeitlebens festgehalten hat.[1]) Die Gesetzgebung beruht auf der Idee des Volkes, die großen Gesetzgeber aller Zeiten sind bewußt oder unbewußt Repräsentanten des Volkswillens gewesen. Die höchste Gewalt oder Regierung soll nichts anderes sein als das gewaffnete Volk und das durch das Volk gewaffnete Gesetz; sie verwirkt aber ihre Herrlichkeit und giebt sich selbst den Todesstoß, wenn sie sich andere Gesetze macht oder sich selbst als höchstes Gesetz über alle Gesetze stellt, denn die Gewalt soll nur durch die Lehre von der Unverletzlichkeit der Gesetze bestehen. — Arndt tritt hier, wie immer, als ein ebenso entschiedener Feind des Fürst-

[1]) „Germanien und Europa" S. 275 ff.

Lehrerbildungsanstalt
Lehrer-Bücherei
Hamburg

lichen Absolutismus wie der republikanischen Partei- und Willkürherrschaft auf. Wenn er weiterhin ausführt, daß Sicherheit des Lebens und Eigentums im weitesten Sinne die Grundlagen jeder Staatsordnung sein müssen, als die gleichsam „organischen Gesetze" des Staates, so klingt das ziemlich trivial; aber er zeigt gleich darauf an geschichtlichen Beispielen, zu welchen Konsequenzen es geführt hat, wenn die Menschen diese irdischen Grundlagen des Staates verloren haben: Das Christentum des vierten und fünften Jahrhunderts verlor die Erde, weil die Menschen sie um des Himmels willen aufgaben; wohin führte es in Frankreich, daß die Menschen, welche regieren sollten, allen Erdenverstand verloren und in falscher Verblendung Moral, Vernunftreligion, Aufklärung, Menschenrechte zu Grundlagen des Staatslebens machen wollten? Aus jenen durch die Geschichte als notwendig erwiesenen „organischen Gesetzen" folgert Arndt die Heilsamkeit einer strengen, einheitlichen, daher womöglich monarchischen Regierung. Er verwirft alle sogenannte Staatsreligion; denn die Religion und ihre Ausübung soll die Staatsgewalt nur schützen, aber nicht anordnen. Alles, was mit dem Namen Sittengesetz begriffen wird, möge durch Gewohnheit geregelt und bestimmt werden, die allzeit mächtiger ist als das geschriebene Gesetz. Kunst und Wissenschaft können durch Gesetze nur Sklavengestalt annehmen, können nur in freier Luft als freie Musen oder Grazien gedeihen; denn „auf der Erde soll ich nur das Irdische zwingen."

Die eben erfolgten Friedensschlüsse zu Luneville und Amiens hatten erst den Anfang gemacht zu einer völligen Verschiebung der Staatenkarte und damit des europäischen Gleichgewichts. Das führte den Verfasser dazu, im Folgenden seine Lehre vom politischen Gleichgewicht zu begründen. Er hält den Anhängern des Weltbürgertums, welche alle nationalen und geschichtlichen Gegensätze übersahen, vor, daß die Verschiedenheit der Sprachen, des Klimas und aller andern natürlichen Lebensbedingungen immer auch eine Vielzahl und Verschiedenheit der Staaten erheischen muß: „Aus Liebe und Haß ist die Welt geboren; es stehe das Starke dem Starken gegenüber, nicht um sich zu ver-

derben, sondern um sich durch den Gegensatz, den Wetteifer und die Anspannung aller Kräfte zu halten." Staat und Nation soll nach seiner Ansicht Eins bilden; glücklich ist der Staat, dessen geographische Naturgrenzen mit der Sprachgrenze zusammenfallen. Nicht nur der Verlust der natürlichen Grenzen, sondern auch die Überschreitung derselben, so lehrt die Geschichte, ist für die Staaten immer verderblich gewesen. Unglücklich ist das Volk, welches einem andern, mächtigeren zur staatlichen Einheit angeschmiedet ist; unglücklich aber wird auch der Staat, welcher verschiedene Nationalitäten unter einer Herrschaft zusammenfassen will.

Auf diesem Wege kommt Arndt dazu, dem Helden der Zeit, Bonaparte, der damals dem Namen nach erster Konsul der Republik, in Wirklichkeit unumschränkter Herrscher Frankreichs war, den Krieg zu erklären: Bonaparte hat als Herrscher Glänzendes geleistet, hat aber sein Land mehr glänzend als glücklich gemacht. Ist er der so oft gepriesene Retter und Wohlthäter Europas wirklich? Er hat den begonnenen Staatsbau nicht vollendet; seine Konsularregierung ist eine übel verlarvte Despotie und daher die furchtbarste politische Reaktion. Er unterdrückt die Freiheit der Zunge und der Feder. Welchem höheren Staatszweck dient die verwirrende Dunkelheit politischer Geheimnisse, der Mangel aller Öffentlichkeit, die er den Franzosen zu seiner eigenen sittlichen Rechtfertigung schuldig wäre? Warum führte er die Herrschaft der katholischen Hierarchie wieder ein, während Religionsfreiheit unter staatlichem Schutze dem Lande heilsamer gewesen wäre? Warum unterdrückte er mit Gewalt den Aufstand in der Vendee, der bald von selber verblutet wäre? — Gegen die Verdienste, welche der General sich erworben hatte, war Arndt nicht blind; aber selbst seine beste That, die Reform der Gesetzgebung, geschah, wie er meint, nicht nach einem einheitlichen, wohl durchdachten Plane, sondern in überstürzender Hast und Eile; was der ruhigen, langsamen, freien Entwickelung bedarf, kann nicht durch Dekrete und durch Zwangsmaßregeln gemacht werden. Der schon ins Kraut schießende Nepotismus, der Schwindel der Ehrenlegion, die

Geheimpolizei, dies alles sieht einem Despotenstaate zu ähnlich, um nicht für die Zukunft schwere Befürchtungen zu erregen. Endlich die maßlosen Eroberungen Frankreichs sind, wie Arndt mit richtigem Takt schon jetzt behauptet, für das Volk und den Staat nur ein Unglück; sie verschieben das natürliche Gleichgewicht der Kräfte und können nur durch Gewalt behauptet werden; sie erzwingen also einen furchtbaren Steuerdruck und eine furchtbare Militärlast. Gegen alle denkbaren Einwände verteidigt Arndt das harte Urteil, Bonaparte habe weder für seine Zeit noch für die Bedürfnisse seines Volkes Verständnis, sondern verfolge nur eigennützige Zwecke.

Mit Bangen sieht der Verfasser in die Zukunft, wenn er an sein Vaterland denkt. Seit Jahrhunderten der Kriegsschauplatz aller Völker Europas, hat es seine natürlichen Grenzen und mit ihnen die Idee der Einheit und Gemeinschaft eingebüßt. Preußens Erstarken neben Österreich scheint ihm den deutschen Zwiespalt zu verewigen. Woher soll das uneinige, in seiner Geteiltheit so ohnmächtige Deutschland die Mittel des Widerstandes gegen den furchtbaren Eroberer nehmen?

Bei der Trübung des nationalen Bewußtseins der Deutschen, bei ihrer Neigung, das Fremde nachzuahmen, bei der sprichwörtlich gewordenen Uneinigkeit fürchtet Arndt fast schon das Schicksal Polens und Italiens für sein Vaterland. Aber er verkennt auch nicht, daß sich in Deutschland schon ein neuer, lebendiger, vaterländischer Geist regt, besonders bei der Jugend; auf diese setzt er seine Hoffnung. „Gott verläßt seine Teutschen nicht", das ist seine Zuversicht. „Sollten auch Ströme Blutes noch fließen, es muß und es wird ein neues, starkes, einiges, herrliches Teutschland auf den Trümmern des alten heiligen Reiches erblühen." —

Arndt selbst bezeichnete dieses Buch später als „eine etwas wilde und bruchstückige Aussprudelung seiner Ansicht der Weltlage von 1802"; aber die Staatstheorie, welche er darin aufgestellt und begründet hatte, hielt er im wesentlichen zeitlebens fest, und sein Urteil über Bonaparte, seine Zukunftserwartungen, hat die Geschichte nicht Lügen gestraft.

Gleichzeitig beschäftigte ihn ein Gegenstand der urkundlichen Geschichtsforschung. Arndt entstammte dem erbunterthänigen Bauernstande Rügens. Auf seiner großen Reise hatte er in Österreich, in der Wetterau und andern Gegenden Deutschlands einen freien, selbstbewußten Bauernstand kennen gelernt; er hatte gesehen, daß auch sonst in Deutschland fast überall die Bande der bäuerlichen Dienstbarkeit weniger drückend, leichter durch Loskauf und andere Mittel lösbar waren, als in Pommern und Rügen. Während die meisten deutschen Regierungen eine Erleichterung der Dienstbarkeit, und Befreiung der ländlichen Bevölkerung anstrebten, erlebte Arndt in seiner Heimat das Gegenteil davon: Der grundbesitzende Adel Rügens versuchte seit längerer Zeit nicht ohne Erfolg, die geringen Reste alter Bauernfreiheit ganz zu vernichten. Willkürlich wurde oft statt der Erbpacht oder anderer Leistungen und Abgaben, zu denen die Bauern von alters her verpflichtet waren, ein drückender Hofdienst von den Herren gefordert, der den Bauern alle wirtschaftliche Freiheit nahm, die freien Bauern allmählich zu Dienstbauern machte und dazu führte, daß die Bauerndörfer zum Teil verarmten und verödeten, während der Großgrundbesitz auf Kosten der kleinen Besitzer sich ausdehnte. Etwa seit dem Jahre 1780 hatte dieses sogenannte „Bauernlegen“ in erschreckender Weise zugenommen. Den Beispielen empörender Gewaltthat, Willkür und Ungerechtigkeit, welche dabei vorkamen, setzte die Stralsunder Regierung nur einen schwachen Widerstand entgegen; nachteilige Folgen, wie Verarmung und Verminderung des Landvolkes, Thaten persönlicher Rachsucht u. s. w. blieben nicht aus und legten jedem Vaterlandsfreunde die schwersten Befürchtungen nahe.

Bei Arndt war das Wahrheitsgefühl vielleicht stärker als jede andere Empfindung. Tief empörte ihn die Art, wie die Rügener Landherren das Recht beugten und ihre Ungerechtigkeit und Willkür mit Gründen der geschichtlichen Überlieferung, des Staatsinteresses, sogar der christlichen Sittenlehre zu beschönigen wußten. Mehrere Jahre lang forschte er dem Ursprung und der Geschichte der Erbunterthänigkeit in Pommern und Rügen

nach und veröffentlichte im Jahre 1803 seine Untersuchungen in einer längeren Abhandlung unter dem Titel: „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen".[1]) Es war eine geschichtlich-politische Schrift: Arndt geht zurück auf die ersten Zeiten der Einwanderung deutscher Ansiedler in die Slavenländer an der Ostsee; durch streng urkundliche Forschung zerstört er den von dem Eigennutz der Grundherren verbreiteten Wahn, daß die Einwanderer jenen Zustand der Leibeigenschaft schon in den Slavengegenden vorgefunden hätten. Vielmehr beweist er aus Schriftstellern des sechszehnten Jahrhunderts, daß noch zur Zeit Luthers die Stellung der Bauern ziemlich frei und das Band der Hörigkeit sehr lose gewesen ist. Aber schon vor 1600 begann das System der planmäßigen Unterdrückung und des Bauernlegens. Der Verfasser beweist alsdann, immer sicheren geschichtlichen Belegen folgend, wie seit dem Elend des dreißigjährigen Krieges die auf Kornpachten und Naturalabgaben gegründete Lehnsabhängigkeit immer mehr in ein Verhältnis der persönlichen Dienstbarkeit, zuletzt der sklavischen Leibeigenschaft übergegangen ist; viele Schäden der Gegenwart bespricht er eingehend. Er erhebt schwere Anklagen gegen die Willkür des Bauernlegens, wobei oft nicht einmal die vorher festgesetzten Bedingungen eingehalten wurden, weil die Kenntnis des Rechtes den Bauern fehlte; gegen die Höhe der für die Freigebung geforderten Summen; gegen die Ungerechtigkeit, mit welcher die Grundherren in die persönlichen Verhältnisse ihrer Gutsunterthanen bei Heiraten, Todesfällen u. s. w. einzugreifen beliebten. Der Verfasser fordert dann von der Regierung ein Verbot des weiteren Bauernlegens. Aus Beispielen der Geschichte beweist er, daß die Leibeigenschaft dem Interesse der Menschen und des Landes gleich nachteilig sei. Die Gründe, welche in der Regel für dieses persönliche Dienstverhältnis geltend gemacht wurden, ent-

[1]) „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen." Berlin 1803. — Nach der Vorrede schrieb Arndt schon 1802 das Buch nieder; das Motto lautet: „In einem freien Staate müssen Zunge und Geist frei sein."

kräftet er der Reihe nach und zeigt, daß der Zustand der Landeskultur, der Intelligenz, der Sittlichkeit durch die Aufhebung desselben nur gewinnen kann. Er hat schon den Gedanken, Altersversorgungsanstalten für freie Landbewohner zu errichten, durch das System regelmäßiger Geldbeiträge und gegenseitiger Versicherung. Um wieder einen freien Bauernstand zu gründen, legt er es der Regierung nahe, die großen Domänen- und Kammergüter zu kleinen Zins-Bauernlehen zu zerstückeln, und verspricht sich Nachahmung dieses Beispiels bei manchen Privatbesitzern. Aber Arndt übersieht auch die Gefahren nicht, welche mit einer plötzlichen gesetzlichen Aufhebung der Leibeigenschaft verbunden sein würden; deshalb betont er nur die Notwendigkeit der That selbst; über die Art der Ausführung erwartet er bescheiden, staatsmännisch geschultere und erfahrenere Männer sich äußern zu hören.

Arndt setzte einige Hoffnung auf sein Buch; zu sehr war er sich bewußt, die Sache des Rechtes und der Wahrheit zu vertreten. Aber er wußte auch vorher, daß er an den einflußreichen Grundherren seiner Heimat, welche eigennützig an ihren vermeintlichen Rechten festhielten, keine Freunde gewinnen würde.

Die Schrift erregte nicht nur die tiefste Verstimmung dieser Herren, sondern zog dem Verfasser eine förmliche Anklage zu. Mehrere Edelleute lieferten sie in die Hände des Schwedenkönigs Gustav IV. Adolf; mehrere Stellen, welche angeblich unehrerbietige Äußerungen über frühere Könige Schwedens enthielten, waren darin rot angestrichen. Im Auftrag des Königs mußte der Statthalter Pommerns, der Freiherr von Essen, dem Arndt als seinem Gönner und Vorgesetzten das Buch gewidmet hatte, den Verfasser zur Verantwortung ziehen. Arndt wurde nach Stralsund beschieden; in dem Buche, welches der Freiherr ihm vorlegte, strich er nun seinerseits die Stellen an, wo die vorkommenden Bedrückungen der Bauern besonders hart gerügt waren, und bat, dasselbe dem König wieder zuzusenden. Der Statthalter ging auf Arndts Vorstellungen freundlich ein und erfüllte seine Bitte; der König hat darauf geantwortet: „Wenn dem so ist, so hat der Mann recht“. — Die Anklage hatte für

Arndt keine nachteiligen Folgen; und er schrieb, als nach einigen Jahren die Leibeigenschaft in Pommern und Rügen aufgehoben, die gutsherrliche Gerichtsbarkeit durch königliche Kreisgerichte ersetzt wurde, dies zum Teil der Einwirkung seines Buches auf den König zu.

Arndt war durch seine Forschungen zum ersten Male tiefer in das Studium der Geschichte Schwedens eingeführt worden. Wenn er auch in Deutschland sein Vaterland schon erkannt hatte, wendete er doch seit jenen Jahren zeitlebens dem schwedischen Lande und Volke ein besonderes Interesse zu; er glaubte, daß seine Vorfahren aus Schweden nach Deutschland eingewandert wären. Da er Schweden kennen zu lernen wünschte, erbat er sich bald nach jenem Verhör in Stralsund Urlaub zu einer längeren Reise dorthin und erhielt ihn. So fuhr er im Herbst 1803 über die Ostsee, um erst ein Jahr später zurückzukehren; er machte die Reise aus eigenen Mitteln. Fast den ganzen Winter brachte er in Stockholm und an verschiedenen geschichtlich bedeutsamen Orten der Umgegend, z. B. auf dem Schlosse Gripsholm am Mälarsee, zu. Manchen trefflichen Freund gewann er dort, z. B. den Freiherrn Otto Munk, in dessen Hause zu Edeby am Mälarsee er jetzt und später glückliche Tage verlebte. Tief betrübte ihn der Tod seiner Mutter, den ihm sein Bruder Friedrich zu Anfang des Jahres 1804 aus Löbnitz meldete.[1])

Im Frühling 1804 verließ er die Hauptstadt, und lernte auf einer längeren Reise fast alle Landschaften des mittleren und südlichen Schwedens kennen. Er besuchte die alte Universitätsstadt Upsala und reiste von dort nach Westen. Im Mai sah er den Wenersee, noch mit Eis bedeckt, die Trollhättafälle, Göteborg, im Juni die Bergwerks- und Schmiedegegenden von Avestad und Fahlun, und besuchte die Heimat der aus Gustav

[1]) Vergl. „Aus Friedrich Arndts Papieren“ S. 102, in Arndts „Schriften an und für seine lieben Deutschen“ Teil I. Unter jenem Titel hat Arndt eine Anzahl Briefe, die er in den Jahren 1804 bis 1815 von seinem Bruder Friedrich erhielt, veröffentlicht; mehrfach ist später im Text darauf Bezug genommen worden.

Wasa's Geschichte bekannten Dalkarle am Siljansee. Über Gefle fuhr er im Sommer weiter nach Nordwesten hinauf; er sah Östersund und hielt sich einige Tage in den Ansiedelungen der Lappen nahe der norwegischen Grenze bei Drontheim auf. Bei der Rückreise nach Stockholm durch Helsingland lernte er die schlimmen Feinde der Nordlandreisenden im Sommer, die Mückenschwärme, aus eigener Empfindung kennen. Erst im Spätsommer besuchte er Südschweden, um von Ystad aus im September wieder nach Stralsund hinüberzusegeln.

Auch diese Reise-Erfahrungen und -Eindrücke hat Arndt später in einem mehrbändigen, höchst anziehend geschriebenen Werk veröffentlicht.[1]) Wie seine Art ist, zeigt sich der Verfasser überall als scharfer, denkender Beobachter der Natur und der Menschen, ihrer Thätigkeit und ihres Kulturzustandes. Er befährt die Bergwerke in Fahlun und Grythytta und beschreibt den Betrieb des Bergbaues; er erbittet sich Auskunft über den Ertrag desselben in alter und neuer Zeit und macht darüber genaue zahlenmäßige Angaben. Für den Stand der Landwirtschaft und Forstwirtschaft, wo von einer solchen die Rede sein kann, hat er ein aufmerksames Auge. Die landschaftliche Eigenart in Kleidung, Landessitte, Mundart, Umgangsform faßt er rasch und bestimmt auf. Über die Armen- und Krankenpflege der Städte und die humanitären Anstalten anderer Art läßt er sich genau unterrichten; eingehend beschreibt er die Einrichtungen der Universität Upsala und des höheren Schulwesens in Schweden. Ein besonderes Interesse wendet er aber allen Denkmälern der Geschichte zu: Upsala, Westeräs, Göteborg, Helsingborg und andere Städte durchwanderte er mit lebendigem geschichtlichen Sinne. Die sprechenden Zeugen der Vergangenheit in den Kirchen, auf Schlössern, in öffentlichen Gebäuden aller Art sucht er auf und setzt sie zur Gegenwart in Beziehung. Stets empfänglich ist sein Ohr und sein Herz für alle Orts- und Landessagen; stets ist er erfreut, wenn er hin und wieder in abgelegenen Landschaften, z. B. bei den Dalkarlen, die er

[1]) „Reise durch Schweden im Jahre 1804." Berlin 1806.

für einen keltischen Stamm hält, eine auf frühere Jahrhunderte zurückgehende mündliche Überlieferung entdeckt.

Arndt gewann durch diese Reise eine große Vorliebe für Schweden und seine Bewohner; zeitlebens hat er sich gern mit der Sage und Geschichte dieses Landes beschäftigt. Sein schon erwähntes Reisewerk sollte die Kenntnis Schwedens und das Interesse für jenes Land und Volk unter den Deutschen verbreiten helfen und zwischen dem nördlichen und südlichen Zweige des großen Germanenstammes eine geistige Brücke schlagen; das blieb auch später Arndts Lieblingsgedanke.

Der lange Aufenthalt Arndts in Schweden ließ in seiner Heimat seltsame Gerüchte entstehen, daß er zu dem König und andern einflußreichen Männern Schwedens in ein nahes persönliches Verhältnis getreten wäre. Sein Bruder Friedrich, der damals Advokat in Bergen war, glaubte es nicht; aber die Sache an sich beweist, daß man von dem jungen Greifswalder Professor — den Titel hatte er damals noch nicht einmal — keine unbedeutenden Erwartungen hegte.[1])

Im Herbst war Arndt in Greifswald, um nach langer Unterbrechung seine Vorlesungen und seine wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen. Vielleicht entsprach es nur der feststehenden Reihenfolge, es konnte aber jene oben erwähnten Gerüchte nur bestärken und seinen Ruf vermehren, daß gerade er am 1. November, dem Geburtstage des Königs Gustav Adolf, die Festrede hielt, bei der öffentlichen Feier in der Universität. „Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache" zu entwickeln: Diese Aufgabe stellte er sich in seiner Festrede, und bewies aus dem Schatze seiner umfassenden Belesenheit am Lateinischen, Griechischen, Französischen und Deutschen, daß die Sprache ein Abbild des Volkes sei, welches sie spricht, daß sie die Hauptmerkmale der Eigenart des Volkes, des Landes und des Klimas zeige.[2])

[1]) „Aus Friedrich Arndts Papieren" S. 104.

[2]) Vergl. die kleine, sehr selten gewordene Schrift Arndts: „Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache". Rostock und Leipzig 1805.

Wie schon früher erwähnt wurde, setzte Arndt auf das heranwachsende Geschlecht große Hoffnungen für Deutschlands Zukunft. Er hielt es für die Aufgabe des Universitätslehrers, eine nicht nur wissenschaftlich tüchtige, sondern auch charaktervolle, streitbare, fromme und deutsch empfindende Jugend zu erziehen. Daher beschäftigte er sich von jetzt an auch mit den wichtigsten Fragen der Erziehungslehre und hielt, obgleich er die Anzahl seiner Vorlesungen beschränkte, auch solche über Erziehung im weitesten Sinne des Wortes. Schon im Sommer 1803, also *vor* der Reise nach Schweden, kündigte er an: „Pädagogik mit praktischen Übungen"; unmittelbar nach der Rückkehr: „Geschichte der politischen und privaten Erziehungsmethoden mehrerer Zeitalter", und „Versuch, die Wechselwirkung zwischen Willkür und Notwendigkeit in ihnen historisch zu deuten."[1]) Ein recht umfangreiches Werk, „*Fragmente über Menschenbildung*" ging aus seinen Studien auf diesem Gebiete hervor: Eine ungemein reichhaltige Sammlung geistvoller Gedanken und Ausführungen aus fast allen Gebieten der Erziehungslehre. — Liebevolle Naturbetrachtung in dem heimatlichen Garten zu Löbnitz hatte den Anstoß gegeben zur Abfassung des Werkes; demgemäß verraten schon die ersten Abschnitte desselben Rousseaus mächtige Einwirkung, wenn der Verfasser aller Unnatur und Künstelei in der Erziehung mit scharfen Worten den Krieg erklärt; Tod wünscht er „den krächzenden Geiern der Weisheit", „der Flagellantenschar aller faulen Rückenbleuer"; „hört nicht auf die Affen, die künstelnd die Natur entweihen!" Voll heiligen Zornes ruft er aus:

„O Kindheit, kommt kein Gott und bricht die Kette,
Womit dich Büberei und Vorurteil umschlingt?
Wie lange währt's, daß dich die Etikette
Noch auf Prokrustes Eisenbette
Zur Gliederpuppe zwingt?"[2])

[1]) Vergl A. Höfer S. 50.

[2]) „**Fragmente über Menschenbildung**" in zwei Bänden, Altona 1805. Ein dritter Band: „**Briefe an Psychidion**" oder „**Über weibliche Erziehung**" wurde 1811 verfaßt, aber erst später

Arndts Thätigkeit an der Greifswalder Universität, ohnehin nicht von langer Dauer, wurde noch mehrmals unterbrochen. Auch war die damalige unsichere Weltlage einer ruhigen, gelehrten Arbeit so ungünstig wie möglich. Jene Festrede am Geburtstage des Königs, mancher einzelne aus seinem Leben in diesen Jahren uns aufbewahrte Zug, seine baldige Beförderung, sowie mancher ehrenvolle Auftrag, der ihm zu teil wurde, beweisen, daß er unter den Lehrern der Universität eine geachtete Stellung einnahm; aber die rechte innere Befriedigung gewann er aus seiner Thätigkeit nicht. Längere Zeit lebte er in einer krankhaften Stimmung des Weltschmerzes, der Unzufriedenheit mit sich selbst und seiner Umgebung. Seine Briefe, so wenige aus den Jahren 1805 und 1806 erhalten sind, sind voll bitterer Klagen, wie arm die Zeitgenossen an Verständnis seien für die Gefahren des Zeitalters und für seine Aufgaben. In dem Jahre der Schlacht bei Austerlitz und des Friedens zu Preßburg riet er einem Jugendfreunde, der sich auf die akademische Laufbahn vorbereitete, dringend davon ab, das Katheder zu besteigen. Er fand, daß „die meisten unserer sogenannten Gelehrten dümmer sind als der Bauer, der seinen Katechismus

---

(Altona 1819) herausgegeben. — In Löbnitz (nach der Einleitung des Werkes) hatte ein naturliebender Freund, der mit seiner Gattin sich als Gast dort aufhielt, fünfundvierzig Vogelnester im Garten gezählt; weil er bei den Bewohnern des Gutes keinen Glauben fand, wurde nachgezählt, und es fanden sich sogar achtundvierzig Nester. Einem Gespräche, das infolge dieser Entdeckung des Abends über Liebe, Ehe und Kinderzucht in der Natur und im Menschenleben lebhaft geführt wurde, verdankte Arndt die erste Anregung zu diesem Werke. — Ungefähr in derselben Zeit entstand eine wenig bekannte Tragödie Arndts: „**Der Storch und seine Familie.**“ Leipzig 1804. Weil der Inhalt dem Gebiete der Erziehungslehre angehört, widmete Arndt sie seinen alten Lehrern am Gymnasium zu Stralsund. Das Stück ist poetisch fast wertlos, nur als Satire von Interesse; es verrät der Form nach die Kenntnis von Aristophanes' „Vögeln“ und ihrer Stadt Wolkenkuckucksheim. Arndt tadelt darin auf das schärfste die Thoren, die, weil es ihnen an den erforderlichen geistigen und sittlichen Voraussetzungen fehlt, in ihren Universitätsstudien, besonders auf dem Gebiete der Philosophie, auf gefährliche Abwege sich verirren.

nicht lesen kann"; daß „so viele Professoren nichts als Leihbibliotheken und tote Register der Gelehrsamkeit seien; seelenlose Larven, aus hundert und tausend andern Larven zusammengestückelt." Die Deutschen möchte er gern als ein Volk von Bürgern und Männern sehen; er sieht in ihnen aber zur Zeit ein Volk von Kosmopoliten und Philosophen. — Allmählich befestigte sich bei ihm die Meinung, daß nur diejenige Wissenschaft existenzberechtigt wäre, welche auch dem praktischen Leben mit ihrer Arbeit diente. Er fand, daß das Gelehrtentum seiner Zeit dem Leben und dem Volkstum entfremdet wäre und erst für beide wiedergewonnen werden müßte. Er grollte über „den Siegeshohn selbstsklavischer Fremden", über „die duldende und mitunterjochende Niederträchtigkeit der eigenen Landsleute"; er behauptet sogar, daß „die heillose Menge der Jetztlebenden alles will, aber nichts duldet, alles wagt, aber nichts vollendet."[1]) „Die Meisten leben in Schwäche und Eitelkeit dahin, die Tüchtigen kämpfen blutig mit sich selbst und mit der Welt; glücklich und stillfrei sind wenige jetzt." Nie ist ihm „die tiefe Schmach des Zeitalters, der ungöttliche, gesetzlose Sinn so schrecklich klar gewesen", wie jetzt (im Oktober 1805); „Verstand und Männlichkeit sind unter den Menschen wunderbar im Abnehmen, sowie Albernheit und Eitelkeit im Zunehmen sind." Ja, er dachte alles Ernstes daran, „selbst auf das Land zu flüchten und sich und den Rest seines Lebens in stiller Thätigkeit zu begraben".[2])

---

[1]) Diese Stellen sind einer Schrift Arndts entnommen, die schon früher erwähnt wurde: „Briefe an Freunde." Altona 1810. Es sind zwei Sammlungen von Briefen, an F. M. A. im Jahre 1805 und an E. E. W. im Sommer 1807 geschrieben.

[2]) Diese Stellen sind Citate aus einer Briefsammlung, die später sehr viel benutzt worden ist: **E. M. Arndts Briefe an eine Freundin** (an Frau Charlotte von Kathen, geb. von Mühlenfels in Sessow auf Rügen), herausgegeben von Langenberg, Berlin 1878. Die erhaltenen Briefe umfassen die Jahre von 1805 bis 1850 mit geringen Unterbrechungen und bilden zu den schon erwähnten „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" die nur bis zum Tode des Freiherrn vom Stein (1831) reichen, eine willkommene Ergänzung.

Lehrerinnen-Seminar
Freiligrathstr. 22
NAMUR

Bitter schmerzte es ihn, daß viele seiner Greifswalder Amtsgenossen, darunter sein Schwiegervater, Professor Quistorp, erklärte Franzosenfreunde und Verehrer Napoleons waren. Nach den Unglückstagen von Ulm und Regensburg schien die Gefahr, welcher Arndt früher schon angstvoll entgegengesehen hatte, nämlich das Schicksal Italiens oder Polens für Deutschland, unmittelbar bevorzustehen. Da schrieb er im Herbst 1805 im Laufe weniger Wochen seinen „Geist der Zeit." Das aus Theophrast entnommene Motto des Buches: „Die Natur gab den Menschen die Thränen und die Rede, sie von den Tieren zu unterscheiden" zeigt uns, in welcher Stimmung und Absicht er dasselbe niederschrieb.[1])

Laut und eindringlich klagen will der Verfasser; er will als ein Warner der blinden, in der Irre tappenden Menge, als ein Stundenweiser der Zeit sprechen, will Zeitbilder und bedeutsame Zeiterscheinungen wie im Spiegel den Menschen zeigen und alle Schurken, welche die Wahrheit gleisnerisch verhüllen, Lügen strafen. Entartet ist der Gelehrtenstand; er erfüllt seine Aufgabe, die Stimme für Freiheit und Recht zu erheben, nicht; diejenigen, welche ihrem Berufe nach die Besten und Weisesten der Nation sein sollten, haben in ihrem Dünkel, ihrer eitlen Vielwisserei die Fühlung mit dem Leben der Nation verloren; sie können dieselbe nicht aus ihrem Todesschlummer erwecken. Selbst bei denen, die noch am meisten Fühlung mit dem Volksleben behalten sollten, den Geschichtsschreibern, findet Arndt volle Köpfe, aber leere Herzen, viel Reflexion, aber wenig warme Begeisterung für die Sache; die Zeitungsschreiber nennt er feige und feile Seelen, welche oft im Dienste eigennütziger Interessen die Wahrheit verschweigen, welche sie verkündigen sollten.

Die Zeitgenossen, an und für welche er schreibt, beurteilt er sehr scharf: Es ist ein kraftloses Geschlecht, ohne Geist und Thatkraft, klein und verzagt, zu klug für die Erde, zu feig für den Himmel. Statt des freien Bürgersinnes herrscht durch die

---

[1]) „Geist der Zeit" von E. M. Arndt 1806. Erster Teil. — Das Buch wurde mit unbedeutenden Änderungen öfter wieder aufgelegt.

künstliche Ausbildung der modernen Staatsmaschine, welche der persönlichen Freiheit kaum noch den geringsten Spielraum ließ und daher zum Staats-Despotismus führen mußte, ein feiger Sklavensinn. Selbst die Jugend ist alt geworden, ohne Lebenslust und Lebensmut; und der Gehorsam gegen die Gesetze besteht nicht durch den freien Willen der Bürger, sondern durch äußeren Zwang. — Arndt zeigt dann an Beispielen aus der Geschichte, daß die innere Kraft der Staaten stets weniger auf der Verfassung und den Gesetzen, als auf der persönlichen Tüchtigkeit der Bürger beruht hat. — Dann giebt er eine große Übersicht über den gegenwärtigen Zustand der europäischen Völker: er geht die ganze Staatenkarte des Erdteils durch und fragt, welches Volk innere Kraft genug habe, um die alternde Welt zu verjüngen, ein neues Zeitalter der Befreiung von dem Geist und Geschmack der Franzosen, von dem Schwerte Napoleons herbeizuführen, welche ihre gefährliche Herrschaft immer weiter über Europa ausbreiten. Auf manche Völker setzt der Verfasser große Hoffnungen. Viel erwartet er von dem ritterlichen Heldensinn der Spanier; von den Italienern, die gerade in den Zeiten ihrer tiefsten politischen Erniedrigung am entschiedensten die geistige Führerschaft unter den Kulturvölkern des Abendlandes behauptet haben; von den Nordgermanen jenseits der Ostsee, denn von altersher seien „von Süden her die Lehrer und Bildner, aus dem Norden die Rächer und Befreier der Welt ausgegangen.“ Wenig erwartet er von dem eigennützigen Krämersinn der Engländer; von den Russen, die wie die meisten halbbarbarischen Völker bei geringem Erfindungsgeiste einen schlauen Nachahmungstrieb besitzen. —

Von seinen lieben Deutschen kann der Verfasser nur mit tiefem Schmerze sprechen. In Kürze überblickt er die deutsche Geschichte von Anbeginn bis zur Gegenwart; fast zu allen Zeiten vermißt er das Bewußtsein der Einheit und Zusammengehörigkeit bei den Deutschen. Auch jetzt schaut das Volk stumpf und gleichgiltig dem allgemeinen Verderben zu, denn Gelehrte und Philosophen haben den Geist eines unheilvollen Weltbürgertums in das Volk hineingetragen. Warnend erinnert

er an die Hellenen, welche in ihrer Uneinigkeit und staatlichen Zersplitterung eine leichte Beute der italischen Eroberer geworden seien. — Preußens hohen politischen Beruf hatte der Verfasser damals noch nicht erkannt. Daß Friedrich der Große mehr als irgend ein anderer deutscher Mann gethan hatte, um den Bau einer künftigen deutschen Einheit zu begründen, entging ihm; erst in der letzten Zeit seines Lebens sah er es ein.[1]) Er behauptete vielmehr, daß der große Preußenkönig, dessen Größe im Vergleich zu seiner Zeit er rückhaltslos anerkannte, nur preußische Staatsinteressen und persönliche Herrscherinteressen verfolgt, aber keinen Gedanken für nationale Einheit und Größe gehabt hätte; er sieht ihn an als den Schöpfer eines künstlichen Soldatenstaates und des deutschen Dualismus, der die Spaltung und Zwietracht im Reiche anscheinend verewigt habe. Einen schweren Vorwurf aber, den Arndt gegen den Staat der deutschen Zukunft erhebt, können wir auch heute nicht zurückweisen. Die letzte Teilung Polens und der gleichzeitige Baseler Friede waren ein Unglück und eine Schmach für Preußen; denn damit gab Preußen die Ehre auf, Deutschlands Retter zu sein, wurde zum Verräter der deutschen Sache und zog kleinen Ländergewinn großer, rühmlicher Gefahr vor.

Derselbe Mann, welcher erklärter Anhänger der monarchischen Staatsform war und alles republikanische Wesen verwarf, hatte den Mut, den deutschen Fürsten im Folgenden eine ernste Strafrede zu halten: Ländersucht und Ehrgeiz habe sie seit Jahrhunderten beherrscht; Familienheiraten, Erziehung durch Höflinge und Schmeichler,[2]) dazu die leidige Nachahmung

---

[1]) Arndts letzte politische Schrift „Pro populo Germanico", 1854 in Berlin erschienen, urteilt gerechter über Friedrich den Großen; Arndt selbst gesteht in derselben seinen früheren Irrtum ein.

[2]) Diese Erwägung beschäftigte in späteren Jahren Arndt oft. Er kam darüber in Petersburg 1812 in eifrigen Gedankenaustausch mit mehreren der kaiserlichen Familie angehörigen Damen. Aus dieser Anregung entstand eine kleine Schrift: „**Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten.**" Berlin 1813; gewidmet der Kaiserin Elisabeth Alexiewna von Rußland und der Herzogin Antonie Amalia von Wirtemberg.

welscher Sitten und Lebensformen haben die Geschlechter so tief verderbt, daß die Fürsten selten noch edel und vaterländisch empfinden. Er hält ihnen den schmachvollen Länderschacher zu Rastatt und Paris vor, wo sie „Krämern und Juden" sich gleichstellten, ihre Unterthanen den Interessen des persönlichen Eigennutzes opferten. Er geht so weit, sie „Verbrecher an der deutschen Nation" zu nennen; sie selbst haben den Sturz so vieler Throne in den letzten Jahren verschuldet; denn statt der Treue und Wahrheit und des Gemeinsinnes, wodurch allein Fürsten und Völker groß werden können, haben sie List und Betrug in das öffentliche Leben der Menschen eingeführt. Manche haben sich sogar als gehorsame Vasallen Napoleons schon zu Franzosenknechten erniedrigt!

Während er schrieb, überraschte ihn die Schreckenskunde der Schlacht bei Austerlitz; der frische Eindruck gab den letzten Teilen des Buches einen leidenschaftlicheren Klang. Gegen Napoleon erhob er jetzt weit schärfere Anklagen als vor drei Jahren. Seine frühere Befürchtung, daß das Konsulat nur die Vorbereitung für einen wirklichen Despotenstaat sein würde, war nur zu bald gerechtfertigt worden. Arndt versagt dem furchtbaren Manne seine Bewunderung nicht, aber er bezeichnet ihn als nur „zum Krieger, nicht zum Herrscher geschaffen"; und erwartet, daß er, der einem blinden fatalistischen Glauben an sein Glück ergeben sei, dessen Pläne und Ehrgeiz mit jedem Mißerfolg nur wachsen, eine moderne Weltmonarchie gründen werde.

Alle diese Gedanken, welche seine Seele so tief bewegten, sprach Arndt in diesem Buche mit einer Beredsamkeit aus, wie sie aus der Glut leidenschaftlicher Empfindung allein entspringen kann. Aber der feste Glaube an die zweckbewußte göttliche Vorsehung, welche er in der Geschichte immer erkannte, hielt den um sein Vaterland Bangenden aufrecht: Kein blindes Schicksal, keine unerbittliche mechanische Notwendigkeit, sondern Gerechtigkeit und Freiheit, Recht und Wahrheit müssen zuletzt den Sieg in der Welt behalten. Die Gegenwart ist freilich trübe und umwölkt, tausend Ketten des staatlichen Zwanges und

der Etikette fesseln die freien Lebenskräfte der Menschen. Aber aus der vielleicht nahe bevorstehenden Zerstörung wird die Verjüngung der Welt hervorgehen; die Armut, welche der Zerstörung folgen muß, wird die Gerechtigkeit und Freiheit aus ihrem Schoße gebären; denn „Wahrheit und Freiheit sind die ewigen Lebensmächte der Menschen."

Ein Geist des Mutes und der Siegesgewißheit sprach aus dem Buche. Arndt sprach es in späterer Zeit aus, daß diese Schrift, welche von vielen für das am besten geschriebene seiner Bücher gehalten werde, seine litterarische Laufbahn für immer bestimmt hätte.[1])

Der „Geist der Zeit" wurde viel gelesen. Ob er tiefer gewirkt habe, wissen wir nicht. Des Vaterlandes Verderben konnte er nicht aufhalten; und zu richtig und zu scharf hatte Arndt die Sünden der Zeitgenossen darin getadelt, um nicht unter denselben sich manche Feinde dadurch zu machen. Mit zutreffendem Scherz äußerte sich ein alter in Rügen ansässiger und mit Arndt befreundeter Edelmann gegen seinen Bruder Friedrich: „Ihr Bruder hätte als Titel setzen sollen: Dummheit der Zeit."[2])

Arndt war schon im November 1805 von dem erwähnten Statthalter Pommerns, Freiherrn von Essen, zur Beförderung vorgeschlagen worden. Als im Frühling 1806 König Gustav Adolf selbst in Greifswald war und die Pommerschen Stände zum Landtag beschied, ernannte er am 11. April den Adjunkten Arndt zum außerordentlichen Professor, mit Erhöhung seines Gehaltes.[3]) Noch während der Anwesenheit des Königs, am

---

[1]) Vergl. Arndts viel späteres Werk: „Notgedrungener Bericht aus seinem Leben" Leipzig 1847, I. Teil, S. 202, 203.

[2]) „Aus Fr. Arndts Papieren" S. 117.

[3]) A. Höfer teilt S. 58 die Ernennungsurkunde mit. Arndt selbst giebt in den „Erinnerungen" S. 82 irrtümlich das Jahr 1805 an als Zeit seiner Beförderung. Man vergleiche aber, daß er in einem Briefe an Frau von Kathen vom 1. Dezember 1805 sich die Aufschrift „Professor" für Briefe der Freundin ausdrücklich verbittet, weil er nur Adjunkt und Dr. phil. sei.

16. Mai, hatte Arndt Gelegenheit, ihm in besonderer Audienz für seine Ernennung zu danken.[1])

Politische Unklarheit und Unreife waren die von Arndt so oft beklagten Kennzeichen jener Zeit. Aber er selbst war damals von diesen so verbreiteten Fehlern noch keineswegs frei. Der König hatte, wie früher erwähnt worden ist, im Jahre 1805 in seinen deutschen Landen die Leibeigenschaft aufgehoben (vergl. S. 32). Die Grundherren Rügens glaubten dadurch ihre alten Rechte geschädigt, und wünschten die schwedische mit der preußischen Herrschaft zu vertauschen, von welcher sie sich Wiederherstellung ihrer vermeintlichen standesherrlichen Rechte versprachen.[2]) Dieses an sich richtige Verlangen nach einem natürlichen politischen Anschluß, nach dem Aufhören der Fremdherrschaft auf deutschem Boden ging also nicht aus politischem Takt, sondern aus brutalem Eigennutz hervor. Selbst Arndt wurde dadurch für den Augenblick irre gemacht. Trotzdem er früher mit Entschiedenheit für die natürlichen Grenzen Deutschlands eingetreten war, wünschte er jetzt Fortdauer der schwedischen Herrschaft in seiner Heimat. Hatte er früher hin und wieder daran gedacht, nach Süddeutschland auszuwandern, so erklärte er doch jetzt in einem Briefe seine Hoffnung, „daß wir treue Schweden bleiben" und setzt hinzu: „Franzosenknecht in Süddeutschland mag ich nicht werden."[3])

Längere Zeit blieb der König in seinen deutschen Landen; aber Arndt war kein Zeuge mehr der Huldigungen, der feierlichen Aufzüge und Proklamationen, welche während des Sommers die alte Universitätsstadt erlebte. Seine eben begonnenen Vorlesungen über „Einleitung zu historischen Charakterschilderungen"[4]) mußte er abbrechen, um in Stralsund einen Auftrag

[1]) „Briefe an eine Freundin" S. 44.

[2]) „Aus Fr. Arndts Papieren" S. 110.

[3]) Vergl. Arndts Briefe an Frau von Kathen vom 2., 3. und 5. Juli 1806 (S. 42—44).

[4]) Arndt hat diese Vorlesungen, soweit sie gehalten worden sind, später herausgegeben unter dem Titel: „Einleitung zu historischen Charakterschilderungen" Berlin 1810. An Beispielen aus der Ge-

der Regierung auszuführen: Er sollte auf der dortigen Kanzlei die schwedischen Reichstagsakten in das Deutsche übersetzen und eine Reihe anderer geschichtlicher Urkunden bearbeiten.[1])

Da saß er in Stralsund eines Abends im Juli mit mehreren Freunden in einem öffentlichen Garten. Ein anwesender schwedischer Offizier ließ ein schlechtes Wort über das deutsche Volk fallen; der heißblütige Arndt geriet darüber mit dem Schweden in einen heftigen Wortwechsel. Drei Tage später wurde er am Strande von der Pistolenkugel des Offiziers im Zweikampfe fast zu Tode getroffen. Er nahm seine letzte Kraft zusammen, um zur Stadt zurückzuwandern, mußte aber dann mehrere Wochen im Krankenhause auf dem chirurgischen Streckbette festliegen. So gewann Arndt, der wegen seiner „guten Schwedengesinnung" schon von seinem Bruder Friedrich oft aufgezogen wurde, durch ein persönliches Erlebnis ernster Art sein deutsches Selbstbewußtsein und seinen deutschen Mannesstolz wieder. Seine Genesung erfolgte langsamer, als ihm lieb war. Noch gegen Ende des August mußte er täglich neu verbunden werden.[2]) Mehrmals ließ das Gerücht ihn sterben; aber gerade in dieser Zeit, wo er oft die wohlthuende Teilnahme der Verwandten und Freunde erfuhr, zeigen seine Briefe soviel Heiterkeit, Lebensfrische und guten Humor, wie bisher noch niemals. Im September wurde nach der langen Unterbrechung seine Arbeit in Stralsund erst zum Abschluß gebracht; um sich zu erholen, ging er zu seinem Vater nach Trantow an der Peene, wohin derselbe vor einem Jahre seinen Wohnsitz verlegt hatte.

schichte aller Zeiten führt er höchst geistvoll den Versuch aus, den Menschen außer aus der angeborenen individuellen Anlage zugleich aus der Natur seines Landes und der Eigenart seines Volkes zu erklären. Er stellt Betrachtungen an über die gegenseitige Abhängigkeit der Natur und des Menschen, des Landes und des Volkes. — So anziehend und lehrreich diese Vorträge sind, hat man den Eindruck beim Lesen derselben, daß Arndt sich auf Kosten einer exakten und methodischen Geschichtsforschung in eine interessante und geistreiche, aber unfruchtbare Kasuistik und eine Art dilettantenhafter Völkerpsychologie zu verlieren Gefahr lief.

[1]) „Aus Fr. Arndts Papieren" S. 121.

[2]) „Briefe an eine Freundin" S. 52.

Schon wollte er beim Beginn des Winterhalbjahres seine Vorlesungen in Greifswald fortsetzen, da traten Ereignisse ein, welche ihm eine rasche Entfernung aus Deutschland als Pflicht der Selbsterhaltung erscheinen ließen. Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen war ausgebrochen; noch im Oktober 1806 kamen die ersten Flüchtlinge aus der Schlacht bei Jena über die Peene. Die Besetzung der schwedisch-deutschen Lande durch die Franzosen war nur eine Frage der Zeit; und der Verfasser jener Bücher „Germanien und Europa" und „Geist der Zeit" hatte von Napoleon keine Nachsicht zu erwarten. Er hatte nicht Lust, sich „allenfalls einfangen und wie einen tollen Hund von den Welschen totschießen zu lassen", wie er sich später ausdrückte. Das Beispiel des unglücklichen Buchhändlers Palm in Nürnberg machte ihn vorsichtig; daher ging er mit seinem Vater zunächst nach Stralsund. Aber hier gab man ihm zu verstehen, daß seine Anwesenheit den Bürgern nicht erwünscht wäre; sein Bruder Friedrich schrieb im November an ihn drastisch genug: „Jetzt schon schreien die Stralsunder, daß ein solcher politischer Teufelsbraten, welchen der Bonaparte ihnen einmal anrechnen könnte, in ihren Mauern haust."

Arndt selbst fühlte sich bald auf deutschem Boden nicht mehr sicher; im Dezember bestieg er im Hafen von Stralsund ein Schiff und kam am zweiten Weihnachtstage 1806, seinem Geburtstage, als Flüchtling in der Hauptstadt Schwedens an.

III. Arndts unstätes Wanderleben bis zum Beginn der Befreiungskriege.

Arndt fand zunächst bei einem seiner deutschen Freunde in Stockholm freundliche Aufnahme. Nach wenigen Wochen hatte er schon eine bestimmte Anstellung gefunden. Sein Freund, Professor Schildener aus Greifswald, war vor einiger Zeit nach Stockholm berufen worden, um die schwedischen Gesetze für Pommern zu überarbeiten. Er erbat sich Arndt zum Mitarbeiter und erhielt ihn. So bekam Arndt eine feste Beschäftigung gegen Tagegelder und blieb mehrere Jahre mit der erwähnten Arbeit, die er selbst als eine vergebliche bezeichnete, und mit andern kleineren Arbeiten in der Staatskanzlei beschäftigt. Aber man vergaß ihn in Greifswald nicht. Schon im Januar 1807 folgten ihm mehrere Greifswalder Amtsgenossen nach Schweden. Seiner Entfernung wurde durch einen förmlichen Urlaub im Sommer 1807 der häßliche Charakter der Flucht genommen, und als im Mai dieses Jahres eine Vakanz eintrat, bewarb er sich von Stockholm aus um die ordentliche Professur der Geschichte. Neben einigen anderen Bewerbern hatte er wohl die meiste Aussicht auf eine Berufung; aber bei der Verworrenheit aller öffentlichen Verhältnisse, der Franzosenherrschaft im Lande kam es vorläufig überhaupt zu keiner Besetzung der Stelle.[1])

Außer dieser Arbeit auf der Kanzlei war Arndt in Stockholm auch als politischer Schriftsteller thätig. Noch auf deutschem Boden hatte er im September 1806 unter dem Titel: „Blick vor- und rückwärts“ eine leidenschaftliche Abhandlung

[1]) Diese Angaben nach Höfer S. 61—64.

geschrieben voll der furchtbarsten Anklagen gegen den großen äußeren Feind und gegen die inneren Feinde, d. h. alle entarteten Deutschen, die in dem großen Verderber Europas, in dem „neuen Mongolen und Sarazenen von Korsika“ noch immer den Retter und Heiland der Welt bewunderten. Die Schrift war ein Schlachtruf an die Fürsten und Völker zum gemeinsamen Kampfe gegen Bonaparte. Als Anhang waren ihr beigegeben metrische Übersetzungen von Schlachtliedern der alten griechischen Sänger Kallinos und Tyrtaios, von dem Lobliede des Kallistratos auf die athenischen Tyrannenmörder, und außerdem einige Gedichte seiner eigenen Muse, z. B. „das Lob des Eisens.“[1])

Arndt veröffentlichte die Abhandlung vorläufig nicht; ebenso wenig eine im Januar 1807 unter dem Titel „Blick vorwärts“ geschriebene. Hier erscheint der Verfasser nach seinen häufigen Kassandrarufen der letzten Jahre zum ersten Male wieder froher Hoffnung voll. Die Nachricht von einer ehrenvollen, mannhaften That des Königs Friedrich Wilhelms III. von Preußen hob seine Stimmung. Der König hatte nach schweren Niederlagen die tückischen und heuchlerischen Friedensanträge Napoleons zurückgewiesen, die ihm gelegte Schlinge glücklich vermieden und am Bündnis mit Rußland festgehalten. Zu dieser That beglückwünscht Arndt den König in seiner erwähnten Abhandlung. Er überblickt die Geschichte Preußens vom Jahre 1795, dem Jahre der tiefsten Schmach, an bis zu seiner zweideutigen Haltung im Jahre 1805, und erzählt dann kurz den Krieg des Jahres 1806. Er ist nicht zurückhaltend im Tadel, gegen die planlose Verteidigungsstellung der Preußen an der Saale, die Uneinigkeit des Oberbefehls, die Überschätzung der eigenen Kräfte und Hilfsmittel, die schmachvollen Kapitu-

[1]) Die Übersetzungen sind ebenso wie die Mehrzahl der Gedichte Arndts selbst in diesem Anhang recht schwerfällig und voll sprachlicher Härten; nur das „Lob des Eisens“ ist in die spätere Gesamtausgabe der Gedichte Arndts aufgenommen. Die Originale des Tyrtaios, Kallinos usw. finden sich in fast allen Anthologien der griechischen Lyriker; über Arndts Übersetzungen vergl. unten Anm. S. 50 und 51.

lationen der preußischen Festungen; aber auch gegen die tiefer liegenden geschichtlichen Gründe des preußischen Unglücks verschließt er die Augen keineswegs. Deutschland war so furchtbar, wie nie bisher, durch den Druck der Fremdherrschaft gefesselt; aber in dem 1806 an Napoleon gerichteten Ultimatum, das einer Kriegserklärung gleichbedeutend war, sah Arndt eine That des wiedererwachten Selbstgefühles der Preußen, ja der Deutschen überhaupt; den kriegerischen Eifer der Preußen, die Einigkeit zwischen Fürst und Volk hatte er auch jenseits der Peene wahrnehmen können. — Daher hoffte er jetzt, im Frühling 1807, eine Wendung der Geschichte, Deutschlands Befreiung. Wir kennen bereits Arndts festen Glauben an die vergeltende Gerechtigkeit Gottes in der Weltgeschichte. Gerade weil „der vollste listigste Teufel auf Erden, der Virtuos des Bösen in Europa", wie er Napoleon übertreibend nennt, jetzt „das Maß seiner Frevel erfüllt hat", der Mann, der „die Namen Vaterland, Gerechtigkeit, Freiheit haßt" und „nur deswegen gleisnerisch mit Deutschland und England den Frieden wünscht, um desto ungestörter rauben und plündern zu können", sieht Arndt jetzt mehr Hoffnung auf Rettung als früher. Schonungslos hält er dem großen Verderber alle Sünden der letzten Jahre, nicht nur seine Kriege, sondern auch die empörende, unritterliche Behandlung des verwundeten Herzogs von Braunschweig, der Königin Luise, sein Verhalten gegen die Universität Halle, gegen den Berliner Hofadel, am Grabe Friedrichs des Großen, vor. Hoffnungsfroh fordert er die Herrscher Preußens und Rußlands zum letzten großen Entscheidungskampfe auf; denn „an der Weichsel oder nie werde sein Glück brechen." Er ermahnt die Oesterreicher und Spanier zur Schilderhebung gegen den Unterdrücker, die Rheinbundsfürsten zum Abfall von demselben, und giebt schon einige leitende Gesichtspunkte für die schwerere Arbeit, welche der jetzt von ihm erwarteten Befreiung werde folgen müssen, nämlich für die politische Neugestaltung und Verjüngung Deutschlands.

Leider zerstörte bald darauf der Tilsiter Friede seine hoffnungsfreudige Stimmung. Die französischen Ketten waren

nicht, wie er sicher gehofft hatte, an der Weichsel gebrochen, sondern noch fester geschmiedet worden. Oesterreich und Spanien hatten noch nicht den Kriegsruf erschallen lassen; und um die Fremdherrschaft in Deutschland zu befestigen, mußten in Napoleons Namen und Sold feile Buben und Verräter das letzte Einheitsbewußtsein in Deutschland zu untergraben suchen, indem sie durch die Presse die Anschauung verbreiteten, als gäbe es keine deutsche, sondern nur noch eine preußische, bairische, badische usw. „Nation!“

Gegen dieses gefährliche Treiben schrieb Arndt im Juli 1807 zu Stockholm seine „Friedensrede eines Teutschen.“ Er beweist in längerer geschichtlicher Erörterung, daß von der Zeit der römischen Eroberungen an bis zur Gegenwart den Deutschen das Bewußtsein ihrer nationalen Einheit und Zusammengehörigkeit oft getrübt, aber niemals ganz verloren gegangen war. Wie das Gefühl der Einheit sich gerade in Zeiten äußerer Gefahr stets am wirksamsten gezeigt hat, so hoffte Arndt, daß auch jetzt der eiserne Druck der Fremdherrschaft die Deutschen wieder zur Einheit zurückführen und zur Abwerfung des fremden Joches erstarken lassen würde.

Arndt schrieb diese Rede auf die Bitten einiger deutschen Freunde in Schweden im Gefühl des tiefsten Schmerzes; sie erschien zuerst im folgenden Frühling in der Monatszeitschrift „Der Nordische Kontrolleur“ abgedruckt.

Auch Schweden wurde bald in die allgemeine europäische Erschütterung hineingezogen. An der Ostsee brach der Krieg zwischen Rußland und Schweden aus, dessen Folgen für Schweden der Verlust Finnlands und die Entthronung des Königs Gustav IV. Adolf werden sollten. Im März 1808 wurde die erwähnte Zeitschrift „Der Nordische Kontrolleur“ von mehreren wackeren deutschen Männern in Schweden gegründet, und Arndt wurde ihr vorzüglichster Mitarbeiter. Sie kündigte sich an mit den Worten: „Kurz ist die Rede der Wahrheit“ und: „Uns gebührt es durch Wort und durch That zu zeigen, daß wir Mut haben, Unterdrückern und Tyrannen zu begegnen, und unser Palladium, Vaterland und Freiheit, zu verteidigen.“

Sie sollte vornehmlich die Geschichte des Tages in Urkunden und Aktenstücken enthalten und erschien in deutscher Sprache. Arndt übersetzte für sie zahlreiche schwedische Ankündigungen und Manifeste, auch solche amtlichen Schriftstücke, welche den in Spanien ausbrechenden Befreiungskrieg betrafen. Unter anderem übersetzte er für sie die berühmte Staatsschrift des spanischen Ministers Don Pedro Cavallos, worin er den Gang der Hinterlisten und Zettelungen aufdeckte, durch welche die spanische Königsfamilie vom Thron ins Elend und in den Kerker verlockt worden war.[1]) Über die Ostsee wurden auf allerlei Schleichwegen die Hefte der Zeitschrift nach Deutschland hin verbreitet, um den Zorn gegen Napoleon zu schüren.

So hatte Arndt Arbeit genug in Stockholm gefunden; liebe Bekannte, brave pommersche Landsleute fand er auch und gewann unter den Schweden viele neue Freunde. Aber schon das Bewußtsein, unfreiwillig dort zu verweilen, seinen heranwachsenden Sohn Karl Moritz und seine Geschwister in der Ferne in dem Machtbereich eines tückischen, mißtrauischen, rachsüchtigen Feindes zurückgelassen zu haben, verleidete ihm den Aufenthalt in Schweden. Während mancher trüben Stunden suchte und fand er Trost in der Beschäftigung mit den alten griechischen Dichtern, mit der Sage, Geschichte und Dichtung des Nordens; der Schweden, Schotten, Irländer. Da nahm er sich Jakobs' Anthologia graeca, daneben Sammlungen schwedischer Balladen, schottischer Liebeslieder vor, um zu seiner eigenen Übung und Zerstreuung zu übersetzen, was ihm darin gefiel.

---

[1]) Ich verdanke die Einsicht in die beiden Bände der Zeitschrift, welche vom März 1808 bis zum Februar 1809 erschien, der Güte des ältesten noch lebenden Enkels Arndts, des Herrn A. Arndt in Halle. Die Zeitschrift enthält folgende selbständige Arbeiten Arndts: Die schon erwähnte „Friedensrede eines Teutschen"; „Ein kurzes Wort über Rußland und sein Verhältnis und Verhalten gegen das übrige Europa vor und seit Peter dem Großen"; „Briefe an den General Grafen S. (Schwerin) aus dem Sommer 1807"; ferner verschiedene Gedichte, z. B. das „Lob des Eisens." Wie ich vermute, ist auch die kurze Abhandlung im zweiten Bande „Spanien und Portugal" von demselben Verfasser.

Erst ein halbes Jahrhundert später gab er einige Proben dieser Übersetzungen im Druck heraus.[1])

Im Sommer 1808 traf ihn ein schmerzlicher Verlust; sein Bruder Friedrich meldete ihm den Tod des Vaters. Ungefähr zu derselben Zeit, am 22. Juni, strich der französische Marschall Soult im Namen seines Kaisers Arndts Namen aus der Liste der Greifswalder Professoren[2]) und setzte Friedrich Rühs, den bisherigen Bibliothekar, an seine Stelle.

So schien dem mutigen Schriftsteller die Rückkehr in sein Vaterland für immer verschlossen zu sein; aber er wurde nicht müde, mit der Feder für dasselbe zu kämpfen. Im Herbst 1808 schrieb er ein „Letztes Wort an die Teutschen"; doch sollte es bei weitem nicht das letzte Wort bleiben. Er möchte seine Landsleute mit rechtem Haß erfüllen gegen alle äußeren und inneren Feinde, möchte ihr Selbstvertrauen und ihre Hoffnung stärken. Er möchte die Deutschen endlich einmal über sich selbst aufklären, und warnt so dringend, wie früher niemals, vor jener fatalistischen Betrachtung der Weltgeschichte, welche die sittliche Verantwortlichkeit des einzelnen Menschen abschwächt und seine Thatkraft lähmt. Denn wer die Geschichte in eine Reihenfolge von Kausalitäten auflöst und die Kraft verkennt, welche in der Persönlichkeit großer Menschen lebt, der kommt unbewußt zu einem jammervollen Sklavensinn, der die Unterwerfung unter das Unvermeidliche statt des mannhaften Widerstandes wählt. Nur die Feigen beschönigen auf solche Weise ihre Dummheit, Faulheit und Schlechtigkeit. — Noch einmal hält er in einer harten Strafpredigt den Deutschen den Spiegel vor: Der Mangel einer geeigneten Staatsform, ihre Uneinigkeit, die beständige Eifersucht und der Federkrieg zwischen Berlin und Wien haben sie so tief erniedrigt. Den Großen unter den deutschen Schriftstellern der Zeit erspart er den Vorwurf nicht,

[1]) Arndt hat später diese Übersetzungen unter dem Titel „Blütenlese aus Altem und Neuem", (Leipzig 1857) herausgegeben; die Sammlung enthält auch jene auf Seite 47 erwähnten Übersetzungen aus dem Griechischen.

[2]) Vergl. Höfer, S. 65; die beiden Urkunden sind hier abgedruckt.

daß sie in schwerer Zeit geschwiegen haben, während die kleinen zum Teil im Dienste der fremden Tyrannei stehen: „Heute schweigen die Adler, während die Raben krächzen." — Aber Schmach und Schande ruft er über die verblendeten Fürsten und Herren des Rheinbundes, welche jetzt als gefügige Werkzeuge von dem Tyrannen sich gebrauchen lassen, um im Kampfe gegen die Freiheitshelden am Ebro und Duero das System der Weltsklaverei zu befestigen, aus der sprichwörtlichen deutschen Viel-Herrschaft eine All-Knechtschaft zu machen. Er fingiert eine Ansprache, wie er selbst sie jenen nach Spanien abziehenden Rheinbundtruppen halten möchte. — Aber seine letzte Hoffnung setzt er auf die Idee einer geheimen Propaganda für sein Vaterland, auf ein stilles Einverständnis aller Guten und Zusammenwirken aller nationalen Kräfte für die große Sache der endlichen Befreiung.

Arndt ließ die besprochenen vier Abhandlungen „Blick vor- und rückwärts", „Blick vorwärts", „Friedensrede eines Teutschen" und „Letztes Wort an die Teutschen" zusammen als zweiten Teil seines „Geistes der Zeit" in London 1809 im Druck erscheinen, und zwar auf eigene Kosten. Das Buch wurde wenig gelesen, wie es bei dem von Napoleon eingeführten System der Geheimpolizei und Angeberei nicht anders zu erwarten war. Arndt schrieb einige Jahre darauf an seinen Freund Reimer in Berlin, das Buch wäre ihm „im eigentlichen Sinne verkommen."[1])

Wir haben hiermit Arndts literarische Thätigkeit während der drei Jahre, die er in Schweden zubrachte, noch nicht erschöpft. Seine dramatischen Versuche aus dieser Zeit sind unbedeutend;[2]) aber er sammelte damals auch die Quellen für ein

---

[1]) Vergl. Arndts Brief an Reimer aus dem April 1813 im „Notgedrungenen Bericht aus seinem Leben" II. Teil, S. 18.

[2]) Arndt schrieb in den Jahren 1808 und 1809 zwei dramatische Werke: „Die Geister im Walde, ein dramatisches Freudenspiel" und: „Scipio della Torre, ein Trauerspiel." Erst zehn Jahre später gab er beide Gedichte zusammen mit Übersetzungen aus schwedischen

Geschichtswerk. Dem unglücklichen König Gustav IV. Adolf, dessen Entthronung und Verbannung er in Schweden damals erlebte, hat er, ohne über seine schwere Verschuldung sich zu täuschen, ein dankbares, pietätvolles Andenken bewahrt; er beschloß, eine Geschichte Schwedens unter diesem König und seinem Vorgänger zu schreiben; er that es bald darauf, gab aber erst beinahe dreißig Jahre später das Werk heraus.[1])

Im Jahre 1809 brannte ihm auch in Schweden der Boden unter den Füßen. Der Kampf der Parteien wurde nach der Absetzung des Königs immer heftiger, und bei der im Lande weit verbreiteten Gesinnung, die dem Napoleon und den Franzosen günstig war, konnte es nicht ausbleiben, daß ein Mann, wie Arndt, den Meisten verdächtig wurde.

Er hatte sich schon im April 1807 in einem Briefe geäußert: „Es ist mir zuweilen, als läge ein langes Leben und eine große und bedeutende Wirksamkeit für mein deutsches Volk und Vaterland in mir, und als sollten gute Geister sich um mich zu Kühnheit und Kraft versammeln"[2]) — Jetzt, zwei Jahre später, folgte er jeder Regung des Geistes der Freiheit auf deutschem Boden mit gespannter Aufmerksamkeit. Welche Hoffnungen erweckte in ihm das tollkühne Unternehmen des Majors Schill, die Erhebung der tapferen Tiroler, die Kriegserklärung Oesterreichs! Je länger er im Ausland verweilte, desto mehr fühlte er, wie innig er dem Vaterlande angehörte, und daß er der Deutschen heilige Sache nicht verlassen durfte noch konnte. — Nach Schills Untergang war er schon im Begriff, nach dem Vaterlande zurückzukehren, aber sein Bruder Friedrich riet ihm wegen der allgemeinen Unsicherheit dringend ab.[3])

Dichtern und einigen andern Arbeiten über Gegenstände der schwedischen Sage und Geschichte herous unter dem Titel: „**Erinnerungen aus Schweden. Eine Weihnachtsgabe.**" Berlin 1818.

[1]) Der Titel lautet: „**Schwedische Geschichten unter Gustav III., vorzüglich aber unter Gustav IV. Adolf.**" Leipzig 1839. — Arndt wartete mit der Herausgabe bis nach dem Tode des entthronten Königs.

[2]) „Briefe an eine Freundin" S. 55.

[3]) „Aus Friedr. Arndts Papieren" S. 141.

Aber Arndt wartete nur bis zum Spätsommer des Jahres. Während man ihn in seiner Heimat schon auf der Reise nach England oder Nordamerika vermutete, versah er sich in Stockholm mit doppelten Pässen, die auf England und auf Deutschland lauteten. Deutsche und schwedische Freunde versorgten ihn für eine längere Seefahrt mit Lebensmitteln; denn um die französischen Späher und Horcher, mit denen damals auch Schweden schon erfüllt war, zu täuschen, nahm er auch von seinen Freunden Abschied, als wollte er über Göteborg nach England abreisen. Aber er begab sich in das südliche Schweden, und segelte im September mit einem preußischen Schiffe von Karlshamm nach Rügenwalde hinüber. So betrat er unter dem Namen „Sprachmeister Allmann" nach fast dreijähriger Abwesenheit wieder den deutschen Boden, und fuhr mit einem Küstenboot am nächsten Tage nach Kolberg. Bei dem anhaltend ungünstigen Wetter mußte er hier die Seereise unterbrechen, um zu Lande der Heimat näherzukommen. Wegen der zahlreichen französischen Lauerer und Beobachter war die Landreise nicht ohne Gefahr für ihn. Auf einem in Kolberg gemieteten Wagen gelangte er nach Wollin, von dort mit einem Fischerboot über das Stettiner Haff nach der Peenemündung. Da der Oktober mit seinen Stürmen schon eingetreten war, gelang diese Wasserfahrt nur unter Schwierigkeiten und auf weitem Umwege. Um Mitternacht landete Arndt bei dem schwedischen Zollhause am Ausfluß der Peene unterhalb Anklams, und wanderte am linken Ufer des Flusses nach Westen in die Nacht hinaus. Mehrmals verirrte er sich beim Morgennebel in der ihm sonst wohlbekannten Gegend, und kam schon bei Tageslicht nach dieser langen, abenteuerlichen Irrfahrt auf dem Gute Trantow an, das nach des Vaters Tode einer seiner Brüder bewirtschaftete.[1])

Jetzt war er in der Heimat, er hatte seine Geschwister und seinen achtjährigen Sohn Karl Moritz wieder. Aber das

[1]) Arndt hat diese abenteuerliche Reise in den zu Anfang erwähnten „Erinnerungen aus dem äußern Leben" S. 105 ff. ausführlich erzählt.

Land war von mecklenburgischen Truppen besetzt und stand unter französischer Verwaltung; daher war Arndt ein Gefangener im eigenen Hause. Bei Tage hielt er sich verborgen, um sich spät des Abends einsam im Garten und im nahen Walde zu ergehen. Für eine Fahrt, die er im Dezember nach Zipke bei Barth zu seinem Bruder Karl unternahm, machte er sich möglichst unkenntlich.

Lange aber hielt er es in Trantow nicht aus. Er fühlte sich den großen Mittelpunkten der politischen Bewegungen jener Zeit zu fern und hoffte in Berlin, in dem dichten Menschengewühl der Hauptstadt, am wenigsten lästigen Beobachtern aufzufallen, am besten und ruhigsten für sich zu leben und studieren zu können. Mit dem bekannten Buchhändler Georg Andreas Reimer in Berlin, einem geborenen Greifswalder, war er innig befreundet. Diesem schüttete er in einem Briefe vom 5. Dezember[1]) sein Herz aus; er klagte bitter, wie fremdartig ihn, der sich auf die Rückkehr in die Heimat so gefreut hätte, das „deutsche Unwesen" berührte, vor allem der geistige Druck, unter welchem das von den Fremden beherrschte Vaterland seufzte. Er meldete Reimer seine Absicht, nach Berlin zu kommen, und bat ihn, ein ruhiges Quartier ihm zu verschaffen und ihn mit Rat zu unterstützen. So kam der Sprachmeister „Allmann" einige Tage vor dem Weihnachtsfest nach Berlin. Unterwegs war er beim Verlassen des Postwagens ausgeglitten und hatte sich das Knie arg verletzt. Daher konnte er am Tage nach seiner Ankunft nur hinkend und mit verbundenem Bein sich unter die vielen Fröhlichen und Traurigen mischen, welche ihren aus Ostpreußen zurückkehrenden König und seine edle Gemahlin bei ihrem Einzuge in die Hauptstadt begrüßten. Zum

[1]) Arndt stand mit G. A. Reimer von 1804—1842 (Reimers Todesjahr) in regem Briefwechsel. Derselbe ist zum Teil von Arndt selbst später herausgegeben worden in dem Werke: „Notgedrungener Bericht aus seinem Leben" Teil II, S. 3—60. Die hier abgedruckten Briefe sind aus den Jahren 1809—1819. — Eine große Anzahl anderer hat G. Hirzel 1891 in den Beilagen der „Allgemeinen Zeitung" Nr. 343—362 mit einem kurzen Vorwort veröffentlicht.

ersten Male sah Arndt an diesem Tage Scharnhorst, der blaß und verschlossenen Blickes, vornübergebeugt und schweigsam, unter den andern Generalen dahinritt.

Bis Ostern 1810 blieb Arndt in Berlin, seinen Feinden unbekannt, mit trefflichen Freunden, wie Reimer, in innigem Verkehr. Zwischen ernster wissenschaftlicher Arbeit und Erholung war seine Zeit geteilt. Daß in Preußen ein neuer Geist sich regte, daß alle Besseren und Edleren freudig an der inneren Erneuerung des Staates im stillen mitarbeiteten, voll der besten Wünsche und Hoffnungen, hob seine Stimmung. Mit ganz andern Empfindungen, als er im Dezember angekommen war, verließ er daher im April 1810 Berlin. In dem Pariser Frieden dieses Jahres war Vorpommern mit Rügen an Schweden zurückgegeben worden; die Franzosen verließen das Land, und Arndt konnte frei und ungefährdet Greifswald wieder betreten. Der Statthalter, Graf Essen, hieß ihn freundlich willkommen und setzte ihn in seine Stelle wieder ein. Auch fernerhin erwies sich der Graf als Arndts Freund und Gönner; seinem immerhin mit gewichtigen Gründen anfechtbaren Wunsche, das während seines schwedischen Exils ihm rückständig gebliebene Gehalt nachgezahlt zu bekommen, leistete er Folge.[1])

Arndt begann im Frühling sogleich Vorlesungen zu halten; aber er wurde in Greifswald seines Lebens nicht wieder froh. Seine letzten anderthalb Jahre daselbst waren, wie er später schrieb, mit Dornen durchsäet. Der Parteigeist trennte die Greifswalder Gelehrten in zwei feindliche Lager. Mit manchem seiner alten Freunde kam Arndt ganz auseinander; er erlebte, daß sein Schwiegervater Quistorp und sein alter Gönner Kosegarten, der vor kurzer Zeit als Professor nach Greifswald berufen worden war, Napoleon beinahe vergötterten und die Franzosen

[1]) Vergl. Höfer S. 67–69. Bei den zerrütteten Finanzen der Universität bekam er erst im Jahre 1811 sein rückständiges Gehalt in Wechseln ausgezahlt; nur das Bargehalt; die sogenannten Emolumente, d. h. Entschädigung für Miete, Heizung u. s. w., die er auffallenderweise ebenfalls beanspruchte, scheint er nie erhalten zu haben, obwohl der Statthalter seinen Anspruch als berechtigt anerkannte.

mit ihren „sogenannten liberalen Ideen“ bewunderten; als der neunjährige Karl Moritz Arndt sagte, die großen Deutschen sollten doch die kleinen Franzosen totschlagen, züchtigte ihn der Großvater.

So wurde unserm Arndt der Aufenthalt in Greifswald durch mancherlei persönliche Zerwürfnisse arg verleidet. Um so fester schloß er sich an die Gesinnungsverwandten seiner Amtsgenossen an; es waren meist die jüngeren, wie Schildener, Billroth, Gesterding. Mit diesen verlebte auch Arndt jetzt wieder glückliche Stunden; schien ihnen doch nach den österreichischen Niederlagen des letzten Jahres jetzt im Westen, in den Kämpfen der Helden von Saragossa und des Engländers Wellington, das Morgenrot der Freiheit aufzugehen! Oft erklangen im Freundeskreise die Gläser auf die Gesundheit Wellingtons, der als Held und Retter Europas gefeiert wurde.

Erfahrungen, wie die eben erzählte mit seinem Sohne, erinnerten Arndt noch an Pflichten, welche ihm bisher ferner gelegen hatten. Früher wurde angedeutet, was er von der Jugend des Vaterlandes erwartete; daraus läßt sich erraten, welchem letzten und höchsten Zwecke seine Vorlesungen über die Erziehungslehre dienten. Sollte er jetzt aus seinem heranwachsenden Sohne einen Franzosenknecht werden sehen? Das wollte er nicht. — Der Vater sah die Notwendigkeit ein, ihn zu sich zu nehmen und in geordneter Häuslichkeit mit Sorgfalt zu einem braven Deutschen zu erziehen.[1]) Vorübergehend dachte er daran, die Universität für immer zu verlassen und eine Privat-Erziehungsanstalt zu gründen; aber wegen der Armut der Zeit und der Unsicherheit aller öffentlichen Verhältnisse gab er seinen Plan bald wieder auf.[2]) Er war damals in eifriges Studium der älteren deutschen Geschichte und der deutschen Sprache vertieft.

[1]) In den „Briefen an eine Freundin“ S. 60—70 kehrt dieser Wunsch mehrmals wieder.

[2]) Dieser Plan Arndts findet sich in mehreren seiner Briefe an Reimer, z. B. denen vom 4. Juli (Allg. Zeitung) und vom 3. Oktober (Notgedr. Bericht) 1810.

Der vorher erwähnte Parteigegensatz zog ihm auch in seinem Amte manchen herben Verdruß zu. Am Geburtstage des neuen Königs von Schweden, dem 7. Oktober, wollte er in der Aula die Festrede halten. Da seine Gesinnung und seine Redeweise bekannt waren, gab die bloß ausgesprochene Absicht Arndts zu ernsten Bedenken und Befürchtungen sogar unter den Freunden Veranlassung, ganz abgesehen von bösen in der Stadt umlaufenden Gerüchten. Er fand es daher ratsam, selbst seinen Wunsch aufzugeben; die bereits ausgearbeitete Festrede blieb in seinem Schreibtisch liegen und wurde erst beinahe vierzig Jahre später von ihm veröffentlicht.[1]) — Mehrere Monate darauf wurden einige Thesen, die er für eine öffentliche Disputation aufgestellt hatte, von der Fakultät zurückgewiesen, weil sie Anspielungen auf die Zeitgeschichte enthielten und politisch anstößig erschienen;[2]) er mußte sie trotz aller Einwendungen zurückziehen.

Nach diesen Erfahrungen verstehen wir es, wenn er im tiefsten Unmut am Schlusse des Jahres 1810 an Frau von Kathen schrieb: „Mich dünkt oft, es stehen noch viele Ziele vor mir; ich komme vielleicht zu keinem", und: „Wir wünschen uns allen ein Jahr, wo den Guten auch irdisch ein Glanz von Heil und Freiheit aufgeht."[3])

Der Entschluß stand ihm fest, Greifswald zu verlassen; ratlos, wie früher schon mehrmals, sah er in die Zukunft. Er kündigte noch für den Sommer 1811 Vorlesungen an und erbat gegen Ende des Halbjahres seine Entlassung. — Erst im Herbst wurde sie ihm aus Stockholm zugefertigt, und zwar in einer

---

[1]) Es ist die „Hoffnungsrede vom Jahr 1810", erst 1847 in Arndts „Schriften an und für seine lieben Deutschen", Band IV, Seite 1—55 veröffentlicht. Vergl. Höfer Nr. 73, 74.

[2]) Vergl. Höfer S. 74. Es war am 11. März 1811. Besonders anstößig erschien die fünfte These, ungefähr des Inhalts: Kein größeres Unglück gebe es für die Welt, als eine sogenannte Universalmonarchie, welche alle geschichtlichen, nationalen u. s. w. Verschiedenheiten zu tilgen bestrebt sei.

[3]) „Briefe an eine Freundin" S. 78, 79.

höchst ehrenvollen Form; das Schreiben enthielt eine ausdrückliche Anerkennung seiner Verdienste um die Greifswalder Hochschule. Dasselbe Lob wurde ihm bald darauf auch durch einen Beschluß des akademischen Senates der Universität zuerkannt.[1])

Im August 1811 besuchte er von Greifswald aus zunächst einige Freunde auf Rügen, kam aber bald wieder, um seinen Karl Moritz, der sich nach einem Armbruch noch in ärztlicher Behandlung befand, abzuholen und mit ihm zu seinem Bruder Ludwig nach Trantow zu gehen. Er schrieb damals an Frau von Kathen: „Ich könnte für diesen Sommer das Schicksal verklagen, soviele Arbeiten, Verdrüsse, Sorgen, Verluste hat es mir zugeschickt; doch ich fühle wohl, ich habe kein Recht dazu, denn ich bin gesund gewesen".[2])

Seine Abreise nach Trantow verzögerte sich, wie es scheint, bis in den Oktober. Hier begann er seinen Sohn im Lateinischen zu unterrichten und erfreute sich an dem Verkehr mit seinen Geschwistern, wie mit manchem lieben Freunde, z. B. dem früher erwähnten Freiherrn Otto Munk, der mit seiner Gattin durch die Ungunst der Verhältnisse aus Schweden vertrieben worden war und in Pommern eine vorläufige Zuflucht gefunden hatte.

An einen dauernden Aufenthalt in Trantow hat wohl Arndt damals nicht gedacht; seine Gedanken waren in die Ferne gerichtet. Er sah voraus, daß die zwischen Napoleon und dem Kaiser Alexander I. von Rußland eingetretene Spannung zu einem offenen Bruch und wahrscheinlich zu einem Kriege führen würde. Gute Nachrichten aus Spanien hielten seinen Mut aufrecht; und nach dem, was er in Berlin vor zwei Jahren gesehen hatte, hoffte er bald eine allgemeine Erhebung aller Deutschen zu erleben. Daher war er trotz aller äußeren Widerwärtigkeiten noch im stande, seinen Bruder

---

[1]) Vergl. Höfer S. 76, 79.

[2]) „Briefe an eine Freundin" S. 97. Mit diesem Briefe steht es in einem mir unerklärlichen Widerspruche, daß Arndt das Abschiedsgesuch mit der Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit und auf Familienverhältnisse begründet hatte; vgl. Höfer S. 76.

Friedrich über das Elend der Zeit zu trösten und dem Verzweifelnden Mut einzusprechen.[1])

Im Januar 1812 reiste Arndt auf einige Tage nach Berlin und erhielt von dem russischen Gesandten, an den er empfohlen worden war, einen Paß für Rußland.[2]) Er brauchte denselben eher, als er erwartet hatte; denn schon während des Januars rückten die Franzosen über die Peene vor und besetzten das Land. Arndt war zum zweiten Male zur Flucht genötigt. Rasch fuhr er nach Stralsund und Greifswald, um einige äußere Dinge vor seiner Abreise zu ordnen, vertraute seinen Sohn der Pflege und Obhut des Bruders Friedrich an und kehrte nur für einige Stunden der Nacht in Trantow wieder ein. Die kurze Zeit brachte er dort schon mit französischen Soldaten und Offizieren unter demselben Dache zu, mit dem Ordnen und Einpacken seiner Bücher, Briefe und Handschriften beschäftigt; schon vor Sonnenaufgang ging er über die gefrorene Peene hinüber auf das preußische Gebiet, wo ein Schlitten seines Bruders ihn erwartete.

Im Februar war er wieder in Berlin; der König hatte sich, wie alle Einsichtigen nicht anders erwarten konnten, durch die Not der äußeren Lage gedrängt, einem Bündnis mit Napoleon gegen Rußland nicht entziehen können. Arndt wußte jetzt, wohin er sich zu wenden hatte; mit dem Grafen Chazot, einem der vielen preußischen Offiziere, die ihren Abschied vom König erbeten hatten, um nicht mit dem Erbfeind im Bunde kämpfen zu müssen, fuhr er nach Breslau. Beide wollten von dort auf einem Umwege durch österreichisches Gebiet nach Rußland; am 19. März kamen sie in Breslau an.

Hier verlebte Arndt wieder mehrere Monate in beständiger Arbeit und Anregung. Er arbeitete eine „Deutsche Chronik"

---

[1]) „Aus Fr. Arndts Papieren" S. 154 ff. finden sich mehrere Stellen dieser Art.

[2]) In den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" S. 117—150 erzählt Arndt ausführlich seine umständliche Reise von Berlin über Breslau, Prag, Olmütz, Smolensk und Moskau nach Petersburg.

aus, eine Erzählung der deutschen Geschichte von den ersten Anfängen an; und in gemeinschaftlicher Arbeit mit einem jungen Freunde entstanden damals „Fünfzig Kapitel für das deutsche Volk", ein Entwurf zur inneren Erneuerung des von der Fremdherrschaft befreiten Deutschlands.[1]) Beide Schriften wurden aber erst später veröffentlicht. Der Verkehr mit Blücher, Gneisenau, Chazot, Gruner, Scharnhorst und andern ausgezeichneten Männern half ihm sein Herz und seinen Geist frisch erhalten. Auf manchen Wanderungen bis in das Riesengebirge und das Glatzer Bergland hinein lernte er auch diesen Teil des deutschen Vaterlandes, Schlesiens Land und Leute, aus eigener Anschauung kennen. Er hatte, an ein hartes, entbehrungsvolles Leben von Jugend an gewöhnt, und von Natur bescheiden und bedürfnislos, sich eine größere Summe Geldes während der letzten Jahre erspart; dieselbe kam ihm bei dem jetzigen, unstäten Leben vortrefflich zu statten.

Im Juni, als Napoleon seine gewaltige Armee über die russische Grenze führte, reiste Arndt nach Prag. Dort erhielt er durch Gruner, den bisherigen Polizeipräsidenten Berlins, eine dringende Aufforderung des Freiherrn vom Stein, so rasch wie möglich nach Petersburg zu kommen. Er hatte einen schon vor mehreren Wochen von Gruner geschriebenen Brief nicht mehr in Breslau erhalten, mußte nun also versuchen, den dadurch verursachten Zeitverlust wieder einzuholen.

Oesterreich war bereits mit Napoleon gegen Rußland verbündet. Jetzt war es für Arndt ohne die Empfehlung einflußreicher Männer natürlich schwer, einen Paß durch das österreichische Gebiet nach Rußland zu erhalten. Aber die Not macht die Menschen erfinderisch. Er schloß mit einem kleinen Kaufmann aus Wien, der als Schleichhändler oft über die

---

[1]) Hierauf kommt Arndt später in Briefen und Vorreden zu kleineren Schriften oft zurück; vergl. z. B. die Tagebuch-Aufzeichnungen aus dem Jahre 1812 im „Notgedrungenen Bericht" T. II, S. 403 ff.; den Brief Arndts an Schildener vom 6. Juni 1813 im „Notgedr. Bericht" T. II, S. 68.

Grenze fuhr und die russischen Zollbeamten und Grenzwächter geschickt zu täuschen verstand, ein förmliches Geschäft ab, wurde als Diener oder Kommis mit auf dessen Paß gesetzt und erreichte auf langsamer Fahrt über Olmütz und Biala auf dem Kramwagen des Kaufmanns die russische Grenze. In Brody überschritt er sie glücklich. Jetzt konnte er die Larve abwerfen, sich durch seinen in Berlin ausgestellten Paß ausweisen und rascher die Reise fortsetzen. Er schloß sich an das Gefolge des aus Wien eben abgereisten russischen Gesandten an. Über Kijew und Tschernigow ging die Fahrt nach Smolensk, wo Arndt mitten in das Kriegsgetümmel hineinkam und Zeuge der großen russischen Heeresrüstungen war. Des Kriegszustandes wegen mußte er auf einem Umwege, über Moskau und Nowgorod, die Reise nach Petersburg fortsetzen. Gegen Ende des Augusts kam er dort an und begab sich sofort zum Freiherrn vom Stein. Diesen ausgezeichneten, damals schon 55jährigen Mann sah Arndt hier zum ersten Male von Angesicht. Er empfing ihn kurz und freundlich mit den Worten: „Gut, daß Sie da sind! Wir müssen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen."

Bekannt ist, daß der Freiherr, der als preußischer Staatsminister den Grund gelegt hatte zur Wiedergeburt und Erhebung Preußens, durch einen unvorsichtigen Brief, der von französischen Spähern aufgefangen wurde, seine Absichten dem Kaiser Napoleon verriet. Er mußte vom König, den er schwer kompromittiert hatte, seine Entlassung erbitten und wurde bald darauf von Napoleon förmlich geächtet. Nach längeren Irrfahrten erschien er am russischen Hofe in Petersburg, wurde bald, nach dem Sturze des franzosenfreundlichen Ministers Romanzoff, die Seele des Widerstandes gegen Napoleon und übte auf den Kaiser Alexander zu Rußlands und Deutschlands Heil einen mächtigen Einfluß aus.

Stein war auf den gelehrten Greifswalder Geschichtsforscher längst aufmerksam geworden; er kannte seine flammende, volkstümliche Beredsamkeit und sein deutsches Herz und hoffte, seine

gewandte Feder für den Dienst des Vaterlandes zu gebrauchen.[1]) Er hätte einen geeigneteren Mann nicht leicht finden können. „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an und weiß sie festzuhalten", dieses Dichterwort paßt auf das Verhältnis, welches zwischen Stein und Arndt erwuchs. Gleiche Verfolgung durch einen furchtbaren, rachsüchtigen Feind, gleiche Wünsche und Hoffnungen, gleiche Absichten hatten beide zusammengeführt. Schon bei der ersten Begegnung fühlten sie sich zur Gemeinschaft der Arbeit, der Leiden und Freuden vorherbestimmt. Daher wurde Arndt, der die bedeutenden Kosten seiner Reise sogleich aus öffentlichen Kassen wiedererstattet bekam und eine feste Besoldung erhielt, nur dem Namen nach Steins Untergebener, Litterat und Geheimschreiber. Rasch erwuchs zwischen ihnen die innigste, vertrauteste Freundschaft, durch welche beide Männer fast zwanzig Jahre lang, bis zu Steins Tode, verbunden blieben.

Petersburg war der Sammelplatz für alle Deutschen, welche es verschmäht hatten, unter Napoleon gegen Rußland zu fechten. Steins Absicht war, aus solchen Männern eine deutsche Legion zu bilden. Hierzu sollte ihm Arndt zunächst behilflich sein. Er sollte Depeschen entziffern und übersetzen, volkstümliche Flugschriften abfassen, einen Teil von Steins diplomatischem Briefwechsel übernehmen und manche kleineren unbedeutenden Arbeiten ausführen; kurz, er war nicht verlegen, womit er seine Zeit ausfüllen sollte. — Als Steins Freund und Vertrauter erlangte Arndt bald Zutritt zu den vornehmsten, zum Teil fürstlichen Häusern. Er sah den Herzog von Oldenburg, die Herzogin Antonie von Württemberg, die Grafen Lieven, Orloff, Kotschubey; die Schweden Arentschilt, Armfelt, Löwenhaupt; viele Deutsche, wie General Gneisenau, Graf Münster, Staats-

[1]) Arndt hat in seiner letzten Schrift, an welche unsere Erzählung hier und weiterhin sich mehrfach anschließt, den Aufenthalt in Petersburg geschildert. **„Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. F. vom Stein"** 1859. Aus der seit den Ereignissen verflossenen langen Zeit erklären sich manche kleinen Abweichungen und Widersprüche gegen Angaben der „Erinnerungen" sowie mancher Briefe.

rat Beck; auch Frau von Staël mit ihrem Begleiter, A. W. Schlegel, war damals in Petersburg. Die ihm angewiesene Berufsarbeit brachte Arndt natürlich nur mit einigen der Genannten in Berührung; auch der russischen Sprache blieb er unkundig. Aber gesellschaftlicher Verkehr, besonders durch die anregenden Abende am Theetische der Herzogin Antonie, führte ihn mit allen genannten und vielen andern einflußreichen Personen, auch mit mehreren Gliedern der kaiserlichen Familie, zusammen. Andere, wie Klausewitz, der schon erwähnte Graf Chazot, Oberst Pfuel, die bei der Armee standen, tauchten nur vorübergehend, etwa als Gesandte in wichtigen Angelegenheiten, in Petersburg auf, um bald wieder zu frischer, blutiger Arbeit zu verschwinden.

Die furchtbare Schlacht bei Borodino war geschlagen, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Bald wurde Moskau preisgegeben, Napoleon zog in den Kreml ein, und die Russen selbst verbrannten ihre alte Hauptstadt. Wie ein Donnerschlag berührte die Nachricht ganz Petersburg; aber sie schied die Kühnen und Beherzten von den Zaghaften und Kleingläubigen. Steins Einfluß bestimmte den Kaiser Alexander zur Fortsetzung des Krieges. Gleichzeitig mit der Hiobspost aus Moskau kam aus England der General Dörnberg nach Petersburg. Stein lud ihn mit Arndt zusammen zur Mittagstafel; hoffnungsfroh tranken und klangen die drei wackern deutschen Männer mit einigen andern Gästen, „auf gutes russisches und deutsches Glück und auf Altengland und auf Wellington und seinen spanischen Kampf."

Jetzt hatte für Arndt eine überaus fruchtbare und erfolgreiche litterarische Thätigkeit begonnen, die mehrere Jahre hindurch im Dienste des Vaterlandes fortdauern sollte. Schon im Spätsommer schrieb er in fliegender Eile seinen „Soldatenkatechismus", der in vielen tausend Exemplaren auf öffentliche Kosten gedruckt und an die Krieger der deutschen Legion verteilt wurde. Es war ein kleines Büchlein, nach Inhalt, Form und Ausdruck für den einfachen Mann aus dem Volke verständlich: In einundzwanzig Kapiteln werden dem deutschen

Krieger seine Pflichten gegen Gott, gegen sein Vaterland und seinen König, gegen sein Gewissen und seine Ehre, gegen seine Familie und seine Kameraden, auch gegen seine im ehrlichen Kampfe überwundenen Feinde vorgehalten. Nachahmend lehnt sich die in trefflichen, kurzen und inhaltschweren Sätzen verfaßte Schrift an Luthers Sprache an; in dem Parallelismus der Satzglieder und Gedanken erkennen wir das Vorbild der alttestamentlichen Poesie; jedes Kapitel erinnert uns an die Psalmen Davids und an die Bücher der alten orientalischen Spruchweisheit im Alten Testament. Immer nimmt der Verfasser Bezug auf die Geschichte des Vaterlandes, die Zeitlage, die Aussichten der nächsten Zukunft. Überschriften der Kapitel wie die folgenden: „Von Zwietracht und Krieg", „Vom gerechten und ungerechten Kriege", „Von dem großen Tyrannen", „Von dem Vertrauen auf Gott und von der Eintracht", „Von Freiheit und Vaterland", „Von der Mannszucht", „Wie ein teutscher Soldat jetzt sein muß", lehren uns besser als Inhaltsangaben die treffliche kleine Schrift kennen. — Als Typen jener biblisch-volkstümlichen Sprache und Ausdrucksweise mögen folgende Proben gelten: „Du sollst den Frieden begehren, aber die Welt begehret den Krieg; du sollst den Frieden lieben, aber die Welt hasset die Ruhe. Darum ist Krieg. — Darum ziehet getrost in solchen Krieg und streitet fröhlich unter dem Panier der Gerechtigkeit." — „Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn; sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammst."

Bedeutenden Erfolg hatte der Soldatenkatechismus zunächst nicht; denn die „Deutsche Legion" selbst blieb weit hinter Steins Erwartungen zurück, da nur wenige Überläufer aus den deutschen Hilfstruppen Napoleons sie verstärkten, trotz dem Aufrufe des russischen Generals Barclay de Tolly.[1]) Kurze Zeit darauf ließ Arndt eine andere, etwas umfangreichere Schrift im Auf-

[1]) Den geringen Erfolg des „Soldatenkatechismus" bestätigt ein Brief des Dr. Trinius an Arndt vom 29. März 1813, abgedruckt im „Notgedr. Bericht" T. II, S. 191.

trage der russischen Regierung erscheinen: „Die Glocke der Stunde in drei Zügen.“ Schon während des Brandes von Moskau bat ein russischer Freund ihn, einige das Volk tröstende und stärkende Worte zu schreiben. Da schrieb er die „Stimme der Wahrheit“, eine kurze Abhandlung, welche aus Stellen der Bulletins Napoleons die furchtbare Verblendung und Verlogenheit des Tyrannen nachwies und ihm das Strafgericht Gottes vorhersagte; denn nach dem unabänderlichen Gesetz geschichtlicher Gerechtigkeit müsse die Sache Gottes, d. h. der Freiheit, der Ehre, des Guten, siegen über die Sache der Tyrannei, des Bösen, der Schande und der Knechtschaft. Jener schon erwähnte Aufruf des Barclay de Tolly an die Deutschen in Napoleons Heere, zu den Russen überzugehen und mit ihnen im Bunde gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen, war im „Hamburger Französischen Korrespondenten“ beantwortet worden. Diese „Antwort eines Deutschen“ rechtfertigte das Bündnis der deutschen Staaten mit Napoleon vom Standpunkt des Österreichers, Preußen, Baiern, Sachsen u. s. w. nach einander in sehr plumper Weise, meist mit Gründen des äußeren Nutzens; gezeigt wurde, daß ein Bündnis der Deutschen mit Rußland ihr eigenes Vaterland zum Kriegsschauplatz machen würde, und zum Überdruß wiederholte der angeblich deutsche Beantworter bekannte Redensarten, wie die vom Kampfe der europäischen Kultur gegen die orientalische Barbarei, ja er klagte den General Barclay offen der Aufforderung zu Hochverrat und Fahnenflucht an. Schon im Herbst schrieb Arndt seine „Antwort eines Teutschen auf die Antwort eines Teutschen“, um jenen im französischen Solde stehenden Verfasser als einen feilen Schergen, Lügner und Fälscher der geschichtlichen Wahrheit zu entlarven; ausführlich widerlegte er jene Verdächtigungen und Lügen des Hamburger Blattes; er hielt den Deutschen vor, wieviel Elend und Schmach seit Jahrhunderten französische Bündnisse dem Vaterlande gebracht haben, und verteidigte Rußland, seine Regierung, sein Volk und Heer, ebenso die Deutschen in Rußlands Dienste gegen die lächerlichen Hamburger Vorwürfe.

Arndt fügte diesen vier Schriftstücken, dem Aufruf Barclay's, der Hamburger Antwort, seiner eigenen Entgegnung, seiner „Stimme der Wahrheit" als fünftes hinzu: „Bruchstücke aus Bonapartes Geschichte"; es war ein geschichtlicher Rückblick auf Bonapartes Konsulat und Kaisertum, in derselben Art schonungsloser Kritik verfaßt, die wir aus seinen früheren Schriften bereits kennen. Alle fünf Stücke gab er zusammen heraus unter dem Namen: „Glocke der Stunde in drei Zügen." Eine Ode an den Kaiser Alexander, den Arndt damals schwärmerisch verehrte und als „Weltbefreier, Stifter, Retter" in begeisterten Worten pries, bildete die Einleitung. — Die Schrift wurde in das Russische übersetzt und in beiden Sprachen auf Staatskosten in Petersburg gedruckt. Es war die Sturmglocke, welche Arndt zum Kampfe gegen den „großen Tyrannen", zum Kampfe für die Freiheit gegen die Knechtschaft, für die Wahrheit gegen die Lüge ziehen wollte.

Bald kamen die Nachrichten vom Rückzuge Napoleons aus Moskau und von dem fürchterlichen Untergange seiner großen Armee nach Petersburg. Der Weltkampf zog sich aus dem Osten nach dem Westen. Die deutschen Männer in Petersburg fühlten, daß die Entscheidung mit den Waffen über ihres Vaterlandes Schicksal nahe bevorstand. Während der Kaiser Alexander sich zur Abreise aus Petersburg nach Deutschland rüstete, sollte Stein ihm vorauseilen. —

Am 5. Januar 1813, als die Abendglocken des nordischen Palmyra, wie Arndt einmal Petersburg nennt, zur Betstunde läuteten, fuhr ein Reiseschlitten, voran ein berittener, kaiserlicher Feldjäger, hinterher ein riesiger Packwagen, auf Schlittenkufen gesetzt, zur Stadt hinaus gegen Südwesten. In dem Reiseschlitten saßen nebeneinander die beiden Freunde, Stein und Arndt, in dicke Pelze eingehüllt. Sie kamen nach einer raschen nächtlichen Fahrt schon am folgenden Nachmittag in Pleskow an. Arndt wurde hier arg bestohlen; seine ganze Wäsche mit den zur Reise eingepackten Lebensmitteln, Schriften und Tagebücher, wertvolle Andenken Petersburger Freunde gingen ihm für immer verloren. In Pleskow drückte er einem sterbenden

Freunde, dem Grafen Chazot, der am Lazarettfieber darniederlag, zum letzten Male die Hand. Je weiter die Reisenden nach Süden kamen, desto schrecklichere Bilder des Elends und der Zerstörung sahen ihre Augen; am gräßlichsten in Wilna. Von Pleskow bis Grodno erschien das Land als ein einziges, großes Leichenfeld. — Noch dreißig Jahre später merkt man es der Schilderung Arndts in seinen „Erinnerungen" an, wie grauenerregend dem Greise der Gedanke an diese Bilder des Schreckens und des Elends war.

Am 17. Januar überschritten die Reisenden die Grenze Preußens und nahmen Wohnung in dem Städtchen Lyck; fast gleichzeitig traf der Kaiser Alexander mit seinem Gefolge von einer andern Richtung her daselbst ein. Arndt war froh, nach langer Irrfahrt den vaterländischen Boden wieder unter seinen Füße zu fühlen.

IV. Das Jahr 1813.

Über eisbedeckte Seeen, durch Sümpfe und Wälder ging die Fahrt weiter nach Königsberg. Unterwegs, in Gumbinnen, kehrten die Reisenden bei dem Präsidenten von Schön ein. In der preußischen Hauptstadt trat Stein mit den angesehensten Männern der Provinz, vor allem mit Schön, den Grafen Dohna, Auerswald, Lehndorf und andern, in Beratung darüber, welche Maßregeln für den bevorstehenden Krieg zu ergreifen wären. Ein Landtag wurde ausgeschrieben, die Stände traten zusammen. Bald fanden sich eine Reihe russischer und preußischer Offiziere, von denen die Entscheidung der Zukunft abzuhängen schien, die Generale York, Kneſebeck, Tettenborn, Wittgenstein, Oberst Klausewitz und viele andere, ebenfalls in Königsberg ein.

Stein hielt sich nur kurze Zeit dort auf. Er war der entschlossenste und hoffnungsfreudigste aller Männer dort, die Seele der nationalen Erhebung und Freiheitsbegeisterung. Aber nur langsam teilte er seinen Eifer und sein Feuer den übrigen mit. Es lähmte die Energie der Vorbereitungen zum Kriege, daß man die Gesinnung des Königs nicht kannte. York war wegen des Vertrages, den er eigenmächtig zu Tauroggen mit dem russischen General Diebitsch geschlossen hatte, bekanntlich von Friedrich Wilhelm als Aufrührer und Verräter geächtet worden; man wußte nicht, ob bloß aus diplomatischem Schein oder aus Meinung der That.

Schon zu Anfang des Februars reiste Stein in das Hauptquartier des Königs nach Breslau, um denselben zu einem festen Bündnis mit Rußland zu bestimmen. Arndt blieb bis zur Mitte des Märzes in Königsberg, um in Steins Auftrag mit der Feder für des Vaterlandes heilige Sache zu wirken.

Zu einer Geschichte des russischen Feldzuges schrieb er damals aus seinen eigenen Erlebnissen und Erinnerungen, wie aus guten schriftlichen Quellen das Wichtigste nieder. — Da erregte die Nachricht stürmischen Jubel, daß der König am 3. Februar von Breslau aus einen Aufruf an die Jugend des Vaterlandes zur Bewaffnung erlassen hatte. Jetzt hemmte keine Ungewißheit mehr den kriegerischen Eifer. Arndt schrieb nun in volkstümlicher Sprache eine Geschichte des russischen Feldzuges, mit einer längeren geschichtlichen Einleitung: „Kurze und wahrhaftige Erzählung von Bonapartes verderblichen Anschlägen, von seinen Kriegen in Spanien und Rußland, von der Zerstörung seiner Heermacht und der Bedeutung des gegenwärtigen teutschen Krieges". So lautete der Titel, der den Zweck des Buches deutlich genug ausspricht. Es war ein echtes Volksbuch: Zuerst wird kurz die französische Revolution erzählt; ihre entsetzlichen Greuel führt der Verfasser auf den allgemeinen Abfall der Menschen von Gott und den tiefen Verderb der Sitten zurück. Dann erzählt er von Bonapartes Vergangenheit, vor allem von seinen Kriegen in Spanien, von dem Heldenmute des spanischen Volkes. Seine trügerischen Anschläge gegen Deutlands Freiheit unter allerlei heuchlerischen Vorwänden werden nur kurz erzählt, die Kriege gegen Deutschland eigentlich nur angedeutet, weil sie noch zu frisch in aller Leser Gedächtnis waren. Sehr ausführlich erzählt Arndt dann aber den russischen Feldzug Napoleons; immer ist der leitende Gedanke: Gott ist der gerechte Richter, der allen Frevel und alles Böse mit dem Unglück und Verderben der Menschen straft. Zum Schlusse wendet er sich mit ernsten Ermahnungen an die Landsleute: Der tückische Feind wende jetzt wieder seine gewöhnliche Arglist, Lüge und Tücke an, um sie zu überlisten und zu entzweien; aber sie mögen bedenken, daß der beginnende Krieg ein gerechter Kampf für Gott, Freiheit und Vaterland gegen Satan, Knechtschaft, Fremdherrschaft sei. Mit der volkstümlichen, zündenden Beredsamkeit, die wir aus dem zweiten Teile des „Geistes der Zeit" und andern Büchern Arndts schon kennen, richtet er dann

eine lange Reihe rhetorischer Fragen an die Deutschen, etwa: Wollt ihr euren Vorfahren, der alten deutschen Ehr- und Freiheitsliebe Schande bereiten, als Weichlinge und Sklaven erscheinen? Wollt ihr dulden, daß eure Stammesbrüder in Hannover, Hamburg, Köln fernerhin französische Unterthanen heißen? Wollt ihr französische Sprache, Sitte, Eitelkeit, Lüge, Schein bei euch einführen lassen und dulden? Wollt ihr französischen Gesetzen gehorchen, eure Kinder zu Franzosen erziehen lassen? Auf jede derartige, weiter ausgesponnene Frage folgt dann die Antwort: „Nein, Teutsche, das wollet ihr nicht!" — Was wollen wir denn aber? Ein freies, ruhmvolles Teutschland, Treue und Redlichkeit, Gottesfurcht und Frömmigkeit, Eintracht und Ordnung, eine starke nationale kaiserliche Reichsregierung. — Tapferer Krieg, frischer Mut, frohe Hingebung an die große Sache, das soll die Losung aller Teutschen jetzt sein!

Das war der Inhalt des Buches. War dasselbe für das ganze Volk bestimmt, so wendete sich Arndt mit einem andern, ähnlichen Inhaltes, an die Gebildeten des Volkes und an die Regierungen; er arbeitete einen dritten Teil des „Geistes der Zeit" aus, in welchem er drei Fragen ausführlich beantwortete: I. Was wollte und was that Bonaparte, wie kam er nach Rußland, wie kam er wieder heraus? II. Was haben die großen Mächte jetzt zu thun? III. Was müssen die Teutschen jetzt thun? — Wir kommen später genauer auf dieses Buch zurück.

Im Februar schon wurde Arndt mit den beiden Schriften fertig;[1]) und zu gleicher Zeit flossen auch schon kleinere Flugschriften aus seiner Feder. Auf Steins Anordnung schrieb er die kleine Schrift: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" Er versuchte aus den Siegen der Franzosen über die erste Koalition, den Siegen der Spanier, der Tiroler, der Russen über Napoleons Heere die Überlegenheit der Volks-

[1]) Das scheinen mir die beiden Briefe Arndts an Reimer vom 22. März und aus der Mitte des April (Notgedr. Bericht T. II, S. 15, 16, 18) zu beweisen.

heere und Landwehren gegen die stehenden Milizen, Söldnerheere und Konskriptionsheere geschichtlich nachzuweisen; darauf legte er kurz dar, wozu der Ernst der Stunde die Deutschen ermahnte und welche Aufgaben ihrer warteten: Eine Volksbewaffnung zu einem großen, heiligen Kriege für die Sache der Freiheit, für die Wiederherstellung eines großen, starken, einigen Vaterlandes gelte es. Dann erklärte er kurz dem Volke die Bedeutung der Landwehr und des Landsturmes, welche jetzt organisiert werden sollten, und schloß mit Ermahnungen an alle Stände zur Einigkeit, zum Gottvertrauen, zur Mannszucht, Selbstverleugnung und Demut.

Den „Soldatenkatechismus" ließ Arndt auf Steins Wunsch noch einmal abdrucken, mit einem kurzen Vorwort und einem der veränderten Bestimmung gemäß veränderten Titel.[1]) Auch die deutsche Ausgabe der „Glocke der Stunde" gab er, sogar auf eigene Kosten, von neuem heraus; erst nachher erfuhr er zu seinem Verdrusse, daß ein Berliner Verleger sie bereits nachgedruckt hatte.[2]) Aber an den beiden vorhin erwähnten Schriftchen erlebte der Verfasser Freude. Beide wurden noch mehrmals wieder aufgelegt und in vielen tausend Exemplaren verbreitet; Arndt selbst berichtet später, daß der Katechismus manchem Krieger in Lazaretten ein Trost gewesen sei, und daß seine Worte über Landsturm und Landwehr „allenthalben, wo man wieder deutsch empfinden und denken durfte, mit unbeschreiblicher Freude empfangen . . . . und von vielen tausend deutschen Menschen mit Erbauung gelesen und wieder gelesen" worden seien.[3])

[1]) Der Titel war: „Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehret wird, wie ein christlicher Wehrmann seyn und mit Gott in den Streit gehen soll." Der Katechismus wurde in Reichenbach, Leipzig, Frankfurt, Köln später von neuem herausgegeben. — Später hat Arndt ihn, ebenso wie die Abhandlung über Landsturm und Landwehr im ersten Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen" abgedruckt.

[2]) Nach dem S. 71 Anm. 1 erwähnten Briefe an Reimer vom 22. März.

[3]) Vergl. das Nachwort zur letzten (Kölnischen) Ausgabe der Schrift über Landsturm u. s. w. in Arndts „Schriften an und für seine lieben Deutschen" Teil I, S. 303.

Geringeren Erfolg hatte Arndt mit der „kurzen und wahrhaftigen Erzählung“ und dem „Geist der Zeit.“ Stein riet ihm auf eine ausdrücklich nach Breslau gerichtete Frage, die Geschichte des russischen Krieges sogleich drucken zu lassen; er bittet in dem Briefe seinen „braven, frommen und geistvollen Freund“, ihm nach einigen Wochen nachzureisen und „sein Büchlein voll Menschenverstand und Wahrheit“ mitzubringen.[1]) Arndt schloß mit einem Königsberger Drucker ab; aber dieser konnte den bereits angefangenen Druck wegen Mangels an Lenten nicht ausführen. Arndt wollte die Manuskripte nicht in Berlin verlegen lassen; denn er erwartete, daß die Büchercensur manche ihm wichtige Stelle streichen würde; daher mußte er sie einige Monate liegen lassen.[2])

Arndt erlebte in Königsberg herrliche Scenen vaterländischer Begeisterung und Opferwilligkeit. Als Gast sah er die Schulfeier des Gymnasiums, in welcher nach dem Vortrage Gleim'scher Grenadierlieder und Klopstock'scher Oden der Rektor Delbrück sämtliche Primaner feierlich zu den Waffen entließ; als ein Schüler beim Aufsagen der Ode „Hermann und Thusnelda“ stecken blieb, fiel Delbrück selbst ein und trug das Gedicht zu Ende vor mit so erschütternder Bewegung, daß alle Zuhörer miterschüttert in lauten Jubel ausbrachen. Die meisten Primaner traten in das vom Grafen Lehndorf errichtete Reiterregiment ein; Arndt selbst überarbeitete den Aufruf, welchen der Graf an seine lieben Landsleute richtete. — Unter diesen erhebenden Eindrücken dichtete er sein Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“[3])

Gegen Ende des Märzes reiste Arndt seinem Freiherrn

---

[1]) Vergl. Steins Brief an Arndt vom 12. März 1813. Das hier erwähnte „Büchlein voll Menschenverstand und Wahrheit“ kann nach den andern Angaben des Briefes nur eine Geschichte des russischen Feldzuges gewesen sein, wie Arndt sie in jenem Briefe an Reimer erwähnt.

[2]) Vergl. S. 72 Anm. 2.

[3]) Über dieses Lied wechselte er später, 1846, mit Delbrück, der es für verfehlt hielt und den Verfasser bat, es aus seiner Sammlung zu streichen und der Vergessenheit zu übergeben, einige merkwürdige Briefe.

nach. Er traf ihn in Kalisch und kam in den ersten Apriltagen nach Breslau. Wenige Tage nur blieb er hier. Als Beamter der im Januar von Stein eingerichteten „Centralverwaltung für die deutschen Angelegenheiten" gehörte er zum Gefolge des Freiherrn und setzte mit ihm bald über Liegnitz die Reise nach Dresden fort. Er wurde in einem Hause einquartiert, wie er es sich nicht geeigneter und freundlicher hätte wünschen können, bei dem Appellationsrat Körner, dem Vater des Dichters Theodor Körner und Jugendfreunde Schillers. Eine reiche Fülle geistiger Anregungen wurde ihm hier geboten; denn Körners Haus war in Dresden der Vereinigungspunkt aller litterarischen Größen und vieler andern edlen und bedeutenden Menschen jener Zeit. Auch Goethe kehrte auf seiner gewöhnlichen Sommerreise nach den böhmischen Bädern im Frühling 1813 hier ein. Arndt hatte ihn als Jenaer Student nur von ferne gesehen, jetzt trat er ihm zum ersten Male persönlich näher. Aber er war enttäuscht über des großen Mannes Teilnahmlosigkeit für die Sache, die jetzt alle Herzen entflammte und jeden Mund beredt machte; er hörte Goethe's oft getadeltes Wort beim Gespräch über die Lützow'sche Freischar: „O ihr Guten, schüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen; der Mann ist euch zu groß!"

Durch seine amtliche Thätigkeit als Schriftführer kam Arndt täglich mit Stein zusammen; auch wurde er durch Stein mit einer Reihe anderer trefflicher Männer bekannt; Niebuhr, mit dem er später innig befreundet war, und Hans von Gagern hatten viel damals mit Stein und Arndt zu thun. Einmal mußte er auch mit geheimen Aufträgen an Scharnhorst in das preußisch-russische Hauptquartier nach Altenburg reisen.

Daneben führte Arndt einen ausgedehnten Briefwechsel und entwickelte als Schriftsteller eine sehr umfangreiche Thätigkeit. Im Auftrage der russischen Regierung schrieb er: „Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der teutschen Legion." Die Schrift sollte die Verleumdungen und Schmähungen Lügen strafen, welche von französischen und rheinländischen Zeitungsschreibern über jene Truppe verbreitet

wurden; sie sollte die russische Regierung verteidigen gegen den Vorwurf, als hätte sie die Deutschen zum Abfall und zur Fahnenflucht verleitet, und sollte entsprechend dem Zwecke, den der Titel andeutet, aufklärend wirken.[1])

In Dresden kam Arndt endlich dazu, seine „kurze und wahrhaftige Erzählung" und den dritten Teil des „Geistes der Zeit" herauszugeben. Trotzdem unter dem Schutze der Centralverwaltung die Büchercensur so gut wie aufgehoben war, wurde es Arndt schwer, einen Verleger zu finden. Der Leipziger Buchhändler Hofmann wollte sich nicht gern darauf einlassen und bemängelte allerlei an der Geschichte des russischen Feldzuges. Daher bat Arndt seinen Freund Reimer, den zweiten Teil des „Geistes der Zeit", von dem er sich jetzt mehr Erfolg versprach, noch einmal zu verlegen, und von dem dritten Teil eine sehr starke erste Auflage zu drucken, und zwar in Leipzig; denn er hoffte, hier vor Steins Empfehlung auch die letzten Hindernisse der Censur verschwinden zu sehen. Bei niedrigem Kaufpreise rechnete er auf einen guten Absatz beider Teile.[2])

So wurde endlich das Buch fertig, weit später, als Arndt anfangs gehofft hatte. Die Schrift, deren Inhalt oben (vgl. S. 71) bereits angedeutet wurde, ist wichtig als ein Wendepunkt in Arndts politischem Denken und daher in seiner Schriftstellerarbeit. Die erste Frage: „Was wollte und was that Bonaparte, wie kam er nach Rußland, wie kam er aus Rußland heraus?" beantwortet er in ausführlicher Erzählung. Er schildert, wie Bonaparte, der Sohn der Revolution, durch diese selbst groß geworden sei ohne eigene wahre Größe; wie er gewachsen sei durch Deutschlands Zwietracht und Schwäche. Seine Kämpfe in Spanien und Deutschland werden kurz erzählt, den Deutschen der Waffenruhm der Spanier und ihre eigene Schande

[1]) Die kleine Schrift ist äußerst selten geworden; sie hat das Motto:

„Die Freiheit ist der Seelen Stahl
Und ritterliche Wehr des Braven;
Die Freien trägt der Sternensaal,
Der Teufel herrschet über Sklaven."

[2]) Vergl. die S. 71 Anm. 1 erwähnten Briefe an Reimer.

vorgehalten. Sehr eingehend erzählt Arndt dann den russischen Feldzug: Bonapartes Größenwahn, Verblendung und Heuchelei, der Franzosen Barbarei, Verwilderung und Raubsucht werden der Vaterlandsliebe, dem Gottvertrauen und Opfermute der Russen gegenübergestellt. „So hat Gott gerichtet, so wird Gott richten", das ist das Schlußwort und die Summa der Erzählung, welcher einige Urkunden, Aktenstücke, Berichte der russischen Regierung u. s. w. im Abdruck als Anhang beigegeben sind.

„Was haben die großen Mächte jetzt zu thun?" Diese zweite Frage beantwortet Arndt mit einer vortrefflichen geschichtlich-politischen Erörterung. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, aber auch das Herzensgericht! Eine Mißdeutung der Geschichte ist es, wenn kleinliche Seelen ihr Unglück nur aus der Allmacht eines unerbittlichen Schicksals oder aus der Vorherbestimmung Gottes ableiten; das hat die Menschen dazu geführt, auch die napoleonische Tyrannei als von Gott gewollt in stummem Gehorsam zu dulden. Vielmehr ist die Zeit zum thatkräftigen Handeln jetzt gekommen. Zunächst müssen Deutschland und Italien vom französischen Joche befreit und zu mächtigen Einheitsstaaten umgestaltet werden; denn dazu sind beide Länder von der Geschichte nicht minder als von ihrer geographischen Lage bestimmt, nachdem sie jahrhundertelang zerteilt und wehrlos und uneinig, und daher die großen Kriegsschauplätze aller Völker Europas gewesen sind. Der Verfasser täuscht sich darüber nicht, daß Italien gewiß leichter als Deutschland zur Staatseinheit gelangen werde; aber er erwartet, daß sein Vaterland einst noch eine gewaltige Machtstellung unter den Staaten Europas einnehmen und eine große Vermittlerrolle in der Weltgeschichte spielen werde. — Die Zeit sei jetzt gekommen zu einem großen europäischen Kriege, der von Rußland, England, Preußen, Oesterreich sofort und gleichzeitig gegen die Wälschen und ihren großen Tyrannen erklärt werden müßte. Ein großer heiliger Krieg, und als solcher allen bewußt, müsse er nicht im Namen der Fürsten, sondern im Namen und unter thatkräftiger Teilnahme und freudiger Opferwilligkeit der ganzen Völker geführt werden. Der Verfasser empfiehlt,

die Fürsten des Rheinbundes zum Abfall von Napoleon zu ermahnen, sogar unter Androhung harter Strafen gegen die Widerspenstigen und Säumigen, die als Verräter ihres Volkes und Vaterlandes ihr Fürstentum verwirkt haben würden. — Aus geschichtlichen Ursachen beweist Arndt darauf, daß die Herstellung einer deutschen Staatseinheit notwendig ist. Den Irrtum, als verdankten die Fürsten ihre Selbständigkeit einer natürlichen Entwickelung der Dinge, bekämpft er mit dem Beweise, daß die Fürstentümer aus bloßen Reichsämtern hervorgegangen sind, und die Fürsten ihre fast unabhängige Stellung oft der Usurpation, dem Rückhalt an auswärtigen Feinden des Reiches und an dem Papsttum verdankt haben. Schonungslos hält er den Rheinbundfürsten vor, wie im westfälischen Frieden die fürstliche Selbständigkeit mit der Ohnmacht und inneren Auflösung des alten Reiches erkauft worden war, wie seit Ludwigs XIV. Regierung bis auf die Gegenwart herab der Verrat der Fürsten durch Bündnisse mit dem Reichsfeind gegen den Kaiser sich oft wiederholt und ihnen verfassungsmäßig auch völlig freigestanden hat. Um seine Beweisführung zu erschöpfen, weist er der Reihe nach alle Einwände zurück, welche oft für den Segen und die Vorteile einer deutschen Vielherrschaft geltend gemacht wurden. Die Staatseinheit, sagt er, widerspreche keineswegs der angeblich zur locker verbündeten Eidgenossenschaft hinneigenden Naturanlage des deutschen Volkes; aus dem Beispiele Englands und Schwedens beweist er, daß Vielseitigkeit und Vielartigkeit des Volkes auch ohne eine sogenannte bündische Verfassung möglich ist, daß die feste Staatseinheit weder die Denk- noch die Redefreiheit hindert, noch die Allgemeinheit der geistigen Bildung ertötet. In scharfen Worten hält er dann den Deutschen die Zerrbilder mancher ihrer guten Eigenschaften vor, die alles nachäffende Eitelkeit und Gefügigkeit, den weltbürgerlichen Sinn, und macht zuletzt positive Vorschläge zu einer Erneuerung Deutschlands; er fordert vor allem eine starke Centralgewalt, eine weitgehende Einschränkung der fürstlichen Selbständigkeit, ein Reichsgericht, eine Volksvertretung in Form des Zweikammersystems, Landstände; in welcher Weise die

Schweiz und die von fremden Fürsten beherrschten Grenzländer Deutschlands, Vorpommern, Holstein, Hannover u. s. w. in den Reichskörper fester eingegliedert werden könnten, darüber war Arndt damals sich noch nicht klar.

Arndt arbeitete mit großer Geschwindigkeit; in unglaublich kurzer Zeit schrieb er Bücher dieser Art nieder, wie nur ein so leidenschaftlicher, so ganz von der Sache hingenommener Schriftsteller es vermochte. Wie in den beiden ersten Teilen des „Geistes der Zeit" finden wir auch hier, daß seine Leidenschaft gegen den Schluß des Buches, in der Antwort auf die letzte Frage „Was müssen die Teutschen jetzt thun?" sich zur höchsten Glut steigerte. Das Vorgefühl, daß seine Vorschläge nur zum Teil Beachtung finden, ihm selbst von manchen Seiten übel mißdeutet werden und manchen bösen Verdacht zuziehen würden, gab diesem letzten Teile des Buches einen Beigeschmack von Schärfe und Bitterkeit. Arndt setzt am meisten auf die Jugend, die ihn stets verstanden habe, seine Hoffnung für Deutschlands Zukunft. Er tadelt die hergebrachte Neigung der Deutschen zur theoretischen Erörterung und zum Raisonnement, das von vornherein jedes thatkräftige Handeln lähme, tadelt die übelbelobte verhängnisvolle Vielseitigkeit der Propheten des Tages und die traurige fatalistische Gleichgiltigkeit des Volkes. Dann aber ermahnt er die Deutschen zum Haß gegen die vielseitigen Schwätzer und Klügler, die das Volk in Thorheit und Knechtschaft hineinschwatzen wollen. Fluch und Galgen, so ruft er mit Leidenschaft aus, treffe die Verräter und Buben, die, deutsches Volk, dein Herz vergiften wollen, die ohne Sinn für Gerechtigkeit und Wahrheit den Tyrannen als den Weltheiland preisen, seine Hinterlist und Tücke beschönigen und für alles Arge und Schändliche, was bis 1809 geschehen ist, Gründe und Entschuldigungen finden! Er ermahnt zur Einigkeit der Gesinnung, des Mutes, des Glaubens, der Liebe, des Hasses, ja des glühenden Hasses gegen die Tyrannei, gegen die Wälschen, die alten Unheilstifter in Deutschland, gegen den Gebrauch ihrer Sprache, Mode und Lebensart. Ein blutiger Rachekrieg kann allein den Deutschen das Bewußtsein der Einigkeit und Kraft,

des Stolzes und Mutes, der nationalen Ehre wiedergeben. — Im voraus freut sich der Verfasser des zu erringenden Kampfpreises, der künftigen deutschen Einheit, Macht und Herrlichkeit, und weist die Entschuldigung zurück, als spreche aus ihm ein Jakobiner, ein Barbar und Heide, der sich anmaße, selbst Gesetze und Verfassungen zu geben, der alle von Gott hoch Gestellten verkleinern und den offenbaren Ungehorsam predigen wolle.

Soviel über den Inhalt des Buches. Wir verstehen es hiernach, daß dem Verfasser die Verzögerung des Druckes sehr unerwünscht war. Vor dem Ausbruch des Krieges erschienen, wäre es vielleicht ebenso einflußreich geworden, wie jene kleinen in Königsberg herausgegebenen Schriften. Jetzt, da der Verfasser erst gegen Ende des April es in Verlag geben konnte, mußte es zu spät erscheinen, um für die große Sache mit Erfolg in den Kampf einzutreten.

In Arndts Thätigkeit als politischer Schriftsteller bezeichnet das Buch einen Wendepunkt. Schon vorher hatte er manche Anfeindung erfahren müssen, als wollte er die Grundlagen der Staatsordnung Europas erschüttern. Jetzt hatte er das Vorgefühl der Verkennung und des Verdachtes, die ihn treffen würden, wenn er die Uneinigkeit und Lauheit der Regierungen und ihrer Vertreter, den allgemeinen Mangel an Verständnis für die großen Aufgaben der Gegenwart, die ablehnende Haltung der Rheinbundstaaten und die zögernd abwartende Österreichs rücksichtslos tadelte.

Seine Klage, daß er von der Jugend und von dem Volke verstanden würde, von den Großen und Mächtigen aber nicht, war nicht ohne Grund. Der König Friedrich August von Sachsen hielt im Widerspruch mit der großen Mehrheit seines Volkes an dem Bündnisse mit Napoleon fest und verschuldete dadurch, daß der Kriegsschauplatz von Anfang an in das Herz Deutschlands verlegt wurde und der Frühlingsfeldzug für die Verbündeten unglücklich endete. „Warum haben nicht die Verbündeten sofort 20 000—25 000 sächsische Jünglinge ausgehoben, bewaffnet und bekleidet?“ So klagte Arndt mit Recht gegen

Reimer, als er am 21. April aus Blüchers Hauptquartier zurückkehrte. Ihn schmerzte, daß die „leidigen Kabinettskünste“ dem kriegerischen Geiste und der Opferfreudigkeit des Volkes Zügel anlegten; ja, wenige Tage später schrieb er an Reimer die leidenschaftlichen Worte: „Kann das Volk die Kraft nicht auf die Hörner nehmen, so geht es nicht, und so will Gott nicht, daß es gehen soll. Denn für nichts sind diese großen Bewegungen nicht. Wir ringen um die Wiedererschaffung eines deutschen Volkes aus den Völkchen; das will Gott. Unsere Fürsten und Herren bekehren sich nicht wieder zur Treue — der Teufel hole sie!“ Diese Worte sind ihm nachmals übler ausgelegt worden, als sie gemeint waren;[1]) aber diese scharfe litterarische Opposition gegen die Politik der meisten deutschen Regierungen trieb Arndt fernerhin. Seinen Unwillen steigerte es, daß er trotz der Empfehlung Steins mit seinen Büchern der leidigen Censur wegen Schwierigkeiten hatte. Einige Monate später meinte er, trotzdem aus seinen schriftlichen Entwürfen manche allzu starken Züge bei der letzten Überarbeitung verwischt wären, wäre genug übrig geblieben, um ihn „zum Kandidaten irgend einer festen Burg“ zu machen.

Die Befürchtung, vergeblich zu arbeiten, lähmte wohl manchmal vorübergehend seinen Mut und seine Schaffensfreudigkeit. Aber er wußte, daß die Besten und Edelsten im Volke ebenso dachten wie er; dies Gefühl, sein gutes Gewissen und die sichere Erwartung, daß die gute Sache endlich doch über Trug und Unwahrheit, Eitelkeit und Schein siegen mußte, hielt ihn aufrecht. Er schrieb sogar im siegesgewissen, fast herausfordernden Tone damals an seinen bonapartisch gesinnten Schwiegervater, Prof. Quistorp: „Es wird alles gut gehen, und die Teutschen werden zu Ehren kommen, und ihre Verräter und die Franzosenknechte werden zu ihrer Zeit ihren Lohn bekommen.“[2])

---

[1]) Vergleiche die Briefe an Reimer vom 21. und 23. April und den fast gleichzeitigen Brief an Niebuhr im Notgedrungenen Bericht, T. II, S. 21, 22, 164.

[2]) Vergl. A. Höfers früher mehrfach erwähnte Schrift, S. 91.

Einer jener Besten war Niebuhr; er hatte Arndts frühere Schriften gelesen und schrieb ihm im April: „Bei vielen Tausenden haben Sie männliche Thränen hervorgerufen; jeder ruft Ihnen ein herzliches „Gott lohn' es!" zu." Niebuhr bat Arndt um Beiträge für eine von ihm herausgegebene Zeitschrift, den „Preußischen Korrespondenten", welche für die Sache des Vaterlandes als Gegengift gegen Kotzebues „Russisch-deutsche Blätter" wirken sollte.[1]) Arndt sagte ihm, freilich nur bedingungsweise, seine Mitarbeit zu; aber die Mühe, welche es Niebuhr gekostet hatte, dem Staatskanzler Hardenberg die Erlaubnis zu diesem Unternehmen abzuringen, lähmte von vornherein die Freudigkeit der Arbeit und verminderte die Aussicht auf Erfolg. — Noch in demselben Monat wurde Niebuhr in die Centralverwaltung berufen (vergl. S. 74); und Reimer, der Verleger jener Zeitschrift, wollte Arndt die Leitung übertragen. Arndt konnte bei seiner damaligen Stellung natürlich nicht darauf eingehen, und so hatte die Zeitschrift nur einen kurzen Bestand.

Öfter klagte Arndt, daß er bei den vielerlei und oft recht kleinlichen Arbeiten, welche ihm von Stein damals übertragen wurden, sich innerlich zu zerrissen fühlte, um etwas Vernünftiges arbeiten zu können; trotzdem erwähnte er fast in jedem Briefe aus dem April, daß er „Federleserei triebe", oder „einige papierne Künste und Pläne" vor hätte. Er wollte gern einen „Katechismus für die Soldaten und Bauern mit biblischen Sprüchen" schreiben und ging mit dem Gedanken um, jene „Fünfzig Kapitel für das deutsche Volk", die er vor einem Jahre mit einem Freunde zusammen in Breslau verfaßt hatte, (vergl. S. 61) herauszugeben; erst nach der Befreiung wollte er sie erscheinen und für die nationale Einigung wirken lassen.[2])

Er dichtete damals die schönsten und schwungvollsten seiner

[1]) Vergl. Niebuhrs Brief an Arndt im Notgedrungenen Bericht, T. II, S. 162.

[2]) Vergl. S. 61, Anm. 1; es sind die im folgenden Jahre erschienenen „Fantasien für ein künftiges Teutschland" gemeint, vergl. unten.

Vaterlandslieder. Einige erschienen bald in der Reichenbacher Ausgabe des Soldatenkatechismus, wie der „Fahnenschwur", die „Zuversicht auf Gott". Eine kleine Sammlung ließ er in Dresden verlegen; mehrere hatte er schon früher an Reimer geschickt zum Abdruck in dem erwähnten „Preußischen Korrespondenten".[1]) — Sein erster Gedanke war und blieb, dem Vaterlande nützlich zu sein; wenn er sah, daß er als Schriftsteller vergeblich arbeiten oder sich erschöpfen würde, wollte er die Schreibfeder wegwerfen, den Säbel umschnallen und mit Theodor Körner und andern tapferen Jünglingen den Lützower Jägern zuziehen. Mehrmals sprach er in den Briefen an Reimer diesen Entschluß aus.

Die Entscheidung rückte näher: Am dritten Mai hörte Arndt im Felde vor Dresden den dumpfen Schall des fernen Kanonendonners von Westen her; es wurde die Schlacht bei Groß-Görschen geschlagen. Sachsen ging für die Verbündeten verloren; sie mußten nach Osten über die Elbe zurück. In Dresden sah Arndt den edlen Scharnhorst, der in der Schlacht anscheinend leicht verwundet war, zum letzten Male, und reiste dann mit Aufträgen Steins nach Berlin. Von hier aus fuhr er noch im Mai nach Pommern und Rügen, sah nach anderthalb Jahren seine Geschwister und seinen jetzt zwölfjährigen Karl Moritz wieder, und blieb dann den Juni über in Berlin. Wie belebte es seinen Mut, daß er die allgemeine Stimmung in der Hauptstadt so zuversichtlich und waffenfroh fand! Das Unglück der Schlacht bei Bautzen hatte die Hoffnungen nicht niedergebeugt. „Selbst die Nachrichten von Verlusten schlugen nicht

---

[1]) Vergl. den Brief an Reimer a. d. April 1813 im Notgedrungenen Bericht T. II, S. 19. — Die meisten vaterländischen Gedichte Arndts kamen in verschiedenen Sammlungen zerstreut heraus, z. B.:

„Lob teutscher Helden", gesungen von Arndt und Körner. 1814.
„Teutsche Wehrlieder", von Arndt und anderen Verfassern.
„Liederstrauß für deutsche Krieger", den freiwilligen hessischen Jägern zugeeignet. Darmstadt 1814.
„Lieder für Teutsche im Jahr der Freiheit 1813", von E. M. Arndt.
„Kriegslieder der Teutschen", von E. M. Arndt. 1814. — usw. usw.

nieder. Die Menschen waren auf das Höchste und Letzte gerüstet. Lieber das tiefste Leid und Verderben, lieber die letzten ehrlichen Todeswunden als länger die Schande der Knechtschaft.“ „Das“, schreibt Arndt später wörtlich, „war das allgemeine Gefühl und die einstimmige Stimme in der Hauptstadt.“ Er sah Berlin in einen großen Waffen- und Übungsplatz verwandelt; die berühmtesten Gelehrten, wie Savigny, Eichhorn, Fichte, auch Arndts Freund Reimer waren in die Landwehr bereits eingetreten oder saßen im Verwaltungsausschuß für dieselbe. — Wie ein Donnerschlag berührte die Nachricht vom Waffenstillstand des vierten Juni die Herzen der Tapferen. So hatten wirklich „die Kabinettskünste über den Volkswillen gesiegt“; und die meisten Einsichtigen fürchteten, daß der Stillstand dem furchtbaren Feinde zum Vorteil gereichen würde. — Bald kam eine zweite Hiobspost: Scharnhorst war in Prag an seiner Wunde gestorben.

In den ersten Julitagen kehrte Arndt zu Stein zurück; natürlich nicht nach Dresden, das inzwischen von den Franzosen besetzt worden war, sondern nach Reichenbach in Schlesien, wo damals ein Kongreß sich bemühte, die große Frage der Zeit, die doch nur die Schwerter lösen konnten, durch diplomatische Verhandlungen der Entscheidung näher zu bringen. Er kam nach Reichenbach mit dem Liede „Auf Scharnhorst's Tod“ in der Tasche, welches seinem Freunde Stein so wohlgefiel, daß er es in mehreren tausend Abdrücken vervielfältigen und verteilen ließ.

Arndt scheint damals schon den leitenden Staatsmännern unbequem gewesen zu sein; wie Stein, war er ein Mann, der seine Meinung weder verbergen konnte noch wollte; beide konnten bei der ihnen eigenen schroffen Geradheit den Winkelzügen der Diplomatie nicht folgen. Der eine erfuhr in Reichenbach Ärger und Verdruß, der andere kränkende Zurücksetzung. Nicht einmal ein Quartier war für Arndt bereit gehalten; mehrere Wochen mußte er mit einem engen Nachwächterstübchen auf der Stadtmauer als Herberge vorlieb nehmen, und teilte diesen Raum noch während einiger Tage mit Savigny. Bald aber gewann

er durch Stein einen lieben Freund in dem Grafen Gesler. Dieser, ein Studiengenosse Steins, ein Freund Schillers und des Körner'schen Hauses, war ein durch Geist, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit gleich ausgezeichneter Mann. Er fand Wohlgefallen an dem tapferen Streiter für Freiheit, Wahrheit und Recht, nahm ihn als Gast in sein Haus und schloß mit ihm, dem bedeutend jüngeren Manne, eine Freundschaft für das ganze Leben. Während Arndt seinen Soldatenkatechismus von neuem zur Massenverteilung an die Krieger überarbeitete,[1]) übte er sich mit dem sechzigjährigen Grafen nicht nur im Stoßen und Fechten, sondern auch in der griechischen, italienischen und sogar der schwedischen Sprache.

Die meisten bedeutenderen Vertreter der europäischen Politik und Diplomatie, Stein, Hardenberg, Stadion, Castlereagh, Nesselrode, Pozzo di Borgo, W. von Humboldt, Schön, Niebuhr, Rhediger, hielten sich damals vorübergehend oder dauernd in Reichenbach auf. Stein war durch Anfälle von Gicht und durch manchen Verdruß, den ihm die Querköpfigkeit der andern Staatsmänner bereitete, so reizbar und nervös, daß Arndt dies bisweilen übel empfand; aber die Freundschaft beider Männer wurde dadurch nicht gestört. — Im Juli kehrte ein junger Krieger als Gast bei dem Grafen Gesler ein, um das Ende des Waffenstillstandes zu erwarten und seine Wunde ganz ausheilen zu lassen. Es war Theodor Körner; nach dem Gebrauch der Karlsbader Kur konnte er natürlich nicht nach Dresden zu seinen Eltern gehen, sondern kam nach Reichenbach, um bei seinem Paten, dem Grafen Gesler, ganz zu genesen. Mit Schön war Max von Schenkendorf aus Preußen eben angekommen, und so wurde Arndt im Verkehr mit den beiden herrlichen Dichterjünglingen auch wieder jung.

Bald war der Waffenstillstand abgelaufen; Arndt blieb, während Stein dem großen Hauptquartier nach Böhmen hinein folgte, in Reichenbach beim Grafen Gesler zurück, dessen an-

---

[1]) Vergl. den Brief an Reimer vom 17. August im Notgedrungenen Bericht T. II, S. 23.

regender Umgang ihm bei der Arbeit des eifrigen Sammelns und Pamphletierens besonders angenehm und wohlthuend war. Bis nach der großen Entscheidung bei Leipzig blieb er dort; er beging noch mit dem Grafen die Jubelfeier der Völkerschlacht; dann reiste er, von Stein gerufen, in das Hauptquartier nach Leipzig. Unterwegs begrüßte er in einem Dorfe bei Mühlberg Theodor Körners Eltern, die nur erst gerüchtweise ihres Sohnes Verwundung bei Gadebusch erfahren hatten und angstvoll genauerer Nachricht harrten; Arndt selbst konnte ihnen schon wenige Tage darauf die sichere Trauerbotschaft senden. Er kam am 7. November nach Leipzig, fand Stein frischer und freudigeren Mutes, als er seit langer Zeit gewesen, war aber nur eine Woche in seiner Umgebung. Denn als Stein bald darauf in das Hauptquartier der Verbündeten nach Frankfurt abreiste, blieb Arndt noch für mehrere Monate in Leipzig zurück. Die glückliche Entscheidung des Krieges hatte seinen Lebensmut erhöht und seinem Geiste neue Anregung auch zur Arbeit mit der Feder gegeben. Schon am Tage nach seiner Ankunft schrieb er an Frau Reimer, deren Mann als Landwehroffizier von der Heimat abwesend war: „Ich bleibe nun wohl sechs bis acht Wochen hier und sende allerlei in die Welt; dann ziehe ich weiter gegen den Süden den Freunden nach."

In Frankfurt ging wieder die kostbarste Zeit mit Unterhandlungen verloren. Nichts wurde erreicht; Napoleon allein gewann Zeit zu neuen Rüstungen. Während die Befürchtung sich verbreitete, daß die Verbündeten sich mit halben Erfolgen begnügen und die Maas- und Moselgegenden in Frankreichs Händen lassen würden, erschien gerade zur rechten Zeit Arndts treffliche Schrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze". Die Erfahrung, daß die Franzosen seit zwei Jahrhunderten den Rhein als ihre natürliche Grenze angesehen, aber, nachdem sie ihn wirklich zu ihrer Grenze gemacht, bald darüber hinaus bis zur Weser, ja bis zur Elbe gegriffen haben, bringt den Verfasser auf die Frage: „Was heißt denn Naturgrenze?" Die Geschichte lehrt, daß Gebirge, Meeresküsten, Wüsten, Sümpfe die Völker

wirklich von einander scheiden, also zu natürlichen Grenzen, d. h. zu Sprachgrenzen werden können; niemals aber große, leicht überschreitbare Ströme, da diese gerade den Völkerverkehr vermitteln, nicht hindern. — Mit aller Entschiedenheit fordert er das ganze Stromgebiet des Rheines für Deutschland zurück: So verlangt es zuvörderst das geschichtliche Recht; denn schon zu Cäsars Zeit bewohnten Germanen die beiden Ufer des Niederrheins und der Maas, und diese Gebiete sind seitdem stets germanisch geblieben; nur weil die Deutschen bei ihrer inneren Zwietracht den Wert jener Landschaften verkannten, wurde es den Wälschen so leicht, sie seit dem Westfälischen Frieden allmählich fast ganz zu gewinnen. So verlangt es ferner die Politik, die Rücksicht auf des Vaterlandes Wehr und Sicherheit; aus der geographischen Lage beweist Arndt, daß Frankreich mit der Rheingrenze sein Übergewicht über Deutschland und seine gefährliche Machtstellung in Europa behalten würde; die Wiederherstellung der Sprachgrenze als Reichsgrenze dagegen würde nicht dieselben Vorteile dem deutschen Reiche zuwenden, sondern erst ein ungefähres Gleichgewicht zwischen beiden Mächten herstellen. „Behalten die Franzosen Mainz", so etwa spricht Arndt sich in dieser Schrift und später oft in andern aus, „so würde der Rheinwinkel daselbst das Knie sein, welches Frankreich dem unglücklichen Deutschland für immer auf den Nacken gesetzt hätte". Endlich ist es aber eine unabweisbare Forderung der nationalen Ehre, daß jene Lande wieder deutsch werden. Arndt erinnert die Deutschen, daß sie seit Jahrhunderten fast bei jedem Friedensschlusse an Ehre und an äußerer Macht eingebüßt haben, daß sie lange genug von den Fremden bevormundet, selbst von den Dänen, Schweden und Niederländern an den Mündungen ihrer großen Ströme förmlich besteuert worden sind. Er zeigt, welche große Gefahr das Vaterland bedrohen würde, wenn die Rheinlande, die Wiege der germanischen Geschichte, Kultur und Freiheit in Frankreichs Händen blieben; denn französische Sitte, Sprache, Lebensform würde unaufhaltsam nach Osten vordringen und den Kern des germanischen Wesens und Lebens anfressen. Der

Rhein würde die Franzosen nicht lange hindern, zuerst die geistige und dann die politische Herrschaft unaufhaltsam weiter nach Osten auszudehnen. — Der Verfasser fordert, daß die beiden deutschen Großmächte, Österreich und Preußen, eine starke Stellung am Rheine einnehmen und eine Reihe von Bundesfestungen besetzen sollen; etwas romantisch klingt sein Gedanke, daß der Deutsche Orden als eine Adelsgenossenschaft zur Erhaltung und Förderung deutscher Rittertugend wiederhergestellt und mit der Besetzung einiger solcher Reichsfestungen im Westen betraut werden könnte.

Arndt, der über sein eigenes Talent sehr bescheiden urteilte, hielt noch später diese Schrift für eine seiner bestgelungenen.[1]) Sie machte tiefen Eindruck; Stein, Körner, Niebuhr waren hoch erfreut über diese gewichtigen und zur rechten Stunde gesprochenen Worte des Freundes; der Staatskanzler, Fürst Hardenberg, schrieb dem Verfasser einen lobenden Brief und stellte ihm eine seinem Talent angemessene Anstellung im preußischen Staatsdienste in Aussicht.[2]) Der Graf Gesler, den Arndt seinen „gütigen Censor" nannte, weil er auch mit wohlgemeintem Tadel gegen den Freund nicht zurückhaltend war, spendete seiner „sehr schönen, gründlichen, nachdrücklichen, klaren diatribe" die wärmste Anerkennung; er schrieb, daß dieselbe „Eingang gefunden und sogar durchgeschlagen" hätte; und bald nach diesem Briefe aus dem Osten des Vaterlandes erhielt er einen ebenso anerkennenden aus dem Westen, von Eichhorn, dem späteren Minister. Das Buch über den Rhein habe viel gewirkt und sei viel verbreitet worden; „jetzt schämt man sich des Gedankens, daß der Rhein hat die Grenze werden können".[3])

[1]) Sie ist abgedruckt im zweiten Teil der „Schriften an und für seine lieben Deutschen".

[2]) Meint Arndt erst den späteren Brief Hardenbergs vom 17. Juli 1814, der im Notgedr. Bericht T. II, S. 240 abgedruckt ist? Stein hatte nach seinem Briefe an Arndt vom 7. Januar 1814 (Notgedr. Bericht, T. II, S. 252) ihn zur Berücksichtigung und Anstellung an den Staatskanzler ausdrücklich empfohlen.

[3]) Vergl. Geslers Briefe an Arndt vom 3. und 15. Januar 1814, im Notgedr. Bericht T. II, S. 132, 135. Leider fehlt dem in der Samm-

Arndt arbeitete während der zwei Monate, die er in Leipzig blieb, mit großem Fleiße. Eine Reihe seiner schönsten Vaterlandslieder, „Die Leipziger Schlacht", „Wer ist ein Mann?" „Der König von Preußen", „Das Lied vom Feldmarschall" sind neben mehreren geschichtlich-politischen Abhandlungen in jener Zeit entstanden. Ihm wie jedem Unparteiischen war es klar, daß Preußen weitaus den Hauptanteil an den unvergleichlichen Waffenthaten gehabt und für die Befreiung Deutschlands weitaus die größten Opfer gebracht hatte. In einer kleinen Schrift „Das preußische Volk und Heer 1813" setzte er dem Ruhme Preußens ein Denkmal: Er überblickt Preußens geschichtliche Entwickelung in den letzten zwanzig Jahren; er beschreibt ausführlich die Wiedergeburt des Staates seit den Unglückstagen von Jena und Friedland, und erzählt, zum Teil auf Grund seiner eigenen Erfahrung, wie die Riesenarbeit der Erneuerung des Staates trotz des auf ihm lastenden furchtbaren Druckes gelang, wie im verflossenen Frühling Volk und Regierung Preußens einig waren und einig handelten, und wie der gemeinsamen Arbeit, der gemeinsamen Opferfreudigkeit, dem gemeinsamen Gottvertrauen das große Werk der Befreiung gelang. — Aber die Abhandlung ist auch eine Tendenzschrift. Arndt ahnte schon, daß Preußen der Staat der deutschen Zukunft war; aber er wußte auch, daß Preußen zu der Führerrolle, die es bereits übernommen hatte, nur dann fähig und würdig blieb, wenn es auch dem geistigen Fortschritt der Geschichte Rechnung trug. Ein schöner Anfang war mit der Aufhebung der Erbunterthänigkeit und mit der Städteordnung gemacht worden; aber dabei durfte es nicht verbleiben. Arndt verteidigt das preußische Volk mit seiner Volkswehr und seiner herrlichen Freiheitsbegeisterung gegen den Verdacht des revolutionären

---

lung vorangehenden Briefe des Grafen das Datum, S. 130. Es läßt sich daher nicht entscheiden, ob dieser Brief erst Arndt dazu angeregt oder ob er selbst den Gedanken gefaßt habe, etwa auf Grund derselben auch von Gesler erwähnten Gerüchte, die Abhandlung zu schreiben. — Eichhorns Brief an Arndt vom 23. Januar im Notgedr. Bericht T. II, S. 250.

Simmes, der schon damals von Neidern und Feinden erhoben wurde, und ermahnt den König, sich durch solche von Scheelsüchtigen vorgemalten Gespenster nicht beirren zu lassen, sondern den Geist der Freiheit und Ordnung, Gesetzlichkeit und Sittlichkeit in seinem Volk zu fördern und zu stärken.[1])

Arndt sprach sich absichtlich in so allgemeinen Worten aus; er sah, wie aus späteren Arbeiten hervorgeht, vor allem die Erteilung einer Konstitution und die Aufhebung der Censur als Bedingungen an für eine gedeihliche Entwickelung des Staates, dem er bald seine ganze Liebe zuwenden sollte.

Auch diese Schrift Arndts fand den Beifall seiner Freunde. Schön las sie mit Vergnügen; Körner verband mit dem Lobe, das er ihr in einem Briefe an den Freund spendete, die Bitte um die Übernahme der Leitung einer Zeitschrift, welche er mit dem Verlagsbuchhändler Göschen zusammen begründen wollte.[2])

Die beiden besprochenen Schriften waren sicher die besten und daher einflußreichsten, welche Arndt während des Herbstes in Leipzig schrieb. Aber er wollte noch mehr auf die öffentliche Meinung wirken; dazu war jetzt, unmittelbar nach den glänzenden Siegen, die passende Zeit. Gerade die in den sogenannten besseren Kreisen in Deutschland herrschende öffentliche Meinung befand sich noch auf den gefährlichsten Irrwegen. Schwieriger war es, die Tyrannei der französischen Sitte und Sprache, als die des französischen Degens zu überwinden. Nicht nur in der Diplomatie, sondern an den Fürstenhöfen, in den Salons der Vornehmen, sogar in den Studierzimmern der Gelehrten herrschte das Französische; der Sprache, dem Geschmack, den Sitten und äußeren Lebensformen der westlichen Nachbarn zu huldigen, gehörte immer noch zum sogenannten guten Tone. Mit den Waffen waren sie besiegt; aber in den einflußreichsten Berliner Blättern „krähte der gallische Hahn" weiter, wie Graf

[1]) Abgedruckt im I. Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen".

[2]) Vergl. Schöns und Körners Briefe an Arndt vom 9. März 1814 und 16. Dezember 1813 im Notgedr. Bericht T. II, S. 166, 176.

Gesler einmal an Arndt schrieb. Öffentliche Stimmen meinten die Besiegten durch schonende, großmütige Behandlung zum Danke verpflichten zu müssen. Unter dem Vorwande christlicher Nächstenliebe wurde von Völkerfrieden und Völkerverbrüderung gesprochen. Man glaubte sich den Franzosen noch zum Danke verpflichtet, weil sie, das große Kulturvolk der neuen Geschichte, die Welt mit den Gedanken einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung befruchtet hätten.

Arndt erkannte, welche Gefahr aus der Verbreitung solcher Anschauungen für das Vaterland erwuchs. Zwei Schriften gingen aus dieser Erwägung hervor: „Über Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache“ und „Über das Verhältnis Englands und Frankreichs zu Europa.“[1]) Unbeirrt durch die gewöhnlichen Redensarten von Völkerglück und Duldsamkeit zeigt Arndt, daß die Deutschen, welche Europas Mitte bewohnen und von Natur dazu neigen, Gutes und Böses von der Eigenart anderer Völker anzunehmen, sich mehr als jedes andere Volk vor der Gefahr einer geistigen Bevormundung durch Fremde zu hüten haben. Wie unheilvoll und zerstörend war seit Jahrhunderten die Einwirkung der Wälschen auf Deutschland in Staat, Gesellschaft, Sprache, Sitte, Kunst und Dichtung! Nationaler Haß gegen das fremde Volk als solches schließt weder die christliche Nächstenliebe aus, noch die Anerkennung und Aneignung des Trefflichen, was von einzelnen Franzosen auf dem Gebiete der Kunst und Dichtung geleistet worden ist; denn jede wahre Tugend und Größe wird vermöge ihrer eigenen Kraft die Schranken der Völker durchbrechen. Aber wie ein Kind, das schon in dem zartesten Alter neben der Muttersprache noch eine fremde Sprache radebrechen lernt, an seiner sittlichen Entwickelung geschädigt wird, so ergeht es einem Volke, dessen Kulturleben nicht aus ihm selbst herauserwächst; denn auch ein Volk muß sich aus seinen eigenen Anlagen und Trieben heraus entwickeln. Das sind ungefähr die Ge-

[1]) Beide Schriften im I. Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen“ später abgedruckt.

danken, welche Arndt in der erstgenannten Schrift genau begründet. Weiterhin hält er den Deutschen vor, wie nachteilig die französische Sprache bereits auf sie eingewirkt hat; er erklärt derselben nicht nur in der Schule und im gesellschaftlichen Leben, sondern auch in der Diplomatie den Krieg; er eifert gegen den Unfug der Fremdwörter. Wie die Gelehrten, Künstler, Philosophen durch ihr Kauderwälsch die Sprache verderbt haben, so erwartet Arndt von der Einwirkung aller Gebildeten und Wohlgesinnten, von dem stillen Einfluß der deutschen Frauen und Jungfrauen eine Wiederbelebung der Sprache, eine Wiedererweckung ihres fast vergessenen und erstorbenen Reichtums.

Bekannt ist die Art, wie Napoleon gegen England den Krieg führte; unter dem Vorwande, Englands Handelstyrannei zu brechen und die Vorteile des Welthandels auch andern Völkern zu gute kommen zu lassen, hatte er durch die sogenannte Kontinentalsperre versucht, die größte Seemacht der Welt vom Verkehr mit dem übrigen Europa auszuschließen. Es war ihm nie vollständig gelungen; aber die von ihm geschickt gegen England verbreiteten Lügen und Verleumdungen fanden nicht nur in Frankreich, sondern auch in dem übrigen Europa allmählich Glauben.[1]) Dies veranlaßte Arndt in der zuletzt genannten Schrift zu der vergleichenden Betrachtung: Wie unterscheiden sich England und Frankreich als Staat und als Volk? Welchen Einfluß haben beide in neuester Zeit auf die Geschichte und das Kulturleben in Europa, vor allem in Deutschland ausgeübt? Die meisten Gebildeten Deutschlands sind darüber im Irrtum. Die Geschichte lehrt, daß bei den Engländern der Zug zur Ausprägung einer persönlichen Eigenart, zur Freiheit, daher zur Ausbildung eines starken Staats- und Bürgersinnes von jeher mächtig gewesen ist. Arndt ist ein Bewunderer der englischen Verfassung, die sich seit sehr früher Zeit freiheitlich entwickelt habe und dem angebornen Streben des Volkes nach Gesetz, Recht, Zucht, Ordnung günstig gewesen sei. Sie befähigte England,

[1]) Vergl. darüber z. B. die Besprechung, welche Arndt später in seiner Zeitschrift „Der Wächter" B. 2 dem Buche des Franzosen Bonnin: „Über die europäische Revolution, Paris 1815" widmet.

unter dem großen Staatsmanne Pitt den langen Kampf gegen Frankreich zu bestehen. Die Not entschuldigt es, wenn die Mittel des Kampfes nicht immer sittlich unanfechtbar waren. – Die Franzosen dagegen sind ein Volk der Geselligkeit, ein Bild rastloser Bewegung und ewigen Wechsels; den Bienen vergleichbar, haben sie immer leicht dem Despotismus gedient, sogar unter dem Scheine der Republik. Sie mißverstehen ihren weltgeschichtlichen Beruf, wenn sie ihren Napoleon für einen zweiten Alexander, Cäsar oder Karl den Großen ansehen; denn er war nicht der geniale Staatsmann, der eine Weltherrschaft gründen und zum Segen für die Völker werden lassen konnte, sondern nur ein Titan von seltener, kühner Naturkraft. Ohne Genie und Ideeenreichtum wollte er eine Welttyrannei der Dummheit und Faulheit gründen; ein moderner Nero oder Domitian, hat er sein eigenes Land zur äußersten wirtschaftlichen Erschöpfung, sein Volk zum sittlichen Niedergang gebracht. — Nicht von den Franzosen, zu diesem Schlusse kommt der Verfasser, sondern von den Engländern sollten wir den Sinn für Recht, Freiheit, Gesetz, Ordnung, kühnen Unternehmungsgeist, Ernst, Einigkeit, Opferwilligkeit, Treue, Tapferkeit lernen.[1])

Beide Schriften waren wohl gemeint; und ihr Inhalt in den Hauptsachen gewiß richtig, aber im einzelnen nicht frei von Einseitigkeit und Übertreibung. Wenn auch ein Mann wie Eichhorn ihm seinen Beifall aussprach,[2]) und ein leidenschaftlicher deutscher Patriot, der aus Norddeutschland nach der Schweiz ausgewanderte Dr. Ebel, den Verfasser der Schrift über Volkshaß zur Gründung eines „Deutschen Vereins" anregen wollte,[3]) so hatten doch die beiden Abhandlungen bei weitem nicht denselben Erfolg wie diejenige über den Rheinstrom; und

---

[1]) Auffallend ist, wie sehr Arndts Urteil über England hier von demjenigen abweicht, das er früher in „Germanien und Europa" und im ersten Teile des „Geistes der Zeit" ausgesprochen hatte. Gründlicheres Studium hatte ihn, wie er selbst eingestand, eines Besseren belehrt.

[2]) Vergl. den S. 87 Anm. 3 erwähnten Brief Eichhorns an Arndt.

[3]) Ebels Briefe vergl. im Notgedr. Bericht T. II, S. 213 ff.

die Bedenken, Warnungen und Klagen, die der Verfasser in beiden ausspricht, wiederholen sich oft in seinen späteren Arbeiten.

Arndt hatte an einigen Stellen früherer Schriften schon mehrmals Vorschläge für eine politische Umgestaltung Deutschlands gemacht. Jetzt, da die Freiheit erkämpft war, mußte man der sogenannten deutschen Frage und ihrer Lösung näher treten. Da schickte Arndt noch von Leipzig aus seine „Grundlinien einer teutschen Kriegsordnung“ in die Welt, um mit ihnen Vorschläge zu einer neuen Wehrordnung des Reiches zu machen. Die Anregung dazu verdankte er jenen im Frühling 1812 in Breslau entstandenen „Fünfzig Kapiteln“ (vergl. S. 61 und 81), deren Herausgabe er immer noch für eine passendere Zeit sich vorbehielt. Eine Volkswehr neben einem stehenden, aber ganz kleinen und nur aus Freiwilligen, natürlich Landeskindern, zusammengesetzten Heere sollte fortan das Konskriptions- und Kantonsystem ersetzen. Arndt teilte — auch später noch — den weitverbreiteten Irrtum, daß die großen stehenden Heere eine Einrichtung und eine Hauptstütze des Despotismus wären, und hielt die Überlegenheit der Volkswehr über das stehende Heer durch die Geschichte der letzten Jahrzehnte für erwiesen (vergl. S. 72). Seine Behauptung, man könne ein trefflicher Soldat für den Krieg sein, ohne jemals ein sogenannter Friedenssoldat gewesen zu sein, würde heute noch mehr als damals den Widerspruch jedes kriegskundigen Mannes erregen. Er übersah, daß die allgemeine Dienstpflicht, der wehrhaften Jugend Deutschlands zur Ehrensache geworden, für das Volk eben die Schule der körperlichen Tüchtigkeit und Männlichkeit werden mußte, die er in seinen „Grundlinien“ durch Einteilung des Landes in Waffenkreise, Verpflichtung der Jugend zu regelmäßigen Waffenspielen, Schießübungen, Wettkämpfen u. s. w. dem deutschen Volk geben wollte. Kein Verständiger, am wenigsten Stein, dem er die Schrift widmete, konnte die von ihm aufgestellten Grundsätze anfechten: „Übe den Leib männlich und tapfer, und du übst zugleich eine männliche und tapfere Seele!“ „Je unabhängiger du im Geiste sein willst, desto unabhängiger halte den Leib von Bedürfnissen!“

Aber im einzelnen waren seine Vorschläge, durch solche Waffenspiele, durch alljährliche soldatische Übungen der ganzen jungen Mannschaft eines größeren Bezirks das Volk wehrhaft und kriegerisch und das große stehende Friedensheer entbehrlich zu zu machen, dilettantenhaft und unausführbar.

Graf Gesler war nicht mit Arndts Gedanken einverstanden.[1]) Urteile anderer Freunde sind uns nicht überliefert. Arndt hielt aber dieselbe Meinung noch ein Menschenalter später mit allem Eifer fest und verfocht sie gegen alle Einwände.

Im Dezember löste sich der Kongreß in Frankfurt auf. Wieder hatte Napoleons hartnäckiger, verblendeter Trotz der Geduld der Verbündeten ein Ziel gesetzt. — Zu derselben Zeit, als die Truppen der Sieger das linke Rheinufer betraten, befand sich Arndt schon auf der Reise von Leipzig nach Frankfurt, wo er wieder mehrere Monate in angestrengter litterarischer Arbeit zubringen sollte.

---

[1]) Vergl. Geslers mehrmals erwähnten Brief vom 3. Januar 1814 — In diesem Jahre verfaßte Arndt auch die früher erwähnte, politisch nicht weiter bedeutsame Schrift: „Entwurf zur Erziehung und Unterweisung eines Fürsten". Berlin 1813; vergl. S. 40 Anm. 2.

V. Die Jahre 1814, 1815, 1816.

Bei strenger Kälte verließ Arndt Leipzig in den ersten Tagen des Jahres 1814. In Weimar besuchte er Frau von Wolzogen, die bekannte Gönnerin Schillers. Nach einem kleinen Unfall mit seinem Gepäckwagen auf der schneebedeckten Kammhöhe des Thüringer Waldes gelangte er nach Würzburg, von dort über Aschaffenburg nach der uralten, heiligen Reichsstadt Frankfurt.

Frankfurt war damals der Sitz jener Centralverwaltung; Stein, der Vorsitzende derselben, war den verbündeten Herrschern nach Frankreich gefolgt. Arndt genoß als Beamter der Verwaltung unter ihrem Schutze jetzt fast die volle Freiheit der Rede; und so arbeitete er tapfer fort, um die öffentliche Meinung für die schwerere Friedensarbeit nach dem Kriege den rechten Weg zu leiten. Er vermißte bei den gebildeten Zeitgenossen die „politische Tugend", das Verständnis für die Aufgaben, welche das Staatsleben dem Einzelnen stellt; er vermißte den rechten nationalen Stolz; er sah, wie gut es der wälschen List gelang, Napoleon allein für alle Sünden verantwortlich zu machen, die Frankreich an ganz Europa, vor allem an Deutschland begangen hatte. Die gefährliche Meinung, daß nicht Frankreich, sondern nur Napoleon besiegt wäre, daß das französische Volk die großmütige Schonung, ja sogar den Dank der Sieger beanspruchen dürfte, bethörte auch in Deutschland viele Herzen und Sinne.

Arndt, dessen Denken und Handeln so oft durch den Gegensatz gegen geistige Zeitströmungen bestimmt wurde, prägte jetzt das Bild des künftigen Deutschland, welches er in Gedanken begonnen hatte sich zu entwerfen, zu festeren Formen

und deutlicheren Umrissen aus. Zwei Schriften verfaßte er in Frankfurt noch während des Winters: „Über künftige ständische Verfassungen in Deutschland“ und: „Noch ein Wort über die Franzosen und uns.“[1]) Nach dem Motto: „Die erste Majestät im Leben, die höchste heißt Gesetz und Recht“ begründete er die Notwendigkeit ständischer Verfassungen für Deutschland zuerst mit dem geschichtlich nachweisbaren Recht; denn bis zum dreißigjährigen Kriege haben in allen größeren deutschen Staaten Landtage bestanden; erst das allmähliche Verschwinden derselben hat die Deutschen für die Knechtschaft und Weichlichkeit vorbereitet, bis endlich Napoleon den letzten Rest von Freiheit, Ehre und Gesetz mit Füßen trat, in dem Schein-Absolutismus seiner Rheinbundfürsten, seinem System von Geheimpolizei, Angeberei und Verrat. Arndt sprach zum ersten Male klar und genau aus, was er für Deutschland forderte: Ein Kaisertum mit viel umfassender Machtstellung, eine Reichs-Kriegsordnung, eine Reichs-Gesetzgebung, ein Reichs-Gerichtswesen; Freiheit der Presse und des Verkehrs, also Aufhebung aller Zollschranken innerhalb des Reiches; Einheit der Münze, des Maßes, Gewichtes zur Erleichterung des Handels; ständische Verfassungen in den Staaten, aus denen dann durch Wahl ein Reichstag mit öffentlicher, mündlicher Verhandlung hervorgehen sollte. — Es waren weitgehende Wünsche, mit denen Arndt, der damals noch die Macht des Beharrungsvermögens in der Geschichte oft unterschätzte, seiner Zeit vorauseilte. — Die Landesvertretungen wollte er aus getrennten Wahlen dreier Stände hervorgehen lassen, aus dem Adel, dem Bürgerstand und Bauernstand. Er suchte nachzuweisen, daß diese drei Stände nach ihrer Geschichte, wie nach der Verschiedenheit ihrer Interessen und ihrer Bedeutung für das Leben des Volkes die festen Eckpfeiler des Staates sind. Er wollte

[1]) Die erstgenannte Schrift hat Arndt später im II. Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen“ veröffentlicht; die andere gab er im Jahre 1815 noch einmal unter dem Titel „Das Wort von 1814 über die Franzosen“ heraus; sie ist sehr selten geworden und fast vergessen.

ihren Vertretern eine ratschlagende und mitregierende Macht zuweisen, und zeigte gegen alle zu erwartenden Einwände, daß er aus guten Gründen andern Ständen, wie der Geistlichkeit, den Gelehrten, den Kriegern eine besondere Vertretung nicht gewähren möchte: Weil nämlich diese Stände durch ihren erziehenden Beruf selbst schon eine unmittelbare Einwirkung auf das Staats- und Volksleben ausüben, bedürfen sie keiner besonderen Vertretung mehr im Staate. — Arndt hatte also die den früheren Zeiten eigene Vorstellung einer ständischen Gliederung aller Bewohner des Staates noch nicht überwunden; aber er hatte einen überaus fruchtbaren Gedanken angeregt, für dessen nähere Ausführung er keineswegs den Anspruch absoluter Richtigkeit erhob. „Gesetzen gehorchen und nach Gesetzen regieren, nur das heißt teutsche Ordnung", so rief er am Schlusse Deutschlands Völkern und Fürsten zu; aber seine Stimme verhallte unbeachtet.

In der andern der beiden erwähnten Schriften, die während der Friedensverhandlungen erschien, erinnerte Arndt seine Deutschen an die Sünden, welche nicht nur Napoleon, sondern die Franzosen überhaupt seit zwei Jahrhunderten schon an Deutschland begangen hatten, und erhob mit Nachdruck vier Forderungen, die durch die Rücksicht auf Deutschlands Ehre und Sicherheit geboten zu sein schienen: Die Sprachgrenze muß wieder zur Reichsgrenze, Dünkirchen, Metz, Luxemburg, Straßburg müssen deutsche Festungen werden; — alle französischen Festungen bleiben solange von den Truppen der Sieger besetzt, bis im Innern Frankreichs die Ruhe wiederhergestellt ist; — die Franzosen bezahlen die Kriegskosten, — sie geben alle geraubten Denkmäler der Kunst und Wissenschaft zurück.

Wie wenig ist später von diesen durchweg berechtigten Wünschen erfüllt worden!

Die Erfahrung, daß Sitte und Gewohnheit von jeher eine größere Macht im Leben ausgeübt haben als Recht und Gesetz, machte Arndt bald darauf zur Grundlage einer kleinen Schrift:

„Über Sitte, Mode und Kleidertracht“.[1]) Daß die Herrschaft wälscher Sitte und Mode ebenso verderblich für Deutschland gewesen war, wie der Gebrauch der französischen Sprache, daß der Wechsel der Mode die Menschen zu Sklaven des eitlen Scheines, der Oberflächlichkeit und Nichtigkeit macht, stand ihm ebenso fest, wie daß eine allgemeine deutsche Volkstracht ein mächtiger Hebel für die Stärkung des nationalen Bewußtseins sein würde. Er wendete sich mit Vorschlägen zur Einführung einer solchen Tracht an das Volk, und weist von vornherein die Entgegnung ab, als behandelte er eine unwichtige Sache zu ernst.

Während der Friedensverhandlungen im Frühling 1814 befand sich Arndt schon im bewußten Gegensatze zu den deutschen Regierungen. Er wendete sich mit der letzterwähnten Schrift an das Volk, und schon mehrere seiner früheren Arbeiten lassen seine ernste Befürchtung erkennen, daß die Regierungen in kurzsichtiger Verblendung das wahre Interesse des Volkes verkennen, billige Wünsche desselben unerfüllt lassen würden. Dieses Gefühl steigerte sich bei Arndt, der sich einmal die „zu laute und zu mutige Posaune der Zeit“ nannte, durch die allgemeine bittere Enttäuschung, welche der erste Pariser Friede hervorrief. Arndt unterschätzte vielleicht das Gewicht, welches die andern europäischen Mächte beim Abschluß des Friedens mit auf die Wage gelegt hatten; darum gab er in späteren Flugschriften oft seinem tiefen Unwillen über die deutschen Regierungen, welche die Aufgabe der Befreiung Deutschlands nur halb erfüllt hätten, Ausdruck und hoffte, daß das Volk zielbewußter und deutscher als die Fürsten durch die still wirkende Macht deutscher Art und Sitte seine Größe und seine Einheit wieder gewinnen würde.

Mit glühendem Eifer verarbeitete er in dem kurzen „Entwurf einer teutschen Gesellschaft“ einen Gedanken, den jener schon erwähnte Dr. Ebel in Zürich bei ihm angeregt hatte

---

[1]) Abgedruckt im II. Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen.“

(vergl. S. 92. Es sollte eine „Teutsche vaterländische Gesellschaft" ins Leben gerufen werden,[1]) kein Orden als Geheimbund, sondern eine freie Vereinigung, ohne Schranke des Standes oder Bekenntnisses, ohne andere Weihen und Gelöbnisse als das der deutschen Liebe und Treue. Pflege deutscher Sitte und echt vaterländischen Sinnes sollte der Zweck der Gesellschaft sein. Zweigvereine, in allen Städten und Dörfern von erfahrenen, geschichtskundigen Männern geleitet, sollten durch regelmäßige Versammlungen, Vorträge, Feier von vaterländischen Gedenktagen usw. das deutsche Bewußtsein stärken und einer wirklichen festen Einigung vorarbeiten.

In einer besonderen Flugschrift: „Über die Feier der Leipziger Schlacht" wies er bald darauf[2]) noch hin auf die weltgeschichtliche Bedeutung der Völkerschlacht. Er machte genaue Vorschläge für die Art und den Verlauf einer regelmäßigen Jahresfeier des achtzehnten Oktobers und für die Errichtung eines einfachen, schmucklosen, aber großen und weithin sichtbaren Nationaldenkmals bei Leipzig.

Der Vorschlag einer Jahresfeier fand, echt volkstümlich wie er war, in weiten Kreisen Beifall; noch haben wir das briefliche Zeugnis einer Dame, die nach der Oktoberfeier im Jahre 1814 „dankend und preisend des deutschen oder vielmehr teutschen Mannes gedachte, der den hohen Gedanken dieser

---

[1]) Arndt erwähnt in dem Schlußwort jenes „Entwurfes", daß die Idee einer solchen „teutschen Gesellschaft" von einem „biedern Kursachsen" in ihm erweckt und gestärkt worden sei. Ist es Körner gewesen? Denn jener Dr. Ebel war ein Kurbrandenburger. — Wahrscheinlich ist hiernach wohl, daß gleichzeitig mehrere patriotisch denkende Männer denselben fruchtbaren Gedanken hegten, Arndt aber ihn ergriff und weiter ausspann. — Ein Gedicht, welches in die Sammlungen nicht aufgenommen ist:

„Es klang von hohen Ehren ein heller Wunderklang"

bildet die Einleitung des Entwurfes; es besingt die drei Himmelsmächte Glaube, Liebe, Hoffnung, mit denen Gott auch im Frieden das Vaterland zum Siege und zum Gedeihen führen werde.

[2]) Abgedruckt im II. Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen."

würdigen Feier gab und die Gemeinschaft der Geister verklärte."[1])

Oft wurde Arndts Aufenthalt in Frankfurt angenehm unterbrochen. Im Mai war er einige Zeit in Koblenz; denn sein Gönner Stein hatte ihm in der Verwaltung der mittelrheinischen Lande unter Gruner eine seinem Talent und Verdienst angemessene Stellung sichern wollen. Es wurde nichts daraus, weil diese Verwaltung sich ganz anders gestaltete, als anfangs die Meinung gewesen war. Damals schrieb er an Frau von Kathen, er wisse nicht, wo er künftig leben werde, er möchte gerne entweder eine freie und dem Ganzen dienende Wirksamkeit haben oder sich ganz in die Stille und Einsamkeit zurückziehen, die Studien seines Herzens und seiner Liebe zu treiben;[2]) — er meinte das Studium der deutschen Geschichte und Sprache, dessen Wichtigkeit für Deutschlands Wiedergeburt er damals öfter betonte.

In geheimen Aufträgen Steins unternahm er mehrmals Reisen nach Mainz, Worms, Darmstadt, sogar nach Straßburg, im strengsten Inkognito, wie einst Friedrich der Große im Anfang seiner Regierung. Er verließ Straßburg mit dem Gefühl des bittersten Schmerzes um die unbegreifliche Preisgabe dieser schönsten Frucht des Sieges. Die Rheinlande gewann er um so lieber, je gründlicher er sie kennen lernte; aber er sah, welche gewaltige innere Arbeit Deutschland in diesen wiedergewonnenen Gegenden sich zur Aufgabe stellen mußte. An dieser inneren Arbeit teilzunehmen, war sein innigster Wunsch; aber nach der rastlosen Arbeit der letzten Jahre fühlte er sich erschöpft und geistig abgespannt. Deshalb wollte er, wie er am 3. Juli an Reimer schrieb,[3]) noch bis zum Herbste am Rhein bleiben, wo er meinte noch manches Gute wirken zu können, und dann für einige Monate in seine Heimat reisen; sobald

---

[1]) Gemeint ist der Brief der Frau von Löw an Arndt vom Oktober 1814. Notgedr. Bericht T. II, S. 313.

[2]) Vergl. Briefe an eine Freundin S. 132.

[3]) Vergl. Notgedr. Bericht T. II, S. 25.

dann die stille Arbeit des Friedens nach der jetzigen unruhigen Zeit ihren Anfang nähme, hoffte er in den preußischen Rheinlanden eine Stelle der Wirksamkeit zu finden; denn der kurze Friede, den er nach dem unzulänglichen Abschluß in Paris nur zu hoffen wagte, würde es gewiß nicht erlauben, die Hände in den Schoß zu legen.

Auf einer Fahrt während des Sommers nach Mainz kam ihm bei Höchst ein Wagen der Extrapost entgegen; Stein und der General Boyen, aus Frankreich zurückkehrend, saßen darin. Nach kurzem Gruße rief Stein ihm zu: „Gleich umgekehrt, mit mir nach Frankfurt zurück!“ Mehrere fröhliche Wochen der Erholung verlebten nun die beiden Freunde nach langer Trennung wieder miteinander. Arndt lernte jetzt erst den Fürsten Hardenberg persönlich kennen, der ihm die schon früher zugesagte Verwendung im Dienste des preußischen Staates sicher in Aussicht stellte. Der Kronprinz Ludwig von Baiern hielt sich einige Wochen in Frankfurt auf, lebte im nächsten Verkehr mit Stein und durch diesen auch mit Arndt, zu dem ihn die den beiden Männern gemeinsamen begeisterten Hoffnungen für Deutschlands Zukunft mächtig hinzogen.

Im Spätsommer löste sich die Centralverwaltung auf; Stein kehrte auf seine Güter nach Nassau zurück, um von dort im Herbst nach Wien zu gehen. Arndt erholte sich von seiner Arbeit auf der Kanzlei, indem er eine längere Reise durch die niederrheinischen Gegenden machte. Er besuchte Köln, Düsseldorf, war einige Zeit Steins Gast auf seinem Stammschlosse an der Lahn, und kam im Oktober wieder zurück nach Frankfurt, aber nur, um aus dem gastfreien Hause des Buchhändlers Eichenberg, wo er gewohnt hatte, zu scheiden und nach Berlin zu wandern. Wie glücklich fühlte er sich, als er so, den Säbel an der Seite und den Wanderstab in der Hand, wieder nach seiner alten Weise wie Bruder Sorgenlos zum Thore hinausmarschieren konnte! Er legte die ganze Reise, durch Hessen und Westfalen, dann über Hannover, Braunschweig und Magdeburg zu Fuße zurück. An einem kalten Novemberabend trat er, längst erwartet, in seines lieben Freundes Reimer Haus.

Es war dieser Herbst und Winter eine Zeit weltgeschichtlicher Krisis. Aller Deutschen Blicke waren nach Wien gerichtet, wo seit dem Oktober die Vertreter der europäischen Mächte und der deutschen Staaten sich beflissen, in die zerrüttete Welt wieder Ordnung zu bringen und dem deutschen Reiche eine neue, den Forderungen der Zeit entsprechende Form zu geben. Schon nach den ersten Wochen des Kongresses war es klar, daß manche berechtigten Erwartungen der Deutschen unerfüllt bleiben würden; mischten sich doch die Fremden gleich in die Ordnung der deutschen Dinge ein! Aber auch einflußreiche deutsche Stimmen wurden gleich zu Anfang laut für die Erhaltung des Königreiches Sachsen in seinem bisherigen Umfang: Des Landes, dessen König durch sein Festhalten am Bündnis mit Napoleon nicht nur ein böses Beispiel gegeben hatte, sondern den unglücklichen Anfang des Krieges geradezu verschuldet und über seine Unterthanen unsägliches Unglück, Elend und Verwüstung gebracht hatte! Die Vertreter der meisten Staaten sahen scheelsüchtig auf Preußen und mißgönnten ihm eine starke Stellung am Rhein, unter dem üblen Vorwande, die Verteidigung der am meisten gefährdeten Westgrenze Deutschlands müsse der Ehre wie Sicherheit wegen einer größeren Zahl deutscher Staaten anvertraut werden. Es zeigte sich gleich am Anfang das Übergewicht des partikularistischen Strebens gegen das Verlangen nach einer festeren deutschen Einheit.

Konnte Arndt unter solchen Umständen schweigen, wie er es vielleicht gern gethan haben würde? Das Gedicht, welches er kurz nach dieser Zeit verfaßte, „Der große Christoph“,[1]) ist als Bekenntnis für sein Leben von Interesse. Wie Sankt Christoph war er ausgezogen, sich den Stärksten zum Herrn zu suchen; in Preußen meinte er den Starken gefunden zu haben, dessen Dienste er sein Leben widmen wollte. Er war aus voller innerer Überzeugung ein Preuße geworden, und hatte seinen

[1]) Es ist zuerst veröffentlicht worden im II. Bande seiner 1815 und 1816 in Köln erschienenen Zeitschrift „Der Wächter“; später in der Gesamtausgabe der Gedichte Arndts S. 306. Vergl. Arndts „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ S. 238 ff.

früheren schwedischen Partikularismus soweit überwunden, daß er sich jetzt offen für eine Vereinigung seiner heimatlichen Ostseegestade mit Preußen erklärte.[1])

Er veröffentlichte jetzt rasch nach einander mehrere Schriften, die seit langer Zeit vollendet waren, und fügte zwei neue hinzu. Zunächst erschienen jene schon mehrfach erwähnten „Fünfzig Kapitel für das deutsche Volk" und der ebenfalls vor zwei Jahren in Breslau geschriebene „Entwurf einer teutschen Chronik". Die fünfzig Kapitel, von Arndt damals unter dem Titel „Fantasien für ein künftiges Teutschland von E. v. S." herausgegeben, sind ein merkwürdiges Buch. Wie der Soldatenkatechismus in der Redeweise des Alten Testamentes verfaßt, ein echtes Volksbuch, führen sie sich ein als aus der Quelle unmittelbarer göttlicher Offenbarung geflossen. In fünfzig Kapiteln, deren Überschriften, wie z. B. 9: Vom Kampfe für das Vaterland, 11: Vom Kriege und wie er geführt werden soll, 20: Von dem Könige und vom Regiment, 37: Von der Vereinigung teutscher Kräfte und von teutscher Sprache, 47: Von Erziehung, 49: Von dem Geist und von der Preßfreiheit, uns, die wir Arndt kennen, den Inhalt zum Teil erraten lassen, wird für Deutschlands künftige innere Gestaltung gleichsam das Gerüst aufgebaut. — Alle Vorschläge waren durchdacht, aber zum Teil noch unklar, romantisch verschwommen; Arndt selbst gesteht in seinem Vorwort, daß er nicht alles gutheißen kann; aber er versprach sich von der Schrift einige Einwirkung auf die öffentliche Meinung, die vielleicht auch in Wien nicht ganz unbeachtet bleiben würde.

Unter dem Titel: „Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte" gab er ferner jenen Entwurf heraus. Es war der erste Teil einer deutschen Geschichte, in klarer und volkstümlicher Sprache verfaßt. Das ziemlich umfangreiche Buch war eine Tendenzschrift; es sollte dem deutschen Volke

[1]) Vergl. Arndts Briefwechsel mit Hardenberg im Notgedr. Bericht T. II, S. 239, 240; sowie den Brief seines Bruders Friedrich vom Februar 1815 im I. Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen."

zeigen, daß die Fremden es infolge seiner Uneinigkeit und Zwietracht so oft überlistet und überwunden haben. Daher erzählt Arndt die früheste Zeit der Kriege zwischen den Römern und Germanen, später den dreißigjährigen Krieg, die Kriege Ludwigs XIV., das Zeitalter der geistigen Einwirkung Frankreichs auf Deutschland etwas genauer. Er wollte später in einem zweiten und dritten Teil die neueste Geschichte Deutschlands erzählen; das Werk blieb aber unvollendet.[1])

Da das Schicksal Sachsens von vornherein zu einer Kardinalfrage des Wiener Kongresses gemacht worden war, hielt Arndt es für zeitgemäß, eine schon im Dezember 1813 verfaßte, aber damals fortgelegte Schrift zu veröffentlichen: „Friedrich August, König von Sachsen, und sein Volk, im Jahre 1813."[2]) Zwei Worte der Einleitung, mit welcher Arndt jetzt diese Schrift herausgab, sagen uns mehr als die beste Inhaltsangabe. „Das Königreich Sachsen soll deswegen vergrößert werden, weil mit dem Namen „Königreich" auch die Ehrvergessenheit, die Ungerechtigkeit und die Abtrünnigkeit vom

---

[1]) Manche Ansichten, die Arndt in diesem Buche ausspricht, sind einseitig und ungerecht. Er behauptet, daß Karl der Große ein „unersättlicher Eroberer" gewesen sei, durch die Ausbildung des Lehnswesens, das Arndt überhaupt für eine Institution der Knechtschaft ansieht, die alte Germanenfreiheit unterdrückt und damit von vornherein den späteren Verfall des Reiches verschuldet habe. — Den Kaiser Karl V. hält Arndt für einen „teutschen Mann, der Wahrheit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit lieb hatte"; dieses seltsame Urteil erklärt sich wohl daraus, daß der Verfasser immer für eine starke deutsche Centralgewalt und gegen jedes Sonderregiment war; er übersah, daß Karls V. Kriege gegen die Franzosen und Türken nicht für das Reichsinteresse geführt wurden, sondern seinen dynastischen Zwecken und der Stärkung seiner Hausmacht dienten. — Gegen Ende des Buches begründet Arndt genauer sein früher schon erwähntes sehr hartes Urteil über Friedrich den Großen. Trotzdem er, als er dies Buch schrieb, noch nicht einmal preußischer Unterthan war, wurde ihm später bei seinem Prozeß dies Urteil fast als Hochverrat angerechnet.

[2]) Die Schrift ist — schon wegen der ihr beigefügten Belege und Urkunden — von geschichtlichem Werte; sie ist äußerst selten geworden und mir nur durch die Freundlichkeit des früher, S. 50 Anm. 1 erwähnten Herrn A. Arndt in Halle zugänglich gewesen.

deutschen Reiche begann?" — „Wie lächerlich es ist, bei einem Staate, der nicht auf eigenen Füßen stehen kann, sondern von andern gestützt und beschirmt werden muß, von Selbständigkeit zu sprechen, fühlt wohl jeder." — Die Schrift selbst ist fast ganz erzählend; sie ist eine kurze Geschichte des Krieges vom April bis zum Oktober 1813 mit besonderer Bezugnahme auf Sachsen und seines Königs Verhalten. Schonungslos werden dem verblendeten Monarchen seine Sünden gegen sein Land und gegen das Reich vorgehalten: Von der feigen Flucht nach Böhmen und Baiern an, mit welcher er der Entscheidung ausweichen wollte, bis zu dem Dankgottesdienste in Leipzig am 17. Oktober für den vermeintlichen Sieg Napoleons. — Arndt hoffte, daß Preußen und Oesterreich als die berufenen Erhalter und Schirmer der deutschen Ordnung die kleinen Staaten in die gebührende Abhängigkeit von sich stellen und den Verrat der Sache des Vaterlandes streng bestrafen würden.

Hatte Arndt schon mit dieser Schrift sich an die in Wien vertretenen Regierungen gewendet, so that er das noch dringender in der folgenden, die er jetzt in fliegender Eile niederschrieb und veröffentlichte: „Blick aus der Zeit in die Zeit." Hier entwickelte er ein wirkliches politisches Programm; es ist daher der Mühe wert, etwas genauer auf diese Schrift einzugehen. Die Hoffnungen der Deutschen erstreben: Eine starke Centralgewalt; einen Bundesrat; ein Oberreichsgericht und ein Austragsgericht für etwaige Streitfragen zwischen den deutschen Staaten; einen an sich vielleicht unvollkommenen, aber durch die geschichtliche Entwickelung Deutschlands gebotenen friedlichen Dualismus, nach welchem Preußen am Niederrhein, Oesterreich am Oberrhein eine mächtige Stellung behauptet; Abschaffung der kleinfürstlichen Souveränetät; landständische Verfassungen; Freiheit der Presse und des Verkehrs durch Aufhebung aller Binnenzölle; Einheit der Münze, des Maßes und Gewichtes; endlich eine Reichs-Wehr- und -Kriegsordnung. — Manche dieser Vorschläge sind uns schon bekannt. Der Verfasser legt alsdann genauer dar, welche Stellung den beiden deutschen Großmächten innerhalb des Reiches gebühre. Mehr zur Wahrung der geschichtlichen

Kontinuität, als wegen der Zweckmäßigkeit möchte er ein österreichisches Kaisertum wiederherstellen, den großen Donaustaat von seiner undeutschen, nach Osten und Süden schauenden Politik ablenken und seine gewaltigen materiellen Kräfte in den Dienst Deutschlands stellen. Er hofft, daß Preußen, der durch die neueste Geschichte zur militärischen und geistigen Führerschaft in Norddeutschland berufene und berechtigte Staat, den übrigen zu einer freiheitlichen Gesetzgebung und zu landständischen Verfassungen das gute Beispiel geben werde. Arndt will ihm in Norddeutschland, wie der andern Großmacht in Süddeutschland, die alleinige militärische Gewalt übertragen und will ihn nach außen und innen abrunden, ihn namentlich durch das ganze Königreich Sachsen vergrößern. — So wollte der Verfasser den nach seiner eigenen Meinung von Friedrich dem Großen geschaffenen und höchst unheilvollen Dualismus in Deutschland wiederherstellen; allerdings nur als Notbehelf, wie er am Schlusse des Buches gesteht; denn die beiden Wege, welche allein zu einer wahren Einigung Deutschlands führen können, hielt er zur Zeit für gleich undenkbar: Entweder ein gewaltiger Herrschergeist rafft im Drange äußerer Not und Gefahr des ganzen Vaterlandes Kräfte zur Abwehr zusammen; oder die Fürsten selbst übertragen freiwillig und edelmütig dem mächtigsten unter ihnen ihre wichtigsten Hoheitsrechte.

Dann begründet Arndt eine lange Reihe von Wünschen für die Zukunft des Vaterlandes in einzelnen, ziemlich selbständigen Abhandlungen des Buches: Er hofft, noch einmal die Sprachgrenze im Westen zur Reichsgrenze Deutschlands werden zu sehen; er erwartet, daß die Schweizer und Niederländer noch einmal, ihr wahres Interesse verstehend, zum freiwilligen Anschluß an das Reich zu bewegen sein werden, sieht aber voraus, daß die Wiedererlangung Elsaß-Lothringens ohne neues Blutvergießen unmöglich sein wird. Wenn er ferner dringend die Trennung Hannovers von England wünscht und den Dänenkönig daran erinnert, daß er, aus deutschem Geschlechte entstammt, nur durch den Besitz seiner deutschen Lande die dänische Krone erlangt hat und daher um so mehr schuldig ist, seine

deutschen Unterthanen nach deutschen Gesetzen zu regieren, so berührte er hiermit schon eine Sache, an welcher fünfzig Jahre später die sogenannte „Deutsche Frage" durch das Schwert ihre endgiltige Lösung finden sollte. — Arndt hoffte auf mehr als eine politische Einigung der Deutschen; er hoffte, wenn auch erst in sehr ferner Zukunft, auf eine kirchliche Einigung des deutschen Volkes. Er meinte dem Zerfall des äußeren Organismus auch der evangelischen Kirchen entgegenzusehen; erwartete aber, daß aus einer inneren Regeneration und einem geistigen Fortschreiten des deutschen Katholizismus eine deutsch-katholische Kirche hervorgehen und eine gemeinsame Grundlage gewonnen werden würde, auf welcher einst in ferner Zukunft die beiden großen Konfessionen zu einer Kirche des Geistes und der Wahrheit sich vereinigten.[1])

Mit allem Nachdruck wiederholte er die Forderung öffentlicher Verhandlung in der Rechtspflege, in den einzurichtenden Landständen u. s. w., damit wieder das freie lebendige Wort statt der toten Schreibfeder im Leben herrschte. — Gegen manche Übelstände, welche die napoleonische Zeit hervorgerufen hatte, z. B. gegen die überhandnehmende Orden- und Titelsucht wendet er sich zuletzt in scharfer Polemik und wünscht sogar, daß die deutschen Fürsten, welche ihre gegenwärtigen Titel und Würden Napoleon verdankten, freiwillig auf dieselben Verzicht leisten möchten.

Jetzt hoffte der unermüdliche Vorkämpfer für Deutschlands Freiheit, Macht und Einheit, einige Muße zu finden. Schon am 11. Dezember sandte er das eben besprochene Buch zusammen mit den „Fantasieen" und den „Ansichten und Aussichten" an

[1]) Arndts persönliches Verhältnis zum Christentum und seine Stellung zu den kirchenpolitischen Fragen seiner Zeit ist ausführlich dargestellt in dem lesenswerten Buche von Daniel Schenkl: „E. M. Arndt, ein politischer und religiöser deutscher Charakter." Elberfeld 1866; doch bedürfte das Buch einer neuen Überarbeitung, da der Verfasser die erst später herausgegebenen, gerade für seinen Zweck ungemein reichhaltigen Briefe an Frau von Kathen noch nicht benutzen konnte.

seinen Freund Schildener.[1]) Er war mit seinen eigenen Arbeiten wenig zufrieden. Seinen Stil fand er noch nicht volkstümlich genug, und beschloß, bei den mancherlei Schriften, welche er noch „für das Volk" ausarbeiten wollte, sich durch Einfachheit, Klarheit und Vermeidung aller „Klügelei des Wortes" einen „echten historischen Stil" anzueignen. Die Muße hierzu sollte er freilich noch lange nicht finden.

Wie vor einigen Jahren, verlebte er wieder die Wintermonate in Berlin, feierte das Weihnachtsfest in Reimers Familie, stand mit Schleiermacher und andern Berliner Gelehrten in freundschaftlichem Verkehr, und beabsichtigte, gegen den Ausgang des Winters für einige Monate zu seinen Angehörigen am Ostseestrande zu reisen. Er war damals stark und gesund, und fröhlich im Kreise seiner Freunde; unter Ernst und Scherz verlebte er den letzten Abend des Jahres in Schleiermachers Hause. Aber seine Aufmerksamkeit war auch während dieses Winters stets in die Ferne gerichtet. Weder darüber täuschte er sich, daß die Arbeit der Minister und Diplomaten in Wien zu einem wenig befriedigenden Ergebnis führen würde, noch darüber, daß die Gärungen und Parteikämpfe in Frankreich einen baldigen Angriff auf die wenig geschützten Westmarken des Reiches wieder in Aussicht stellten. Er sah noch den schwersten politischen Stürmen entgegen und schrieb in dieser Zeit einmal an Frau von Kathen: „Ich weissage für meine Lebenszeit keine ruhigen Zeiten; im Sturm wird dieses Geschlecht weggerafft werden, wir mit."[2]) Auch an seinen Bruder Friedrich schrieb er damals einen von düsteren politischen Zukunftsbetrachtungen erfüllten Brief.[3]) Im März reiste Arndt dann, wie er sich vorgenommen

---

[1]) Vergl. Arndts Brief an Schildener vom 11. Dezember 1814 im Notgedr. Bericht, T. II, S. 70.

[2]) Vergl. die „Briefe an eine Freundin" S. 138. — Die Erzählung der äußeren Lebensschicksale Arndts folgt von hier an für mehrere Jahre fast ganz den Briefen an Frau von Kathen und Reimer; für die nächste Zeit sind dieselben zahlreich erhalten.

[3]) Vergl. die letzten Briefe Friedrich Arndts in den „Schriften an und für seine lieben Deutschen" Teil I, S. 168 ff.

hatte, nach Pommern und besuchte seine Verwandten; er war nacheinander in Trantow, Zipke, Bergen, auch in Greifswald. Sein Karl Moritz — er nennt ihn von jetzt an immer Karl Treu — war jetzt vierzehnjährig; der Vater, der ja am Rheinstrom eine neue Heimat unter Preußens Herrschaft zu finden hoffte, wollte ihn nun endlich zu sich nehmen und selbst zu einem braven deutschen Manne erziehen; da setzten die Nachrichten aus dem Westen seinem Aufenthalt bei den Verwandten wieder ein unerwartetes Ziel.

Napoleons Rückkehr nach Paris brachte das ganze Europa in plötzliche Bewegung; niemand traute seinen friedfertigen Versicherungen. — Arndt reiste im April mit seinem Sohne nach Berlin und von dort über den Rhein hinaus nach Aachen. Sein Mut war gehoben, als der Krieg von neuem unvermeidlich wurde; denn die europäischen Mächte kamen jetzt voraussichtlich in die seltene und beneidenswerte Lage, früher gemachte Fehler wieder zu bessern. Arndt hoffte, Preußen würde nun leichter seine Ansprüche auf Vergrößerung und Abrundung, besonders auf eine Befestigung seiner Westgrenze durchsetzen können, die Maas- und Mosellande würden leichter mit dem Reiche wiedervereinigt werden können, und beabsichtigte in diesem Sinne jetzt wieder litterarisch zu wirken.

Es zeigten sich damals schon üble Folgen jener Eifersucht und Gereiztheit, mit welcher in Wien an der Erneuerung Deutschlands gearbeitet worden war. Arndt war von Aachen aus in das preußische Hauptquartier nach Lüttich gereist. Er erlebte dort den schmachvollen Aufstand der sächsischen Bataillone zu einer höchst kritischen Zeit; aber nach seiner Weise machte er für diesen Ausbruch des Partikularismus die Regierungen und ihre Vertreter allein verantwortlich und schloß eine briefliche Betrachtung über dieses traurige Zeichen der deutschen Uneinigkeit mit den Worten: „So büßen die Kleinen die Schlechtigkeiten der Großen.“ —

Mehrere Wochen blieb er in Aachen und sah der Entscheidung des Krieges ohne Bangen entgegen; denn mit sicherem geschichtlichen Takte bestritt er die Möglichkeit, daß Napoleon

jemals seine frühere Macht wieder erlangte. Er hatte schon in Berlin sorgenvolle Seelen zu beruhigen versucht. Allbekannt war es, daß Napoleon unter der Bevölkerung Frankreichs und Italiens einen ungeheuren Anhang hatte. Auf seinem Eiland Elba zwischen den beiden mit politischem Explosionsstoff so reich erfüllten Ländern war er einem Feuerbrande zwischen zwei Pulverfässern vergleichbar. Aber er war unrühmlich von dem Schauplatze der Geschichte abgetreten; in Fontainebleau hatte er gewissermaßen den armen Sünder gespielt, trotzdem damals, zu Anfang des April 1814, seine Sache noch nicht ganz verloren war. — Schon im Januar 1815 hatte Arndt die Frage: „Wird der Herrscher der Insel Elba noch einmal Europa beherrschen?“ mit einem entschiedenen Nein beantwortet. Er hatte zur Abwendung aller unzeitigen Beunruhigung einen Aufsatz geschrieben, in welchem er nach der Ausführung der eben berührten Gedanken zu dem Ergebnis gelangt: Käme Napoleon wieder, er könnte viel Unglück über Frankreich und über Deutschland bringen, niemals aber seine frühere Herrschaft wieder erlangen; denn wer der Fortuna einmal den Rücken gewendet hat, den läßt sie für immer im Stich. — Der Berliner Censor hatte den Abdruck des Aufsatzes damals nicht gestattet.

Am 17. März finden wir Arndt mit seinem Sohne in Köln, wo er für längere Zeit seinen Wohnsitz nahm. An Reimer sandte er Beiträge für eine neu begründete Zeitschrift, das „Tageblatt der Geschichte“; dieselbe aber hatte nur einen kurzen Bestand. Arndt freute sich der Wahrnehmung, daß die Bevölkerung der Rheingegenden durch die lange Franzosenherrschaft nicht entartet war, sondern eifrig für die Preußen im Kampfe Partei nahm. Als Talleyrand aus Wien nach Belgien zu dem vertriebenen König Ludwig XVIII. von Frankreich reiste, wagte er nicht, Köln zu betreten, ehe der Kommandant, Oberst von Ende, ihm eine starke militärische Bedeckung zugesichert hätte; der Oberst that es mit den Worten: „Lieber schlüge ich den alten Fuchs tot!“

In Köln wartete Arndt die große Entscheidung der Waffen ab. Viele Freude hatte er an seinem heranwachsenden Sohne,

den er trotz aller anstrengenden Arbeit selbst unterrichtete; er gestand, einen „lieben sichern Freund“ an ihm gefunden zu haben, einen Ersatz für seinen im Juni gestorbenen Bruder Friedrich, dessen Tod er schmerzlich betrauerte.

Den Soldatenkatechismus gab Arndt noch einmal heraus, und verfaßte schon vor den großen Schlachttagen eine kleine Schrift: „Über Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen.“[1]) Nach dem Motto: „Je mehr Hirten, desto übler Hut“ verlangte er für die Westgrenze des Reiches einen starken Festungsgürtel als Schutzmauer; er bewies aus Preußens Verdiensten um Deutschland und seiner trefflich bewährten Kriegstüchtigkeit, daß dieser Staat einer noch stärkeren Stellung am Rheine bedurfte. Da er von dem gegenwärtigen Kriege den Wiedererwerb nicht nur Elsaß-Lothringens, sondern auch der Niederlande erwartete, wünschte er die Grenze von Straßburg bis Dünkirchen durch sogenannte Bundesfestungen geschützt zu sehen, deren Besatzung den drei mächtigsten Staaten des wiederherzustellenden Reiches, Österreich, Preußen, den Niederlanden anvertraut werden sollte.

Kaum war die Schlacht bei Belle-Alliance geschlagen, da legte Arndt schon in einer längeren Abhandlung den verbündeten Mächten sein Friedensprogramm vor, in der Erwartung, daß „unsere Herren nicht wieder zur Unzeit die Großmütigen spielen“ und daß „die Schreibfedern nicht wieder das Werk der Schwerter zerstören“ werden. Er hielt den Diplomaten des Wiener Kongresses vor, daß Talleyrand und seine Genossen in Wien die Welt geschickt hintergangen hätten; französische Lüge und Gleisnerei, nicht deutsches Recht und Interesse hätten vor einem Jahre das Schicksal und die Grenzen Deutschlands bestimmt und die Sieger bethört, als wären ihre billigen Ansprüche an Geldentschädigung, Landabtretung, Wiedergabe des geraubten Gutes der Gerechtigkeit, der Ehre, der Humanität und dem eigenen Interesse zuwider. Wie früher forderte er

---

[1]) Vergl. die Abhandlung im zweiten Hefte des ersten Bandes seiner S. 102 Anm. 1 erwähnten Zeitschrift: „Der Wächter.“

auch jetzt wieder die alten deutschen Reichsgrenzen. Er machte sich zum Sprecher des deutschen Volkes, dessen berechtigte Wünsche und Interessen die Fürsten nicht genug wahrgenommen hätten; ja er wagte es sogar, die Fürsten, die leider dem Deutschtum entfremdet und wie ihre Minister Schüler der französischen Sitte und Sprache, der verlogenen und treulosen französischen Diplomatik geworden wären, an ihre Pflichten zu erinnern und ihr deutsches Gewissen zu schärfen.[1])

Arndt erreichte mit dieser Schrift nichts weiter, als daß er sich dem bösesten Verdacht aussetzte, wie jeder, der in dieser Zeit der beginnenden Reaktion den Mut hatte, für die berechtigten Interessen der Völker gegen die Selbstsucht und Kurzsichtigkeit vieler Fürsten zu kämpfen. Er hatte sich schon viele Feinde durch seinen offenen Freimut gemacht. — Hart an der großen, von Norddeutschland nach dem Westen führenden Kriegsstraße, in der belebtesten aller Rheinstädte, sah er damals wieder vorübergehend die meisten einflußreichen Männer Deutschlands; Goethe und Stein, die beiden Männer, welche Arndt selbst die größten Deutschen seiner Zeit nannte, kamen im Juli miteinander nach Köln; Stein aber nur, um sofort nach Paris weiterzureisen und seinen Einfluß auf Alexander I. von Rußland für die Abtretung Elsaß-Lothringens an Deutschland geltend zu machen.

Arndt faßte damals den Plan zu einem neuen litterarischen Unternehmen im Dienste des Vaterlandes. Er begründete mit dem Kölner Buchhändler Rommerskirchen eine Zeitschrift: „Der Wächter." Er wollte mit derselben, die in „zwanglosen Heften" erscheinen sollte, am Rheine die Wacht halten gegen das Wälschtum, wollte auf die Belebung des nationalen Bewußtseins und damit auf die politische Erziehung des Volkes in den Rheinlanden einwirken; alles, was irgendwie Deutschlands innere und äußere Politik beträfe, sollte in den Heften besprochen werden.

Schon im Juli eröffnete er die Zeitschrift, indem er die

[1]) Es ist: „Das Wort von 1814 über die Franzosen", mit dem S. 96 Anm. 1 erwähnten „Wort über die Franzosen und uns" zusammen in einem Bande herausgegeben.

französischen, englischen, niederländischen und preußischen Berichte über die Schlacht „beim schönen Bunde", wie er sie bedeutungsvoll nannte, genau besprach und alle parteiische Entstellung und Mißdeutung der Thatsachen zurückwies. Auch veröffentlichte er darin jetzt jene in Berlin nicht gestattete Abhandlung über den Herrscher der Insel Elba. Er führte die gegen die Elsässer erhobenen Anklagen, daß sie, eine „entteutschte Bastardbrut", sich ärger als die Franzosen selbst in Gewaltthaten gegen die Verbündeten vergangen hätten und daher unwürdig wären, fürder Deutsche zu heißen, auf das rechte Maß zurück, und riet, den künftigen deutschen Brüdern jenseit des Rheines mit Vertrauen entgegenzukommen.

In einem längeren Aufsatze ermahnte er die verbündeten Herrscher, ihre gegenwärtige Macht würdig und königlich zu gebrauchen; sie sollten ein strenges Strafgericht halten über alle französischen Marschälle, Minister, Intendanten, welche seit zehn Jahren die Deutschen, Spanier, Italiener verhöhnt, gemißhandelt und unterjocht haben. — Daß der Bourbone Ludwig XVIII. als König mitten in ganz ungeordnete Verhältnisse, umgeben von den Bösewichten der napoleonischen Zeit, wie Fouché und Talleyrand, hineingesetzt worden war, hatte sich, wie Arndt genau begründete, als ein schwerer politischer Fehler erwiesen; Arndt wünschte, es möchte erst der Staat zur inneren Ruhe und Ordnung gebracht, und dann erst das bourbonische Königtum wiederhergestellt werden. Aus geschichtlichen und ethischen Argumenten zeigte er, daß und wie weit ein Volk berechtigt wäre, sich in die inneren Angelegenheiten eines andern einzumischen.[1])

Mit seinem Urteil über die Wiener Verhandlungen und über die Art, wie in den einzelnen deutschen Staaten die Verfassungsfrage gelöst wurde, war er gleich wenig zurückhaltend. Vernichtend beurteilte er die neue Verfassung Hannovers: „Alle Welt erwartete eine freie Verfassung nach dem Vorbilde Eng-

[1]) Gemeint ist der Aufsatz: „**Noch Einiges über und zu unserm großen Prozeß mit den Franzosen**" im zweiten Hefte des I. Bandes.

lands; statt dessen versündigte man sich schwer gegen den Geist der Geschichte und des deutschen Volkes, indem man fast das alte Kastenwesen mit der Bevorzugung des Erbadels wiederherstellte, den Städten eine ungenügende, den Bauern gar keine Vertretung gab und die Öffentlichkeit der Verhandlungen ausschloß."[1]) Der Verfasser behauptete: „Das Leben und der Staat sind die menschlichsten, wo das lebendigste Gefühl der Kraft und die fröhlichste Freiheit des Geistes herrschen"; denn welchen Wert hätte das physische und leibliche Wohlsein ohne das sittliche und geistige? An diesem Maßstabe prüft und vergleicht er die verschiedensten Staatsformen und erklärt ein auf demokratischer Grundlage beruhendes Königtum, in welchem die Idee des Königs gleichbedeutend ist mit der Idee der Herrschaft durch das Gesetz, nicht über dem Gesetze, und den menschlichen Kräften der freieste Spielraum bleibt, für die beste Form. Er hielt bei der Zusammensetzung der meisten deutschen Staaten eine gleichförmige Einrichtung und Verwaltung derselben nicht für denkbar, sondern wünschte zunächst einzelne landständische und landschaftliche Versammlungen, deren Ausschüsse und Sendboten zu einer Gesamtvertretung in der Residenz sich vereinigen würden.

Im Gegensatz zu der Wiener Politik wollte er Oesterreichs Interesse fester an Deutschland gekettet wissen. Er hoffte, daß Elsaß-Lothringen österreichische Provinz werden sollte, daß die beiden deutschen Großmächte sich eng an einander anschließen sollten, statt in trauriger Eifersucht über unwesentliche Dinge auseinanderzugehen.[2])

Erfreulich waren die Aussichten nicht; Briefe Gneisenaus und anderer gleichgesinnter Freunde bereiteten Arndt schon im Sommer darauf vor, daß seine Hoffnungen auch nach den

---

[1]) Der Aufsatz: „Die Aristokratie" im dritten Hefte des I. Bandes.

[2]) Der Aufsatz: „Jedem das Seine und noch ein Wink über die möglichen diplomatischen Ansichten der Wiederherstellung unserer alten Grenzen gegen Frankreich" im dritten Hefte des I. Bandes.

Siegen dieses Jahres unerfüllt bleiben würden.[1]) Außerdem mußte er persönliche Erfahrungen machen, die manchen braven Mann hätten entmutigen können; aber die Macht des guten Gewissens, für Recht und Wahrheit gegen Unrecht, Hinterlist und Lüge zu kämpfen, hielt seinen Mut aufrecht. Er wurde den Staatsmännern und Regierungen recht unbequem, zum Teil sogar verdächtig als ein jakobinischer Aufhetzer des Volkes gegen die von Gott gesetzten Obrigkeiten, als Aufrührer und Anstifter von Zwietracht und Haß. Nicht nur anonyme Drohbriefe, sondern selbst wohlgemeinte Warnungen erhielt er öfter zugesendet. Ein politischer Gegner, der ihm sonst wohl nicht feind war, warnte ihn in einem langen, mit „Graf Pr." unterschriebenen Briefe: Die neue deutsche Bundesversammlung in Frankfurt würde durch eine ordentliche Schriftsteller-Polizei alle politischen Schönredner und litterarischen Weltverbesserer zum Schweigen bringen. — Arndt war, wie wir schon wissen, ziemlich gleichgiltig gegen das Urteil der Menschen. Nicht nur beachtete er solche Warnungen gar nicht, sondern er konnte sie, wie in diesem Falle geschah, mit bitterem Hohn beantworten; er riet in seinem „Wächter", man möchte Briefe solcher Art in der Zeitschrift „Alemannia" veröffentlichen, deren Herausgeber jüngst noch mit Eifer für die weltbeglückenden Herrschaftspläne Napoleons eingetreten wäre. An seinen Schwiegervater schrieb er einige Monate später: „Es geht etwas wirrig in der Welt und gewisse Leute können unser einem auf den Leib fallen. Das schadet nicht; denn Sie können versichert sein und unsern Freunden sagen, daß es uns an Mut nicht gebricht."[2])

Außerdem besprach er im „Wächter" manches wichtige, über Gegenstände der Zeitgeschichte erscheinende Buch. Die Geschichtschreibung jener Zeit war sehr tendenziös. Besonders französische Geschichtswerke, die am Rhein viel gelesen wurden und die geschichtliche Wahrheit ganz parteiisch fälschten, fanden eine

[1]) Vergl. Gneisenau's Brief vom 17. Januar 1815 im Notgedr. Bericht T. II S. 245.

[2]) Arndts Brief an Prof. Quistorp vom 22. Januar 1816 vergleiche bei A. Höfer S. 93.

eingehende Beurteilung, z. B. die „Briefe des Marquis de Chabannes an den Exminister Grafen Blacas“, „Über Napoleon und über Frankreich“ von de Pradt, „Geschichte des Wiener Kongresses“ von de Pradt; daneben aber auch manches tüchtige deutsche Buch, z. B. die „Historische Entwickelung des Einflusses Frankreichs auf Deutschland“ von Rühs.

Die von Arndt gehoffte Zeit der Ruhe, in welcher er die Feder niederlegen und sich fortan ganz mit geschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Studien beschäftigen wollte, schien noch in weiter Ferne zu liegen. Bei der Geschwindigkeit des Arbeitens, die er sich allmählich angeeignet hatte, behielt er noch Zeit genug, seinen Karl Treu sorgfältig zu unterrichten; er wanderte mit ihm in das Siebengebirge und in das schöne Lahnthal zu Stein, bei dem er immer einer herzlichen und liebevollen Aufnahme sicher war. Vater und Sohn feierten auf dem Drachenfels am 18. Oktober unter flammenden Bergfeuern die Erinnerung der Leipziger Schlacht. Aber bisweilen bekümmerten ihn doch auch tief die Anfeindungen, welche er zu erfahren hatte. Seiner Enttäuschung über den zweiten Pariser Frieden, der wieder die schönsten Hoffnungen der deutschen Patrioten zerstört hatte, gab er im „Wächter“ offenen Ausdruck. „Es sind leider gar zu wenige Menschen mit vollem festem Willen; sonst hätten wir die Bösen jetzt so, daß wir uns vor ihren Tücken Sicherheit verschaffen könnten. Auch ich habe mit genug nichtswürdigen Hinterlisten von dummen und elenden Menschen zu thun, die mich gern unter Schloß und Riegel bringen möchten, wenn sie könnten. Ich denke aber, ich werde es wohl durchkämpfen, und auf jeden Fall tröstet mich mein gutes Gewissen“: So schrieb er am 2. Oktober 1815 an Frau von Kathen; an demselben Tage an Reimer: „Die Freunde der sogenannten Ordnung und Sittlichkeit brüsten sich; die Obskuranten beginnen mit schlechten Geräten ins Feld zu ziehen.“ — Er hoffte damals noch, daß bald eine allgemeine Preßfreiheit allen Parteien gestatten würde, zu schreiben, was sie wollten, damit das Volk selbst die Schlechten richten könnte.

Arndts Aussichten für die Zukunft waren keineswegs un-

günstig. In dem neuen preußischen Rheinland sollte eine Universität gegründet werden; und durch Steins und Gneisenau's Empfehlungen beim Staatskanzler hatte Arndt ziemlich sichere Hoffnung, an derselben als Professor der neueren Geschichte angestellt zu werden; er selbst wünschte sich dringend diese Stellung. Der Ort war für die Universität noch nicht bestimmt; die meisten Stimmen waren für Köln; Arndt wünschte Bonn, da Köln als der Sitz des schroffsten Katholizismus ihm kein günstiger Ort für die Blüte freier Wissenschaft zu sein schien.

Bis zum April 1816 blieb er in Köln; beim Grafen zur Lippe in Oberkassel feierte er das Weihnachtsfest; und kaum stieg die Januarsonne am Himmel höher, so erwachte auch schon wieder sein alter Wandertrieb; Freunde nannten ihn schon scherzweis, Feinde im Ernste einen Vagabonden. Ehe er am Rheine in das ruhige Fahrwasser des Berufslebens einlenkte, wollte er noch einmal den Norden Europas, für den er zeitlebens seine alte Vorliebe behielt, Schweden, Norwegen und Schottland, besuchen.

Neue am politischen Horizonte aufsteigende Wolken beunruhigten damals manches deutsche Herz. „Verfassungen" hieß die Losung, um welche alle innere Politik sich bewegte. Ganz Europa und Deutschland erwarteten den Vortritt Preußens, die Erfüllung einer vom König ausdrücklich seinen Unterthanen gegebenen Zusage. Aber Preußen, der Staat, welcher seit Friedrichs des Großen Zeit für den Hort der Geistesfreiheit angesehen wurde, zögerte; zuerst freilich aus guten Gründen, später leider aus Gewohnheit und Furcht. — Arndt meinte zu bemerken, daß die „Lichtscheuen und Rechtscheuen dem geraden und mutigen Sinne des Königs bange zu machen" suchten; von einer starken katholischen Partei, die am Hofe nicht ganz ohne Einfluß war, befürchtete er außerdem eine die freisinnige Entwickelung des Staates hemmende Agitation. Ein Blick auf Hannover vermehrte vielleicht seine Befürchtung, daß am Ende auch in Preußen keine wirkliche, sondern nur eine Schein-Verfassung zustande kommen würde. Er veröffentlichte daher noch vor dem Schlusse des Jahres 1815 mehrere wichtige Abhandlungen.

Mit den „Fantasien zur Berichtigung der Urteile über künftige teutsche Verfassungen“ wendete er sich weniger an die Männer der Reaktion, als an die Theoretiker, welche ohne Berücksichtigung der geschichtlichen Voraussetzungen und der landschaftlichen Sonderheiten nach einer abstrakten politischen Doktrin, vielleicht nach französischer Schablone, Verfassungen in Deutschland gründen wollten. Man sollte die gegebenen Verhältnisse überall zur Grundlage nehmen für den neuen Aufbau, nicht das Alte um des Neuen willen zerstören; denn fertige Staatsverfassungen lassen sich nicht auf dem Papiere machen, sondern sind das Produkt gegen einander ringender Kräfte, das Werk besonnener Weisheit und langjähriger Erfahrung. In einer vergleichenden geschichtlichen Betrachtung zeigt der Verfasser dann, daß die gegebenen Voraussetzungen für einen verfassungsmäßigen Zustand fast genau die entgegengesetzten in Deutschland und in Frankreich sind. Er weist hin auf die eigentümlichen Schwierigkeiten, mit denen gerade in Deutschland bei der territorialen Zersplitterung, der oft künstlichen Zusammensetzung der Staaten, den häufigen Grenzverschiebungen in den letzten Jahren die Lösung der großen Frage zu kämpfen haben würde. Zuletzt legt er kurz sein Programm dar, in welchem die Forderungen seiner früheren Schrift über Verfassungen (vergl. S. 96) wiederholt, zum Teil begründet und modifiziert werden.[1]) Er sagt einen harten Kampf des Neuen mit dem Alten als zweier feindlichen Lebensmächte voraus und bereitet seine Leser auf den harten Widerstand mancher Regierungen, Minister, Beamten vor; aber „ohne Kampf wird im Leben nichts gewonnen.“

Arndt hatte, wie wir uns erinnern, seine Gelehrtenlaufbahn mit einer Untersuchung über den geschichtlichen Ursprung der

[1]) Der Verfasser wollte jetzt, anders als früher, auch dem geistlichen Stande eine besondere Vertretung zuerkennen. Diese „Fantasien zur Berichtigung usw.“ erschienen zuerst im II. Bande des „Wächters“; später noch einmal in dem Buche „Christliches und Türkisches“ (Stuttgart 1828) und zum dritten Male im II. Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen.“

Erbunterthänigkeit begonnen. Schon damals hatten seine Studien ihn auf das Gebiet geführt, das wir heute mit dem Namen „Volkswirtschaftslehre" bezeichnen. Die Erbunterthänigkeit war bald nach jener Untersuchung Arndts im schwedischen Pommern, wenige Jahre später auch in Preußen aufgehoben worden. Es waren andere in das wirtschaftliche Leben des Volkes tief eingreifenden Gesetze, wie das der Gewerbfreiheit gefolgt. Neben den segensreichen Folgen derselben traten aber allmählich auch manche bedenkliche Erscheinungen hervor: Abnahme der ländlichen Bevölkerung in manchen Gegenden; rascher Besitzwechsel, daher Verteuerung, häufige Erbteilung und Verschuldung der Bauerngüter; künstliche Steigerung des Gewerb- und Fabrikbetriebes; Zunahme der Ungleichheit des Besitzes und daher Verschärfung der sozialen Gegensätze; Abholzung der Privatforsten usw. Solche Thatsachen mußten ernsten, verständigen Männern schwere Bedenken erregen.

Vor zwölf Jahren war Arndt in seiner Heimat mit Eifer für die Gründung eines freien Bauernstandes eingetreten; jetzt erlebte er, daß die Freiheit für manchen Bauer ein Danaergeschenk gewesen war. Da veröffentlichte er im zweiten und im dritten Bande des „Wächters" eine Schrift: „Ein Wort zur Pflegung und Erhaltung der Forsten und Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menschlichen Gesetzgebung"[1]) nachdem schon vorher eine kleine Abhandlung unter dem Titel: „Über den Bauernstand und über seine Stellvertretung im Staate" selbständig in Berlin erschienen war. Die letztere sollte einem weit verbreiteten Vorurteil entgegentreten, als ob der freie Bauer einer besonderen ständischen Vertretung nicht bedürfte oder zu einer solchen unfähig wäre; vielleicht darf, wie der Verfasser näher begründet, gerade der Stand, welcher nach den natürlichen Lebensbedingungen eines Landes, wie Deutschland, einer der Grundpfeiler des Staates sein muß, am wenigsten von dem Wetteifer und

[1]) Die Schrift erschien einige Jahre später noch einmal selbständig (Schleswig 1820).

Ringen der geistigen Kräfte ausgeschlossen werden. In überaus gründlicher Weise werden dann alle Einwände widerlegt, die sich immer gegen die Vertretung des Bauerstandes hören ließen: Als wäre der Bauer von zu engem geistigen Gesichtskreise, unfähig zur Repräsentation oder zur freien Äußerung seiner Meinung; als verführte die Ehre, mit dem Grafen und Freiherrn in derselben Versammlung zu ratschlagen, den einfachen Landmann zum Dünkel und zur Hoffahrt. — Die andere Schrift, die Arndt später noch einmal selbständig herausgab, berührte sich mit der eben besprochenen, ist aber auf einer viel breiteren geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Grundlage aufgebaut. Es war eine Art Denkschrift, welche die aus den oben erwähnten Veränderungen entspringenden Gefahren erschöpfend darlegte und Wege zu ihrer Abwendung zeigte. Ausführlich beweist er, daß fast alle großen Gesetzgeber der Welt von Moses an den Ackerbau zur Grundlage der Staats- und Gesellschaftsordnung gemacht haben, und hält den Verteidigern der eben vernichteten Erbunterthänigkeit und des Feudalsystems vor, daß die Sklaverei der Todeskeim der meisten Staaten und Völker des Altertums gewesen ist. Die wahre Freiheit besteht in der Majestät des Gesetzes, auch über die Regierenden; denn „besser ist der Staat, wo *schlechten Gesetzen ohne Ausnahme* gehorcht wird, als der, wo Eigenmacht oder Mutwille *gute Gesetze nur bisweilen* überschreiten dürfen"; und die politische Freiheit ist die Bedingung der geistigen, welche in der mittelbaren Teilnahme *aller* Bürger an der Gesetzgebung den Geist übt und die höchsten Interessen des Lebens zu Gegenständen des Denkens und Schreibens macht. Damit diese Freiheit den Bauern zum Segen gereichte und sie nicht einer neuen, weit schlimmeren Herrschaft des Großkapitals und des Wuchers überlieferte, schlug Arndt die Einführung einer festen Bauernordnung vor, welche die Erhaltung und Vermehrung des freien Bauerstandes durch Zerstückelung von Staatsgütern, durch Verbot der Teilung und des willkürlichen Verkaufs der Bauergüter usw. befördern sollte. Außerdem hielt er für dringend nötig eine gute Gewerb- und Forstgesetzgebung, welche den

Gefahren einer schrankenlosen Gewerbfreiheit, der „Fabriksüchtigkeit und Fabrikflüchtigkeit der Menschen" vorbeugen und eine weitgehende Zerstörung der Wälder Deutschlands mit ihren nachteiligen Folgen verhindern sollte. — Den freien Bauer und Handwerker, nicht den Gutsherrn und Fabrikherrn mit ihren Scharen abhängiger Arbeiter sah Arndt als das Mark und die Wehr des Staates an.

Eine periodische Zeitschrift für lange Zeit hatte Arndt mit seinem „Wächter" nicht gründen wollen; er beabsichtigte nur, bis zum Friedensschlusse und zur endgiltigen Herstellung der Ordnung auf die öffentliche Meinung der Deutschen zu wirken und dadurch auf die Regierungen einen leisen Druck auszuüben. Als er erkannte, daß ihm dies nur zum Teil gelungen war, beschloß er im Januar 1816 den „Wächter" mit einer Abhandlung: „Zum neuen Jahr." Er gab hier eine Übersicht über die Lage Europas mit besonderer Beziehung auf Deutschland. Die Aussichten für die Zukunft waren trübe genug; denn er sah die schönsten Hoffnungen der letzten Jahre in Paris und in Wien gescheitert: „Nur unsere Ehre haben wir wiedergewonnen, nicht unser Recht und Gut." Elsaß-Lothringen war in Feindes Händen geblieben; die Niederlande und die Schweiz, zwei größtenteils deutsche Staaten, konnten jetzt, wie die Dinge lagen, leicht in eine den Interessen Deutschlands feindliche Politik hineingezogen werden; Dänemark setzte seine feindliche, unaufrichtige Haltung gegen Deutschland fort, und regierte fernerhin seine deutschen Unterthanen im Süden ohne Recht, Gesetz und Verfassung. — War der deutsche Bund die geeignete Staatsform, um die großen Aufgaben der Zukunft zu lösen, vor allem die Rechte und Pflichten der Fürsten und Völker gegen einander auf gesetzlichem Wege zu bestimmen? Gewiß konnte dieser lockere Staatenbund nur bei dem besten Willen und der größten Einigkeit der Fürsten und Regierungen segensreich wirken; waren aber diese notwendigen Voraussetzungen zu erwarten? Und das Beispiel anderer Länder war nicht ermutigend. In Spanien belohnte der wieder eingesetzte König Ferdinand die Tapferkeit und Treue seiner Unterthanen durch die schänd-

lichste Reaktion, hob die Verfassung auf und behandelte die verdientesten Männer wie Hochverräter; in Italien machten es die kleinen Tyrannen wenig besser. England schadete den Deutschen wirtschaftlich durch die fast ausschließliche Beherrschung des Handels, Frankreich moralisch durch die Anklagen des jakobinischen und revolutionären Geistes, welche eine mächtige Partei gegen die Deutschen erhob und mit Erfolg den deutschen Regierungen in die Ohren blies.

Solche trüben Gedanken hatte Arndt beim Beginn des neuen Jahres; er wünschte zum Schlusse dem Vaterlande einen Sommernachtstraum, um beim Erwachen die Welt und sich selbst schöner und herrlicher zu finden, als alles in der umwölkten Gegenwart gewesen.

Im Frühling rüstete er sich, um für einige Zeit den Rhein zu verlassen. Sein Sohn, den er während des ganzen Winters selbst unterrichtet hatte, war jetzt Sekundaner des Gymnasiums zu Düsseldorf und war der Obhut eines väterlichen Freundes anvertraut. Der Vater wanderte zum zweiten Male, aber auf einem andern Wege, um nach seiner Weise neue Eindrücke aufzunehmen und geistig zu verarbeiten, vom Rheine zur Spree. Über Koblenz und Nassau ging er nach Frankfurt; von dort über Kassel, durch den Harz nach Mansfeld und Halle, dann über Potsdam nach Berlin.

VI. Die Vorbereitung für das neue Amt.

Der brave Mann schien jetzt erreicht zu haben, wonach er so lange sich sehnte: Eine Zeit der Ruhe für seine Feder, der inneren Sammlung für seinen Geist. Im Juni war er in Berlin und besuchte dann seine Geschwister in Vorpommern und Rügen. Er hatte vor der endgiltigen Übersiedelung nach dem Rheinlande noch viele äußere Dinge zu ordnen, und wollte außerdem auf einige Zeit den germanischen Norden Europas besuchen. — Der Verkehr mit den Verwandten und den alten Freunden in der Heimat that seinem Geist und seinem Herzen wohl. Schon siebenundvierzigjährig, fühlte er sich wieder verjüngt durch die Erinnerungen der Kindheit und Jugend, die jeder Ort hier in der Stralsunder Gegend, diesseit und jenseit des Sundes, in ihm wieder erweckte. Die Märchen, denen er als Kind gelauscht und welche die lebendige Phantasie des Knaben poetisch weiter ausgesponnen hatte, wurden mit vielen andern Jugenderinnerungen dem Manne, der jetzt von der politischen Arbeit mit der Feder auszuruhen hoffte, wieder lebendig; er faßte den Entschluß, sie niederzuschreiben und für Späterlebende zu retten aus einer Zeit, die mit anderem Urväter-Hausrat auch diese alten Märchen und Sagen zu verschütten drohte.

Im Juli wanderte er nach Rostock, um eine Gelegenheit zur Seereise nach Kopenhagen zu finden. Weil er nicht sofort ein segelfertiges Schiff traf, das ihn hinüberführen konnte, folgte er seinem alten Wandertriebe und ging nach Westen hin über Wismar nach Lübeck. Mehrere Tage blieb er dort. Arndt hatte oft das Glück, zufällig mit andern bedeutenden Menschen in persönliche Berührung zu kommen. Als er aus Lübeck nach

Kiel gewandert war, hörte er den noch jungen Geistlichen Klaus Harms, der sich um eine Pfarrstelle in Kiel beworben hatte, seine Gastpredigt halten; nach dem Eindruck, den dieser Mann auf ihn machte, sagte er ihm eine großartige kirchliche Wirksamkeit voraus.[1]) Sein Urteil hat ihn nicht betrogen. — Er fuhr dann von Kiel nach Kopenhagen hinüber und blieb mehrere Wochen dort. Daß er an mehr als einer Stelle seiner politischen Schriften die dänische Regierung scharf angegriffen hatte (er that es später noch schärfer), war in Kopenhagen nicht unbekannt geblieben. Er wurde daher von den dänischen Behörden mit Mißtrauen beobachtet. Man hielt ihn für einen „Abgesandten der deutschen Jakobiner"; hatte er doch die dänische Regierung zu ermahnen gewagt, daß sie die deutschen Unterthanen ihres Königs verfassungsmäßig, nicht nach gesetzloser Willkür, regierte!

Unter solchen Umständen verzichtete er mit Schmerz darauf, Schweden zu besuchen, an welchem sein Herz noch immer mit besonderer Liebe hing. Die Erinnerung an die Gastfreundschaft und das Vertrauen, welche er dort einst genossen hatte, wollte er sich nicht durch spätere unangenehme Erfahrungen trüben lassen.

So kürzte er seine Nordlandsreise ab. Er durchstreifte noch die südlichen dänischen Inseln; besonders Möen aus besonderem Interesse für „die Zwillingsschwester seiner Heimat Rügen", als welche er Möen richtig erkannte. Im August kehrte er nach Deutschland zurück und verlebte den Herbst und Winter fast ganz in Putbus. Nach seiner Neigung arbeitete er hier in aller Ruhe; er schrieb seine Märchen nieder und beschäftigte sich mit der Geschichte, den Sprachen und Altertümern des germanischen Nordens. An Abwechselung, Besuchen alter Freunde und Anregung der verschiedensten Art fehlte es nicht. Schleiermacher kam im September nach Rügen und durchstreifte mit Arndt die Insel. Der Staatskanzler, Fürst Hardenberg, war einige Tage

[1]) Briefe an eine Freundin S. 152. (Es ist ein Brief aus Kiel vom 6. Juli).

in Putbus und versicherte Arndt seines ferneren Wohlwollens, aber ohne die ihm zugesagte Anstellung am Rheine zu erwähnen.[1]) Trauer und Wehmut erfüllte ihn, als er die nachgelassenen Schriften seines begabten Bruders Friedrich ordnete.

Wie fand er nun, zehn Jahre nach der Aufhebung der Leibeigenschaft, ein Jahr nach der Einverleibung in den preußischen Staat, seine Rügener Landsleute wieder? Hatten die besagten Veränderungen segensreich gewirkt oder nicht? Daß besonders die Landleute erst allmählich die Scheu vor dem Neuen überwanden und mißtrauisch lieber an der alten Verbindung mit Schweden festhielten, überraschte den geschichtskundigen Mann nicht; aber im übrigen war er über vieles, was er sah, enttäuscht. Nach der Abdankung des Königs Gustav IV. Adolf war zwar die von vielen selbstsüchtigen Edelleuten gehoffte Reaktion nicht eingetreten; aber der Friede vom Januar 1810 (vgl. S. 56) hatte für das Land sehr nachteilige Folgen gehabt. Mehrere Gesetze und Patente dieses Jahres griffen in die Verhältnisse der Landbevölkerung schädlich ein: Die Erwerbung von Grundeigentum wurde erschwert; eine Gesindeordnung beschränkte die Freizügigkeit ungebührlich und schädigte das häusliche Leben der ärmeren Volksklasse im Interesse der Großgrundbesitzer; keine weisen Gesetze suchten die Menschen zur Stetigkeit, zur Heimatliebe, zum Fleiße, zur Ordnung und Sparsamkeit zu erziehen; und das wäre um so notwendiger gewesen, je mehr die vorangehenden Kriegsjahre entsittlichend gewirkt hatten. — So war die junge Freiheit auf allen Seiten wieder gebunden und beschnitten worden; verzeihlich war es unter solchen Verhältnissen, daß selbst verständige und wohlmeinende Männer die Freiheit selbst verantwortlich machten für manche Übelstände, die in den letzten Jahren hervorgetreten waren, z. B. daß die Bevölkerung unstäter, leichtfertiger geworden wäre, daß die Kirchen und Schulen schlechter besucht würden als früher.

Wir erinnern uns der volkswirtschaftlichen Studien, deren

---

[1]) Dies scheint aus Arndts Brief an Reimer vom 20. Oktober 1816 (Notgedr. Bericht T. II, S. 46) hervorzuheben.

Ergebnisse Arndt in seiner Schrift über die Forsten und Bauern niedergelegt hatte. Was er jetzt während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Rügen hörte und sah, bestärkte seine dort ausgesprochenen Ansichten. Er führte die Übelstände nicht auf die Freilassung, sondern auf jene Bestimmungen des Jahres 1810 und auf die Verschiebung der richtigen, natürlichen Verhältnisse während des letzten Jahrzehntes zurück, und erkannte mit seinem gewöhnlichen Scharfblick, welche Aufgaben die preußische Regierung hier zu erfüllen hatte. In einer besonderen Denkschrift wendete er sich daher im November 1816 an die Regierung. Er nannte die kleine Schrift: „Geschichte der Veränderungen der bäuerlichen und herrschaftlichen Verhältnisse in dem vormaligen Schwedischen Pommern und Rügen in den Jahren 1806—1816", und widmete sie dem Staatskanzler. Sein Freund Reimer, der sie verlegte, sollte dem Fürsten mehrere sauber gebundene Exemplare mit einem Briefe Arndts überreichen. Nach einem kurzen Rückblick auf seine frühere „Geschichte der Leibeigenschaft" veröffentlichte er zuerst jene Aktenstücke der Jahre 1806 und 1810 im Abdruck, und unterzog die letzteren, bevor er ihre bösen Folgen darstellte, einer sehr scharfen, aber gerechten Kritik. Der Staatsregierung legte er es als eine dringende Pflicht an das Herz, den Stand der freien Bauern durch eine gute Ackergesetzgebung zu erhalten und zu vermehren, große Domänengüter zu zerstückeln und als bäuerliche Pacht- und Zinsgüter an kleinere Ackerleute zu vergeben, an die großen Landbesitzer Ermahnungen zu richten, daß sie in derselben Weise früheren Hörigen zur Erwerbung kleinerer Grundstücke als Pacht- oder Zinsland behilflich wären. — Aus warmer Liebe zu seiner Heimat schrieb Arndt dies Büchlein, mit dem Wunsche, daß die vielen Fremden, welche Jahr für Jahr die Insel besuchten, „nicht allein ein schönes Land, sondern auch ein wohleingerichtetes Land bewundern können."

Im Januar 1817 verließ Arndt Putbus; er verpackte seine Büchersammlung, die noch in Greifswald, Trantow und andern Orten zerstreut war, in Kisten, um sie von Stralsund aus zu

Schiffe durch die Oft- und Nordsee und den Rhein hinauf nach Bonn zu senden; mehrere Wochen vergingen über der notwendigen Ordnung äußerer Angelegenheiten. So verließ er am Ausgang des Winters seine Geschwister und seine Heimat; beide hatte er zum letzten Male gesehen. Über Stettin eilte er dann nach Berlin, wo er vorläufig blieb.

Geschäfte verschiedener Art hielten ihn länger, als er erwartet hatte, in Berlin zurück. Dazu kam, daß er im Mai sich mit Nanna Schleiermacher, der Schwester des berühmten Theologen, verlobte. Rasch verging der Sommer unter der Freude und Anregung, welche die neue Liebe und der Verkehr mit den alten Freunden ihm gewährte.

Am 18. September fand die Hochzeit in Berlin statt; unter den vielen Beweisen freundschaftlicher Teilnahme, die Arndt erfuhr, machte ihm der Glückwunsch der Berliner Turner besondere Freude. Am Tage darauf reisten die Vermählten ab „zum gesegneten Rhein" und nahmen ihren Wohnsitz in Bonn, wo im nächsten Jahre endlich die rheinische Universität eröffnet werden sollte. — Mit seiner etwa zwanzig Jahre jüngeren Gattin führte Arndt, wie er einmal an Frau von Kathen schrieb, ein stilles, fleißiges Leben. Er bereitete den ersten Teil seiner niedergeschriebenen Märchen zur Veröffentlichung vor, sammelte Verse und Reime und beschäftigte sich mit tieferen Geschichtsstudien, um genügend vorbereitet sein neues Amt antreten zu können; aber außerdem hatte er „einen politischen Plagegeist im Herzen." Die tiefe Verstimmung, welche über die Lage der inneren Politik die Kreise der deutschen Gelehrten im allgemeinen ergriffen hatte, war bei Arndt durch seinen Aufenthalt in Berlin noch vermehrt worden. Zur Zeit der Eröffnung des Staatsrates hatte er sich in einem Briefe geäußert: „Die Macht der Finsternis, Dummheit und Bosheit ist allerdings groß, und sie werden das Äußerste versuchen, den alten verrufenen Plunder zu retten, den die Zeit längst verdammt hat."[1]) Während er sich rasch in Bonn einlebte und

[1]) Briefe an eine Freundin S. 163.

zu den alten Freunden manchen neuen gewann, arbeitete er wieder eifrig an einer umfangreichen politischen Schrift. —

Bald hatte Arndt ein offenes, gastfreies Haus; zum Weihnachtsfeste, das er seit vielen Jahren wieder zum ersten Male in der eigenen Häuslichkeit verlebte, hatte er außer seinem fast erwachsenen Sohne den Landgerichtsrat Simon aus Köln und und den Major Scharnhorst aus Koblenz als Gäste. Er selbst war damals von einem rheumatischen Leiden arg geplagt, und fürchtete, noch vor dem Beginn der Vorlesungen, im folgenden Sommer, eine Badekur nötig zu haben. Während desselben Winters starben mehrere liebe Freunde, z. B. der noch junge Dichter Max von Schenkendorf. Trotz aller dieser Hemmnisse schrieb er in wenigen Wochen jene politische Schrift nieder und gab sie schon im Februar 1818 unter dem Namen: „Geist der Zeit. Vierter Teil" in Verlag bei Reimer. Im Sommer erschien das Buch.

Arndt selbst sah diese Schrift später als seine reifste an und erklärte, daß er sie verfaßt hätte, um „die stürmischen Bewegungen Erwartungen und Besorgnisse zu besänftigen, die Alten und die Jungen zu warnen zu stillen und zu trösten, und die Leidenschaften zu geschwinder Hoffnung und zu einseitigen Parteigeistes zu mäßigen — überhaupt zum Trost, zur Verständigung und Beruhigung."[1]) Da sie unter Arndts größeren politischen Schriften ohne Zweifel die bedeutendste ist und für ihn selbst verhängnisvoll wurde, ist ein genaueres Eingehen auf den Inhalt unerläßlich.

Das Buch, dessen Zweck und Bestimmung uns das einleitende Gedicht „Vorwärts und rückwärts"[2]) ahnen läßt, bespricht ausführlich Deutschlands gegenwärtigen Zustand und legt an alle geistigen Erscheinungen seiner Zeit den Maßstab einer natürlichen geschichtlichen Entwickelung. Die übertriebene Verherrlichung des Mittelalters mit seinem Rittertum und seiner Hierarchie, die immer lauter erklingenden Rufe nach Verfassung

[1]) Vgl. Notgedr. Bericht T. II, S. 374.
[2]) Vgl. S. 356 der Gesamtausgabe.

und Preßfreiheit, das Mißtrauen der regierenden Kreise gegen alle deutschen Einheitsbestrebungen, gegen das Turnwesen: Dies waren solche Zeiterscheinungen, welche bei allen tiefer blickenden Männern Bedenken, Zweifel, Wünsche der verschiedensten Art erregen konnten.

Trotz aller Befürchtungen, trotz aller getäuschten Hoffnungen, meint der Verfasser, ist doch Deutschland im Jahre 1818 ein anderes als im Jahre 1780; und niemals wird es den Anhängern des Alten gelingen, abgelebte und veraltete Zustände wieder in das Leben zurückzurufen; alle Schwärmerei für die Hierarchie und das Feudalsystem des Mittelalters, die jetzt leider auch unter Protestanten Modesache wird und bereits die Regierungen nachteilig zu beeinflussen droht, beruht auf völligem Mangel an Geschichtskenntnis. Der Verfasser zeigt dann, daß die Hierarchie geschichtlich notwendig gewesen ist als Erzieherin der christlichen Völker zu einem geordneten Staats- und Kulturleben. Oft hat sie streitende Kräfte versöhnt, aber ebenso oft Unheil und Unfrieden gestiftet; wenn jetzt Katholiken und Protestanten in ihrem Lobe übereinstimmen, und wenn die Hierarchie wenigstens der Idee nach in dem sogenannten „Heiligen Bunde" erneuert worden ist, so bedenkt man nicht, daß die innere Zersetzung und Auflösung des deutschen Reiches, welche im dreizehnten Jahrhundert begann und im achtzehnten vollendet war, recht eigentlich aus der Hierarchie und ihren bösen Folgen, der unnatürlichen Verbindung Deutschlands mit Italien u. s. w. erwachsen und durch sie befördert worden ist. Haben doch seit den Kriegen Ludwigs XIV. gerade die katholischen, vor allem die geistlichen Fürsten Deutschlands, am häufigsten des Kaisers und des Reiches Sache verlassen!

Jetzt gilt es, aus den Trümmern des alten heiligen Reiches ein neues Gebäude aufzurichten, das sich gegen alle von innen und außen kommenden Erschütterungen und Stöße behaupten soll. Ob der Deutsche Bund, diese lockere Vereinigung souveräner Fürsten, mit seinem Bundestage in Frankfurt geeignet sei, die Riesenaufgabe zu lösen, ist dem Verfasser mehr als zweifelhaft. Wird dieser Bund dem Reiche Einheit, dem Volke

Kraft geben, wird er fortan Kriege zwischen Deutschen unmöglich machen, die Einmischung des Auslandes energisch zurückweisen, die im Volke lebendige Idee einer deutschen Einheit weiter entwickeln und pflegen? Solche Fragen erwog Arndt im Herzen mit schwerer Sorge. Waren doch die Anfänge des Bundes jenen Erwartungen so ungünstig wie möglich! Mit Unmut sah er, daß jede im Volke kräftig hervorbrechende Neigung zur Einigung fast wie Thronräuberei und Hochverrat verfolgt wurde. Er sah die Verblendung und souverän-monarchische Thorheit der deutschen Kleinfürsten, die nur ein hessisches, braunschweigisches u. s. w. Vaterland kannten und jeden, der von einem großen deutschen Vaterlande sprach, als einen deutschtümelnden und gemeingefährlichen Narren einsperren wollten. Die Kleinen, denen die Idee des alten Reiches erst die Fähigkeit des Bestehens gab, flohen den Mittelpunkt, den sie gerade hätten suchen müssen; und anstatt deutschen Geist und deutsche Tugend zu pflegen, arbeiteten sie dem Auslande in die Hände! Ja es fanden sich, die die Schwäche der Centralgewalt oder die Verbindung der Engländer, Dänen, Niederländer mit dem deutschen Bunde mit Gründen priesen, welche auf dem Papiere sich recht gut ausnahmen, aber jeder geschichtlichen Erfahrung hohnsprachen.

Auf dem Grunde dieser Erwägungen konnte Arndt an der Bundesverfassung nur die Idee anerkennen; einen Fortschritt der inneren Geschichte Deutschlands auf dem Wege zur Einheit erwartete er nicht von dem Bunde noch von den Regierungen, sondern allein von Gott und dem Volke; denn der herrliche Geist des Befreiungskrieges war nicht erloschen, die heilige Idee von Volk, Freiheit, Vaterland und Deutschheit glühte fort!

Wo Arndt immer die brennende Frage der Verfassungen berührte, wurde er leicht verletzend, bitter und scharf. Zum ersten Male betonte er hier, daß das Volk nach allem, was es für seine Fürsten gethan und gelitten hatte, Anteil an der Regierung nicht als ein Gnadengeschenk zu erbitten, sondern als sein gutes Recht zu fordern hätte. Überaus scharf verurteilt er alle, welche jetzt aus Liebedienerei, aus Unwissenheit oder gar aus Böswilligkeit das laute Rufen nach Preßfreiheit und

nach ständischen Verfassungen verdächtigen und für künstliche Erregung eines aufrührerischen Jakobinersinnes ausgeben wollten. Hallers verkehrte Staatsrechtslehre, die damals an vielen Fürstenhöfen wie ein politisches Evangelium verkündet und geglaubt wurde, unterzog er einer vernichtenden Kritik; es war die Lehre von der Gnade des Herrschers, der Rechtlosigkeit und Unmündigkeit des Volkes, welche den Absolutismus geschichtlich, wissenschaftlich und sittlich rechtfertigen wollte und folgerecht die Revolution ganz einseitig als eine Auflehnung des thörichten, gottlosen Volkes gegen Gottes Ordnung und Gesetz verdammte. Arndt zeigte dagegen, wieviel sicherer der Thron des Herrschers auf Recht als auf Gnade gegründet steht, und daß die dringende Forderung der Zeit nach gesetzlich bestimmten Zuständen, nach Aufhebung aller Willkür, nach Verfassungen eine Stimme der Welt und daher Gottes ist, welche die Fürsten beachten müssen, um nicht eine schwere Verantwortung auf sich zu laden und einer ebenso schweren Gefahr entgegenzugehen.

Mit demselben Eifer wie für die Verfassungen tritt Arndt für die Preßfreiheit ein; denn um der geistigen Freiheit willen ist sie notwendig; Aufschub vermehrt nur die Unzufriedenheit und schürt die Leidenschaften, welche man beschwichtigen will. Erschöpfend zählt er dann alle gegen die Preßfreiheit erhobenen Einwände auf, um sie als Beweise von Unreife des Denkens, von Befangenheit des geschichtlichen Urteils oder auch von Böswilligkeit zurückzuweisen: Ein Krieg der Geister, wie er nach Freigebung der Presse unvermeidlich sein wird, wird manche Personen und Verhältnisse einer unbarmherzigen Kritik aussetzen, manche hergebrachte Autorität zerstören, aber dafür Klarheit des Urteils, Freiheit und Selbständigkeit des Denkens befördern; denn wo die größte Freiheit herrscht, da wird zuletzt immer die Wahrheit den Sieg behaupten; auch die Regierungen müssen eine heilsame Schranke darin finden, daß sie hinfort die öffentliche Kritik der Tagesblätter zu fürchten haben.

Das Übel der Zensur war eng verschwistert mit einem andern, gegen welches Arndt weiterhin scharf ausfällt; es war die „zu viele, zu fleißige, zu bestellsame Polizei", die „wälsche

Pest", wie er sie nicht ohne persönliche Gereiztheit nannte; wußte er doch, wie gern dieselbe ihn, den litterarischen Vorkämpfer und Anführer aller deutschen Jakobiner, längst unschädlich gemacht hätte! Ursprünglich zur Dienerin der Landstraßen und Jahrmärkte bestimmt, vermaß sie sich nunmehr, die Stütze der Throne, Züglerin des unruhigen Volksgeistes, Beobachterin der öffentlichen Meinung zu sein! Arndt erkennt ihre Notwendigkeit zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung an; aber ihrer Ausartung, ihrer Willkür und Tyrannei, ihrer Selbstüberschätzung und Vielgeschäftigkeit erklärt er laut den Krieg. Die lästige Paßkontrolle, die Briefbrecherei, das spähende Mißtrauen kann nur zur Entsittlichung, zum Argwohn der Regierten gegen den guten Willen der Regierenden führen. Arndt wußte wohl, wen er meinte — und leider wußten die Gemeinten es auch, um es ihm später nachtragen zu können — wenn er behauptete, daß böswillige Menschen, „Schergen der Dummheit und Faulheit", die Regierungen mit allerlei Künsten, Listen und Scheinen blendeten und einschüchterten. Arndt wünschte das Polizeiwesen, die Gerichtssachen von geringerer Bedeutung, die Verwaltung den Händen des Volkes selbst anvertraut zu sehen, damit das Volk dadurch zur Selbstthätigkeit und zur Freiheit erzogen würde. Er gab zu, daß Ungehorsam, Unruhe, Unbotmäßigkeit allerdings genug und reichlich vorhanden wären; aber durch Polizeikünste könnten diese Erscheinungen nicht unterdrückt werden; vielmehr könnten Tugend und Kraft allein die vorhandene Überspanntheit der Bestrebungen und Erwartungen dämpfen und unschädlich machen.[1])

Eifrig bekämpft Arndt alsdann die in jenen Tagen üppig ins Kraut geschossene Geheimbündelei; folgerecht entwickelt er aus seiner Staatsdoktrin, daß geheime Gesellschaften, mögen sie Böses oder Gutes erstreben, vom Staate nicht geduldet werden

---

[1]) Schon drei Jahre früher, 1815, hatte Arndt der französischen Geheim- und Winkelpolizei, die auch in Deutschland schon Unheil gestiftet und Mißtrauen zwischen Herrschern und Beherrschten gesäet hatte, den Krieg erklärt in einer kleinen pseudonymen Schrift: „**Über das Teufels-Völkchen. Alt und neu ans Licht gestellt durch Inhumanus.**"

dürfen; schon darum nicht, weil sie dem Staate, der alle geistigen und wirtschaftlichen Kräfte des Volkes mittelbar oder unmittelbar in den Dienst des Ganzen stellen muß, oft die besten, talentvollsten Köpfe entziehen, ihnen eine einseitige Richtung geben und ihre Kräfte in leerer Tändelei und Nichtigkeit verspielen.

Arndts Gedanken über die künftige Einrichtung des Heerwesens in Deutschland kennen wir schon aus seiner Flugschrift über Landsturm und Landwehr, wie aus seinen „Grundlinien einer teutschen Kriegsordnung." In dem uns jetzt vorliegenden Buche wiederholte, begründete und vertiefte er die in jenen „Grundlinien" gemachten Vorschläge. Die Bedeutung des Soldatendienstes im Frieden unterschätzte er und übersah, daß ein stehendes Friedensheer kein Landsknechtheer oder Söldnerheer zu sein braucht, sondern ein „Volk in Waffen", gerade wie er es wollte, recht wohl darstellen kann. Er hatte recht, wenn er es als durch die Geschichte erwiesen ansah, daß das Volksheer fester, sicherer, zuverlässiger als das Söldnerheer ist, besonders im Verteidigungskriege. Aber der Vorwurf, daß das stehende Heer eine Schule des sklavischen Knechtsgehorsams und der Liederlichkeit sei, war gegen das deutsche Heerwesen jener Zeit höchst ungerecht, und beweist, daß der Verfasser, der mit Recht das Heer zu einer sittlichen Erziehungsanstalt für das ganze Volk machen wollte, doch den Wert des soldatischen Gehorsams unterschätzte. Richtig aber war seine Erwartung, daß eine einheitliche Wehrordnung für ganz Deutschland dem nationalen Einheitsbewußtsein aller Deutschen einen mächtigen Aufschwung geben würde.

Unter der Überschrift „Über teutsche Art und über das Wälschtum bei uns" zog er, wie früher schon oft, leidenschaftlich zu Felde gegen den „ausländischen Götzendienst" der Deutschen in Sitte, Sprache, Geschmack, gegen die Herrschaft der französischen Sprache in der sogenannten feinen Gesellschaft, gegen die „Verwälschung und Verfälschung" der Vornehmen, gegen die Entfremdung der deutschen Fürsten von aller Fühlung mit dem Volksleben; besonders gegen die „Buhlerei mit fremden Spielen, Gefühlen, Sitten, Trieben", deren unsere

französisch gebildeten Frauen und Jungfrauen sich schuldig machen. Er verhehlte sich nicht, daß erst manches gesellschaftliche Vorurteil gebrochen werden mußte, ehe der Nationalstolz der Deutschen alle solche „Buhlerei" zurückweisen würde.

Mit Wärme trat der Verfasser auf als Verteidiger des Turnwesens gegen die giftigen und boshaften Anklagen, welche persönliche Erbitterung, Neid, Bosheit und Unverstand wider dasselbe erhoben. Er warnte die Fürsten und Regierungen vor einem Verbot des öffentlichen Turnens und beleuchtete die gewöhnlichen Beschuldigungen, daß das Turnen den Leibern eher schadete als nützte, indem es die Gesundheit schwächte, daß es den Sitten schadete, die Jugend zu Eitelkeit, Hochmut, Trotz, Frechheit, Unbotmäßigkeit, zum Prahlen mit äußeren, bloß körperlichen Vorzügen verführte, daß es unchristlich wäre und ein wildes, staatsgefährliches Geschlecht erzöge. Arndt legte die Grundlosigkeit aller dieser Anklagen dar und bewies, daß die Turnübungen, richtig geleitet, ein wichtiges Mittel zur leiblichen und sittlichen Erziehung der Jugend werden können, ohne daß feige, sklavische Raufer- und Gladiatorenseelen dadurch gezüchtet werden. Besonders für den seit einiger Zeit hart angefeindeten Meister der Turnkunst, Jahn, der in Greifswald einst sein Zuhörer gewesen war, brach der Verfasser eine Lanze und forderte für die Turnübungen, die womöglich in jeder größeren Stadt der Jugend in weitem Umfange ermöglicht werden sollten, die Öffentlichkeit, damit das ganze Volk Zuschauer und Richter männlicher Tugend und Kühnheit wäre.

Hatte Arndt so leidenschaftlich gegen den Gebrauch der französischen Sprache geeifert, so begrüßte er um so freudiger die wieder erwachende Teilnahme der Gebildeten für die deutsche Sprache und Geschichte. Er selbst war ein gründlicher Kenner der deutschen Litteratur[1]) und sah mit inniger Freude,

[1]) Bezeichnend dafür ist Arndts Urteil über Schiller in den „Briefen an Freunde" S. 148. kurz nach Schillers Tode niedergeschrieben: „Keiner trägt die jetzige Deutschheit in ihrem Edelsten und Schwächsten so klar an der Stirn wie er. Wo ist eine hohe Idee des Jahrhunderts, die dieser mächtige Geist nicht in ihrem reinsten Glanze geschaut und dargestellt

daß „frische Blumen am deutschen Parnaß jetzt blühten.“ Er hoffte, daß, wenn ein neues politisches Leben erst in Deutschland erblüht wäre, auch die Sprache zu neuem, frischem Leben gelangen, neue Bereicherung und Verjüngung nicht aus den Studierzimmern der Gelehrten, sondern aus dem sicheren, unmittelbaren Instinkt des Volksgeistes schöpfen würde. Gern wollte er die Gründung einer Deutschen Sprachgesellschaft anregen, um den vorhandenen Sprachvorrat zu sammeln, Urkunden und Sprachdenkmäler alter Zeit zu veröffentlichen, Wörterbücher der einzelnen Stammes-Mundarten zu schreiben, ehe die unbarmherzige Zeit alles Alte schonungslos vernichten würde. Er versprach sich davon eine mächtige Anregung auch für die Aufsuchung und Sammlung aller Quellen der deutschen Geschichte. — Merkwürdig, daß er fast zu gleicher Zeit denselben Gedanken faßte, den sein Freund Stein schon damals in einem großen Sammelwerke, den späteren Monumenta Germaniae, ausgeführt sehen wollte![1])

Dies brachte Arndt auf einige Worte über die damaligen Vertreter der Wissenschaft in Deutschland. Die Klage des gelehrten Zunftstolzes über den aufkommenden revolutionären Dünkel, der keine altbegründete Autorität ehrte, fand er begreiflich, aber nicht unverdient; versprach vielmehr von dem

---

hätte? Wo ist ein tiefes Gefühl und ein hohes Leid der Zeit, das er nicht mitfühlend empfunden und vorempfindend geweissagt hätte? Du weißt, was ich von ihm halte, und wie ich ihn thöricht deswegen liebe, weil er selbst in seinen Fehlern so deutsch ist. Aber der edle Mensch krankte immer an seinem Zeitalter und konnte bei der Gestaltlosigkeit desselben die Unendlichkeit seiner Ideen nie ganz einfangen und bändigen; und wo es ihm gelang, sieht man ihm die Arbeit an, und er mangelt der Leichtigkeit und Freude, wodurch unsterbliche Kinder alle Zeichen der Vergänglichkeit ablegen.“

[1]) Stein legte am 7. Juni 1818 in einem Briefe (Notgedr. Bericht T. II, S. 253) Arndt seinen Plan einer großen Quellensammlung der deutschen Geschichte vor, und bat ihn, als Mitarbeiter bei der Ausführung desselben thätig zu sein. — Arndt war in den folgenden Jahren zu sehr durch andere Dinge in Anspruch genommen, um an der Herausgabe der Monumenta Germaniae Historica sich zu beteiligen.

erwachten Geiste der Kritik auch der Wissenschaft eine mächtige Förderung. Vor zwölf Jahren hatte er in Greifswald geklagt, daß die Gelehrten in ihrem Unfehlbarkeitsdünkel ohne Fühlung mit dem Volke auf einsamer Höhe ständen und in einer möglichst unverständlichen Weise des Sprechens und Schreibens sich gefielen. Jetzt bemerkte er mit Freuden einen Fortschritt zum Bessern; er hoffte, daß bald auch der Gelehrte wieder mit dem Volke denken und empfinden würde, und meinte der Blütezeit einer deutschen, nationalen Wissenschaft entgegenzusehen. Auch die Vertreter der Fachgelehrsamkeit, meinte er, sollten ihr Teil beitragen, um das lange verlorene Vaterland wieder zu erneuern und zu verjüngen.

Manche krankhaften Erscheinungen eines mißverstandenen Christentums traten in jenen Jahren hervor. Eine düstere, weltflüchtige Askese, welche auch die unschuldigste Lebensfreude als unchristlich verdammte und in selbstgerechtem Hochmut aller fröhlichen Geselligkeit abhold war, erregte Arndts Bedenken nicht minder als die frömmelnde Empfindsamkeit und weichliche Schwärmerei, welche in der Litteratur damals aufkam.

In einem ausführlichen Schlußworte nahm er dann noch die Jugend in Schutz gegen den gewöhnlichen Vorwurf überhand nehmender Wildheit, Zuchtlosigkeit und Unlenksamkeit. Er selbst hielt die Jugend für fleißiger, ehrbarer, tüchtiger, als sie vor einem Menschenalter gewesen war; aber er wußte auch, daß die ernste Zukunft des Vaterlandes an die Jugend zur Zeit höhere Anforderungen stellte als damals; beruhte doch auf der Jugend, welche zu bilden er mitberufen war, die Hoffnung des Vaterlandes! Daher ermahnte er mit dem Vollgefühl seiner eigenen Verantwortlichkeit am Schlusse des Buches die Jugend, in Fleiß und Ernst, kühnem Mute und tapferem Widerstande gegen die Versuchungen, in Stille und Demut, Hoffnung und Glauben sich selbst zu erziehen, um dereinst die großen Aufgaben, welche das Vaterland an sie stellen würde, zu erfüllen. —

Während der Arbeit selbst war Arndt ermutigt worden; Stein hatte ihn noch im Januar ermahnt, seine Stimme zu

erheben und über die Frage der Landstände einmal die verworrene öffentliche Meinung klären zu helfen.[1])

Der Verfasser wußte vorher, daß ihm das Buch wenig Freunde und viele Feinde machen würde; er hatte zu schonungslos die Schäden der Zeit aufgedeckt. „Einige Überschriften wie Mystizismus, Polizei, Turnwesen mögen wohl Leser und auch Feinde locken", so schrieb er im März an Reimer; aber er war sicher, bei den Männern, an deren Meinung ihm etwas lag, eine gerechte Beurteilung zu finden. Stein dankte ihm ausdrücklich für die Übersendung des Buches und schrieb: „Es hat mir vieles Vergnügen gemacht; es enthält eine Menge tüchtiger und trefflicher Grundsätze, Gesinnungen und Ansichten über den Zustand und die Bedürfnisse der Gegenwart. Möge der Inhalt dieses guten Buches auch reiche und reife Früchte bringen!"[2]) Sogar der kritische Graf Gesler schrieb im Herbst: „Ihr ganzes Büchlein hat völlig meinen Beifall, denn ich bin in Allem mit Ihnen einverstanden."[3]) — Auch Äußerungen des Mißfallens und Tadels bekam Arndt zu hören; daß aber das Buch für ihn wirklich verhängnisvoll werden könnte, scheint er nicht gefürchtet zu haben; denn noch im November schrieb er an Frau von Kathen: „Ich habe hin und wieder wohl starke und mächtige politische Feinde auf dem Halse; aber die Sorge darüber ist nur kurz; und würde es wirklich gefährlich, so hoffe ich mit der Wahrheit und mit Gott es still und mutig zu bestehen."[4])

Es bewegten ihn im Sommer 1818 auch noch Sorgen anderer Art. Die Universität sollte im Herbst zu Bonn eröffnet werden. Von Anfang an erwartete Arndt, daß sie auch eine große nationale Aufgabe zu erfüllen haben würde. Durch Reimer suchte er die leitenden Minister in Berlin für die Berufung tüchtiger Philologen zu gewinnen. Ungern sah er die

---

[1]) Vgl. Steins Brief vom 5. Januar 1818 im Notgedr. Bericht T. II, S. 150.

[2]) Steins Brief vom 5. Oktober 1818 im Notgedr. Bericht T. II, S. 254.

[3]) Vgl. Geslers Brief im Notgedr. Bericht T. II, S. 145.

[4]) Briefe an eine Freundin S. 194.

Anstellung des ultramontanen August Wilhelm von Schlegel; denn aus den Niederlanden, besonders den südlichen Provinzen, wo die Universitäten in Brüssel und Lüttich wieder nach der klösterlichen Weise des Mittelalters eingerichtet worden waren, rechnete er auf einen starken Besuch der neuen Anstalt; er hoffte, daß sie die geistige Fühlung mit den Stammesbrüdern an der Maas und Schelde erhalten und einer politischen Wiedervereinigung wirksam vorarbeiten würde.

Arndts junges häusliches Glück erlitt im Juni durch die Geburt eines toten Töchterleins einen schmerzlichen Riß; bald darauf mußte er für einige Wochen die Bäder in Aachen besuchen, um die rheumatischen Schmerzen loszuwerden, an denen er seit dem Winter litt. Der rege häusliche Verkehr aber dauerte trotzdem fort. Der Rhein war jetzt, zur Zeit des Aachener Kongresses, kurz vor der Eröffnung der Universität, wie eine große Landstraße; Könige und Fürsten, Minister und Gesandte, Professoren und Studenten kamen und gingen wieder.

Bei aller dieser Abhaltung und Zerstreuung fand Arndt doch noch Zeit, seine „Erinnerungen aus Schweden" und den ersten Teil seiner gesammelten „Märchen und Jugenderinnerungen" druckfertig zu machen.[1]) Er hatte einen empfindlichen Verlust gehabt; denn der größte Teil seiner Büchersammlung mit vielen Briefen und Handschriften war ihm auf der langen Wasserfahrt von Stralsund bis Bonn durch Seewasser verdorben. Aber das entmutigte ihn nicht. Im August erhielt er aus dem Bade Spaa die Urkunde seiner Berufung zum Professor mit einem sehr anerkennenden, ehrenvollen und persönlich freundlichen Briefe des Staatskanzlers, Fürsten Hardenberg;[2]) und so konnte er nach der feierlichen Eröffnung der Universität im Oktober 1818 als ordentlicher Professor den Lehrstuhl der neueren Geschichte zu Bonn besteigen.

---

[1]) Vgl. oben S. 52 Anm. 2. S. 123.

[2]) Vgl. Hardenbergs Brief vom 9. August im Notgedr. Bericht T. I, S. 393.

VII. Die kurze Lehrthätigkeit und ihre lange Unterbrechung.

Der erwähnte Brief des Staatskanzlers betonte, welch ein ehrendes, wichtiges und verantwortungsvolles Amt gerade dasjenige des Professors der Geschichte an der neuen Universität wäre. Arndt war der Mann, das Vertrauen zu rechtfertigen, welches nach jenem Briefe „nicht bloß in seinen Geist, sondern auch in seine Gesinnungen und in seinen Charakter“ gesetzt wurde; Hardenberg hatte sein „schönes Streben, in die jungen Gemüter die frommen Keime einer religiösen Ansicht der Geschichte, der Wahrheit, des Rechts und der heiligen Vaterlandsliebe zu pflanzen und mit Gedeihen zu pflegen“, erkannt und anerkannt; und seine Worte bezeichneten sehr treffend die Auffassung, welche Arndt selbst als akademischer Lehrer stets von seinem hohen Berufe gehabt hatte.

Die letzten so bewegten Jahre seines Lebens waren der Vorbereitung für den Lehrberuf nicht günstig gewesen. Arndt selbst fühlte dies; er trat daher sein Amt an mit der Absicht, die nächsten Jahre ganz dem gründlichen Studium der deutschen Sprache und Geschichte zu widmen und sich im Gegensatz zu der früheren vielseitigen Thätigkeit zu Greifswald ganz auf geschichtliche Vorlesungen zu beschränken.

Der politischen Arbeit mit der Feder hoffte er wohl für immer entsagt zu haben. Er wußte, daß über ihn viele falsche und erlogene Gerüchte in der Welt herumgetragen und geglaubt wurden. Aber wie konnte es anders sein? In einem Zeitalter anonymer Publicistik hatte er sich selbst nie verleugnet, war offen für seine Meinung eingetreten und hatte mit männlichem Ernste seine Gegner angegriffen; wie konnte er da auf die

Dauer einem ungeheuren Hasse entgehen? Schon seit jenem Buche über die Leibeigenschaft, das ihn zuerst in weiteren Kreisen bekannt gemacht hatte, war er von politischen Gegnern angefeindet und angeschwärzt worden. Während des Wiener Kongresses verdächtigte ein gewisser Hofrat Janke „das wilde Freiheitsgeschrei" der Schriftsteller Arndt und Görres beim Staatskanzler. Der Professor Schmalz in Berlin richtete gegen Arndt die giftigsten, gehässigsten Schmähungen. Es klingt unglaublich, ist aber Thatsache, daß Schmalz aus den Worten in Arndts Soldatenkatechismus „Schonet der Wehrlosen, und der Weiber und Kinder brauchet christlich und menschlich!" schloß, daß „diese Ruchlosen Mord, Plünderung, Notzucht, letztere gar klärlich" gepredigt hätten. In der Schrift über Preußens Rheinische Mark u. s. w. hatte Arndt den Staat der Hohenzollern als das einzige deutsche Land bezeichnet, welches Deutschlands Nichtigkeit zur Herrlichkeit erheben könnte; diese Worte genügten dem Berliner Professor als Beweis, daß Arndt zur Entthronung aller kleineren Fürsten Deutschlands aufgerufen hätte.[1])

Arndt kannte seine beiden Hauptfeinde längst. Es waren dieser Professor Schmalz und der Berliner Polizeipräsident, Geheimrat von Kamptz, der in guter Meinung, aber beschränkter Einseitigkeit und ohne Verständnis für die begeisterte Freiheitsschwärmerei jener Tage vieles als Hochverrat auslegte, was radikaler Eifer der akademischen Jugend damals den Alten nachsprach und nachsang. Aber Arndt fürchtete keinen von beiden. Jetzt erregte der vierte Teil des „Geistes der Zeit", wie er in den Kreisen der Gelehrten und bei Arndts Freunden meist Beifall und Zustimmung gefunden hatte, in Berlin das größte Mißfallen der regierenden Kreise.

Lange vor seiner Anstellung in Bonn war der Verfasser auf die akademische Jugend von großem Einflusse gewesen. Sein Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" war das eigentliche Programm der Burschenschaft, die seit mehreren Jahren

---

[1]) Vgl. H. v. Treitschkes Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, T. II, S. 115. 116.

auf den Universitäten den Gedanken der deutschen Einheit und Freiheit, allerdings in radikaler, einseitiger und lärmender Weise, verfocht. Ohne an den überspannten Plänen der Studenten irgend welchen Anteil zu nehmen, wurde er von Freunden und Feinden als der eigentliche Führer und Vater jener „Teutonischen Jugend" angesehen. Er war in seiner früheren Abhandlung „Über den teutschen Studentenstaat" mit Eifer für „die goldene akademische Freiheit, die uralte und herrlichste Ritterschaft der Germanen" eingetreten; zugleich aber hatte er seine jungen Freunde nachdrücklich gewarnt vor radikalen Thorheiten: „Lieber das Bestehende walten lassen, als das unerreichbar Vollkommene erstreben!"

Auch der wohlwollende Beurteiler muß zugeben, daß die Ausführungen des Zeitgeistes an manchen Einseitigkeiten litten. Früher schon wurden Arndts Gedanken über eine neue Heer- und Kriegsordnung besprochen. Er hatte für die Turnkunst und die Turnplätze eine Lanze gebrochen; er übersah aber, daß die Turnerei nicht ohne Schuld ihres Meisters Jahn die harmlosen Jünglinge zur maßlosen Selbstüberschätzung, zur Unduldsamkeit gegen Andersmeinende und zu andern Sünden eines politischen Parteifanatismus verführt hatte, daß daher in jenen von Arndt zurückgewiesenen Anklagen doch manches Körnchen Wahrheit lag. Das frühere einseitige und ungerechte Urteil über Friedrich den Großen und seinen Staat hielt er in voller Schärfe aufrecht; er weissagte sogar dem Siebenjährigen Kriege, den er als einen bloßen Kabinettskrieg rein auf Motive dynastischen Interesses und Ehrgeizes zurückführte, ein rasches Versinken in dem Strome der Vergessenheit.[1]) Wie hätte der Verfasser nicht den Unwillen und Verdacht derer erregen sollen, die in dem lärmenden Treiben der akademischen Jugend schon die Vorzeichen einer allgemeinen deutschen Revolution erblickten, und die auf den König selbst damals von Einfluß waren?

[1]) Arndts Urteil über Friedrich den Großen und seinen Staat fand noch in demselben Jahre 1818 eine anonyme, aber höchst sachlich geschriebene, maßvolle und gründliche Widerlegung in der Schrift: „E. M. Arndts Urteil über Friedrich den Großen", beleuchtet von K. G. N. Berlin 1818.

Arndt verlebte den Winter in fleißiger Arbeit, sowie in Sorge um mancherlei äußere Interessen des Lebens. Er bereitete sich für den folgenden Sommer vor auf öffentliche Vorträge „Über Leben und Studium", sowie auf eine Vorlesung Über Tacitus' Germania und die Anfänge der deutschen Geschichte"; der letztere Gegenstand wurde in der Folge besonders oft und gern von ihm behandelt. Ob es ihm in hohem Grade gelungen ist, die Studenten zu fördern und zu eigenem Studium anzuregen, wissen wir nicht. Heinrich Heine hörte 1819 seine Vorlesung über Tacitus und erzählt nach seiner sarkastischen Weise, Arndt hätte in den Wäldern des alten Germaniens die Tugenden gesucht, die er in den Salons der Gegenwart vermißte.

Vor dem Koblenzer Thore, wo die herrliche Aussicht auf den Rheinstrom und das Siebengebirge den Wanderer entzückt, erbaute er sich aus dem Rest seines väterlichen Erbes und den Vorschüssen einiger guten Freunde ein bescheidenes Gartenhaus, das im Herbst 1819 fertig werden sollte: Da brach, noch während des Winters, das Verhängnis über ihn herein. Der König erließ am 11. Januar eine umfangreiche Kabinettsordre, in welcher er drohte „kräftige Maßregeln zu ergreifen" wider den Geist der Unruhe, der durch die lange politische Spannung der Kriegsjahre erweckt, noch immer fortwirke und sich in maßloser Unzufriedenheit, im „leidenschaftlichen Verfolgen unbestimmter Ziele" äußere. In der Urkunde wurde die falsche Richtung der öffentlichen Erziehung gerügt, welche die Jugend zu früh zur Teilnahme am politischen Leben veranlasse. Der König forderte eine strengere Überwachung des Unterrichtswesens, sorgsame Auswahl der Lehrer für die Universitäten und betonte angesichts so vieler Ausschreitungen der öffentlichen Blätter die Notwendigkeit eines Preßgesetzes.

An demselben Tage schon erhielt der Staatsminister von Altenstein den Auftrag, Arndt eine Mißbilligung und Warnung im Namen Seiner Majestät zu erteilen wegen der anstößigen Stellen im vierten Teile des „Geistes der Zeit." Der Befehl lautete hart genug: der Verfasser habe die Erwartung, daß er

dem wichtigen Berufe eines Lehrers der Jugend sowohl im Lehren als im Betragen und in seinen Schriften genügen werde, in jenem Buche nicht erfüllt; dasselbe enthalte ganz unschickliche und unnötige Dinge, die einem Lehrer der Jugend übel anständen und nachteilig auf die Jugend wirken könnten. Bei der ersten ähnlichen Veranlassung wurde ihm mit dürren Worten die Entfernung von seiner Stelle angedroht.

Der Kurator der Universität, Graf Solms, Arndts Freund und Gönner, wartete mehrere Wochen, ehe er ihm den Verweis zugehen ließ; er that es in schonender Form mit großem Bedauern, daß er den unangenehmen Auftrag vollziehen mußte.[1]) Arndt antwortete dem Grafen offen und dankbar und schrieb mehrere Tage darauf mit männlichem Stolz und Ernst an den Staatskanzler. Er gab zu, daß sein Buch „in einzelnen Worten und Ausdrücken Unzeitiges und Ungemessenes" enthielte; aber der Grundsätze desselben, die ihm „fünfzehn Jahre probehaltig gewesen wären und ihn selbst ein wenig vorgestählt hätten", dürfte er sich nicht schämen. Offen nannte er in dem Briefe jenen Geheimrat von Kamptz als seinen persönlichen Feind und den mutmaßlichen Urheber jenes Kabinettsbefehles, der auch ohne jenes angefochtene Buch versuchen würde, ihm zu schaden: „Ich weiß, in welcher Esse die Pfeile geschmiedet sind, die alles frische Hochwildpret in den deutschen Gauen fällen möchten." In ähnlicher Weise schrieb er an Altenstein.

Auf die beiden Briefe erhielt Arndt keine Antwort, erwartete auch eine solche wohl nicht. Aber auch fernerhin verletzte ihn mehrfach das unbegreifliche Mißtrauen der Behörden. Bei der Ankündigung für den Sommer 1819 beanstandete das Kuratorium seine Anzeige jener öffentlichen Vorlesung „Über Leben und Studium"; in einer besonderen Eingabe mußte er auseinandersetzen, daß der Titel ganz harmlos gemeint wäre.[2])

Bekannt ist, welche furchtbare politische Erregung die Er-

[1]) Vgl. Treitschke, T. II, S. 493—495. Das Kabinetsschreiben und die übrigen seine Untersuchung betreffenden Briefe hat Arndt fast alle im ersten Teil des „Notgedrungenen Berichtes" veröffentlicht.

[2]) Vgl. Treitschke, T. III, S. 437.

mordung des Lustspieldichters Kotzebue am 22. März 1819 hervorrief. Mit einem Schlage schien die Befürchtung sich zu bestätigen, daß eine gefährliche demagogische Verschwörung über alle deutschen Universitäten verbreitet wäre und auf den Umsturz aller Throne, wie auf die Gründung einer großen deutschen Republik hinarbeitete. Jetzt brach der Sturm los gegen die Universitäten, Studenten und Professoren. Im Sommer 1819 wurde Arndt plötzlich verhaftet. Eine Polizeikommission drang in seine Wohnung gewaltsam ein, um seine Papiere, Briefschaften und Manuskripte in Beschlag zu nehmen. Die Beamten überschritten ihre Vollmacht in lächerlicher Weise; eine Pistolenkugel, welche Arndt in ein blutiges Hemde eingewickelt seit jenem Zweikampfe in Stralsund als ein Memento mori im Schreibtisch verschlossen hielt, konnte er nur mit Mühe den Händen der Häscher wieder entreißen. Zahlreiche entsprechende Polizeikommissionen, deren Thätigkeit jener Kamptz von Berlin aus leitete, gingen mit unerhörter Willkür vor; Arndt, dessen Schicksal die beiden Brüder Welcker in Bonn teilten, wurde noch an demselben Tage aus der Haft entlassen, erhielt aber seine Papiere und Briefe nicht zurück; unter vielen andern einflußreichen und angesehenen Männern mußte auch sein Freund Reimer in Berlin in jenen Tagen sich eine Haussuchung gefallen lassen.

Bald wußte die Preußische Staatszeitung bereits, daß das Dasein geheimer demagogischer Verbindungen und Umtriebe mit revolutionärer, hochverräterischer Tendenz aktenmäßig erwiesen wäre, und spielte in weiteren Mitteilungen nicht undeutlich auf jene drei Bonner Professoren an. Arndt beschwerte sich über das willkürliche Verfahren jener Kommission beim Staatskanzler; er erhielt die beruhigende Antwort, daß jene Beschlagnahme nur „zur näheren Ermittelung der in Deutschland vorhandenen demagogischen Umtriebe", nicht wegen eines gegen die drei Betroffenen vorhandenen besonderen Verdachtes verfügt sei. Aber es nutzte nichts, daß die drei Professoren diese Antwort des Staatskanzlers veröffentlichten. Vielmehr brachte die Staatszeitung im Februar und März 1820 unter dem erlogenen Titel

„Aktenmäßige Nachrichten" fortlaufend Sätze aus Arndts beschlagenen Briefen und Aufzeichnungen, die, aus dem Zusammenhang herausgerissen, mißdeutet wurden. In unerhörter Weise wurde sein Name geschändet. So war einmal in den jene Stellen begleitenden Bemerkungen die Rede von einer „Bande Jugendverführer, giftiger Revolutionäre, Hochverräter", zu welcher Arndt gehören sollte. In unbegreiflicher Verblendung wurden einige Randbemerkungen des Königs zu einem Aktenstück vom Jahre 1812, die sich Arndt damals abgeschrieben hatte, ihm als eigene Urteile in einer ganz andern Sache ausgelegt und als offenbare Beweise hochverräterischer Absichten von jener Zeitung abgedruckt.

Eine ausführliche Beschwerdeschrift, welche Arndt am 9. März 1820 an den Staatskanzler absendete, blieb erfolglos. Vergebens erbat er eine rasche gerichtliche Entscheidung, in der er den Beweis seiner Unschuld zu erbringen hoffte; vergebens erbat er sich jene Briefe, um zu seiner Rechtfertigung die mißdeuteten Stellen derselben im Zusammenhang zu veröffentlichen. — Hardenberg mochte den besten Willen haben, ihm zu helfen; aber er war nicht mehr Herr der Situation; sein Einfluß war im Abnehmen. Die „Bundes-Central-Untersuchungskommission" in Mainz, deren eigentliche Seele Kamptz war, leitete jetzt als oberster außerordentlicher Gerichtshof die Spürjagd und das Inquisitionsverfahren gegen die angeblichen Demagogen. Nach einigen Monaten unaufhörlicher Verdächtigung und Anfeindung wurde Arndt am 10. November 1820 förmlich aus seinem Amte suspendiert, und mußte auf Allerhöchsten Befehl seine kaum begonnenen Vorlesungen abbrechen.

Zum Teil konnte das Glück des häuslichen Lebens ihn entschädigen für den Verdruß und die Sorgen, welche seine Feinde und bald auch seine Richter ihm bereiteten. Vor einem Jahre hatte er das Gartenhaus vor dem Koblenzer Thore bezogen; sein Karl Moritz, damals neunzehnjähriger Bonner Student, und ein anderthalbjähriges Söhnchen, Karl Sigerich, waren seine Freude; die treue Gattin und viele treffliche Freunde erleichterten ihm durch innige Teilnahme sein oft schwer

gedrücktes Herz. Denn düster genug sah er in die Zukunft; in seinen Briefen an Reimer grüßte er längst schon die Berliner Freunde nur summarisch, ohne Namen zu nennen; denn in einer Zeit, wo das Erbrechen von Briefen, aus denen man Geheimnissen und politischen Verbindungen auf die Spur kommen wollte, zur Tagesordnung gehörte, wollte er niemand dem Verdachte geheimer Verbindung mit ihm, dem Angeschuldigten, aussetzen.

Arndt war in einen Zustand völliger Rechtlosigkeit gesetzt worden. Seine schriftliche Rechtfertigung war von der Staatszeitung nicht aufgenommen worden. Seine Beschwerde über die empörende Willkür, mit welcher er behandelt worden war, die Bemühungen des akademischen Senates für ihn und die beiden Brüder Welcker waren erfolglos geblieben. Wahrscheinlich hatte er es nur den Bemühungen seiner einflußreichen Freunde, Steins, Gneisenaus und anderer, zu verdanken, daß er nicht hinter Schloß und Riegel gesetzt wurde. Dabei kannte er bis jetzt seine Ankläger nur vermutungsweise, die eigentliche Anklage überhaupt nicht.

Mehrere Monate lebte Arndt so in erzwungener Unthätigkeit, bis am 2. Februar 1821 eine neue Überraschung ihn auf noch ärgere Demütigungen vorbereitete. Der Hofgerichtsrat Pape aus Wetzlar forderte Arndt in einem Briefe, der nicht einmal eine amtliche Beglaubigung enthielt, auf, sich am 6. Februar vor ihm als seinem außerordentlichen Untersuchungsrichter zum Verhör einzufinden. Arndt stellte sich trotz dieser Verhöhnung aller Rechtsformen dem eigens seinetwegen nach Bonn gesendeten Richter vor; er erklärte aber sogleich zu Protokoll, er würde um der Aufklärung willen und zur Beseitigung der Mißverständnisse alle ihm vorgelegten Fragen beantworten, aber er könnte bei dem Mangel an der Einhaltung der gesetzlichen Formen dieser nicht von dem ständigen Gericht geführten Untersuchung und einer auf diesem Wege erlangten Entscheidung keine rechtlich bindende Kraft zuerkennen. Pape wies ihm endlich seine schon am 27. Oktober 1820 erteilte Instruktion vor; er weigerte sich aber, die Anklagepunkte zu nennen; und aus den

ersten, sehr ungeschickten Fragen des Richters mußte Arndt schließen, daß die Anklagepunkte noch gar nicht bei den Akten lägen, sondern aus seinen Briefen und Schriften erst gesucht werden sollten. Er vernahm, die Untersuchung sollte nach dem sogenannten „Gemeinen deutschen Recht" geführt werden, d. h. nach einer ganz veralteten Mischung römischer, kanonischer, deutscher Gesetze, die jeder Willkür Thor und Thür öffnete. Die Zulassung zur Durchsicht und Unterschrift der Protokolle, sonst für die Giltigkeit des Rechtsverfahrens unerläßlich, schlug ihm Pape einfach ab; und schon am zweiten Tage des langen Verhörs fand sich ein von Arndt gar nicht gegebenes Versprechen des „unverbrüchlichen Schweigens über den Gang der Untersuchung" in dem Protokoll!

So war Arndt ohne Kenntnis der Ankläger und der Anklage, ohne gesetzliche Verteidigung oder gesetzlichen Schutz einfach der Willkür preisgegeben. Dieselbe beschränkte sich aber nicht auf die Form der Untersuchung. Anderthalb Jahre lang wurde er fast in täglichen Verhören von Pape und seinem Assistenten, dem Referendar Dambach, gequält. Es war ein sinnloses Inquirieren auf Meinungen, Gesinnungen und Ansichten, die man erst aus Arndts Briefen und Büchern zusammenklauben wollte! Schon die ersten Verhöre zeigten einen Bildungsunterschied zwischen Arndt und seinen Richtern, der ein gegenseitiges Verständnis sehr erschwerte. Zu der freien Höhe der Bildung, auf welcher Arndt sich bewegte, vermochten jene subalternen Papier- und Aktenmenschen kaum aufzublicken. Vier Gegenstände waren es schließlich, auf welche die Verhöre sich erstreckten: Arndts Vorlesungen über politische Gegenstände, seine Teilnahme an politischen Verbindungen, sein Einwirken auf jüngere Personen, seine politischen Druckschriften. Welche aberwitzigen Fragen kamen in den Verhören vor! „Wie haben Sie diese Worte gemeint?" „Hätten Sie nicht auf jene briefliche Frage lieber eine andere Antwort erteilen sollen?" Solche Worte mußte Arndt fast täglich hören. Der Satz „Dies ist über meiner Sphäre" war den Richtern ganz unverständlich und deshalb verdächtig. Es kostete Arndt die größte Mühe, zu beweisen,

daß der Anfang seines Liedes auf Scharnhorsts Tod, die Worte „Wann sich Männer nächtlich still verbinden“ nicht den Plan einer geheimen nächtlichen Verschwörung enthielt. Das Kirchenlied „O Durchbrecher aller Bande“, welches ein junger Freund, der Hauptmann Plehwe in Berlin, für Arndts Sohn abgeschrieben hatte, sollte ein wildes Revolutionslied sein, bis Arndt aus dem Berliner Gesangbuche den Richtern die Bedeutung des Liedes nachzuweisen vermochte.

Schon im Frühling 1821 schrieb Arndt eine kleine Beschwerdeschrift, in welcher er die empörende Willkür seiner bisherigen Behandlung ausführlich darlegte. Geschichtlich wies er nach, daß eine unparteiische Rechtspflege mit Ausschluß aller Kabinettsjustiz und aller Ausnahmegerichte einer der Grundpfeiler jedes Kulturstaates ist; er berief sich auf die Bundesverfassung, welche durch das gegenwärtige Ausnahmeverfahren verletzt wurde, und bat mit Berufung auf die altbewährte preußische Gerechtigkeit und Strenge darum, seine Sache vor den ordentlichen Gerichten zu behandeln. Dieses „Abgenötigte Wort aus seiner Sache zur Beurteilung desselben“[1]) war ein Notschrei an jene Mainzer Kommission und enthielt neben seiner Rechtfertigung vor der Welt eine indirekte, aber scharfe Anklage gegen die Untersuchungsrichter. Kein Wunder daher, daß Pape die kleine Schrift in Bonn konfiszieren ließ, während sie sonst überall in Deutschland gelesen werden durfte! Sie nützte Arndt, wie zu erwarten war, ebenso wenig, wie die Briefe, die er in den Jahren 1821 und 1822 an die Minister Hardenberg und Altenstein, und die Immediateingabe, die er am 29. August 1821 an den König selbst richtete. Hardenberg vertröstete ihn auf das Ende der Untersuchung, nach deren Abschluß er, wenn seine Unschuld an den Tag käme, öffentlich gerechtfertigt werden sollte; aber er verwies ihm am 14. Juli 1822 ernstlich die Art, wie er sich „über die höchsten und achtbarsten Staatsbeamten sowie über verschiedene Dinge“ in der Vorstellung vom 22. Juni geäußert hätte.

[1]) Die sehr selten gewordene kleine Schrift, welcher die Erzählung zum Teil hier folgt, erschien zu Ostern 1821 in Altenburg und Leipzig.

Eine ganze Anzahl ausgezeichneter Rechtsgelehrten erboten sich dem hartgeprüften Manne vergeblich zu Verteidigern, trotz des Verdachtes, dem sie selbst dadurch sich aussetzten. Stein schrieb ihm auf seine Bitte ein förmliches Führungszeugnis, in welchem er betonte, Arndt hätte sich in der Zeit ihrer amtlichen Beziehungen zu einander „als einen gottesfürchtigen, das Vaterland liebenden, seine Befreiung vom fremden Joche eifrig wünschenden und dazu durch Wort und Schrift nach Kräften wirkenden Mann gezeigt; auch dies war vergeblich.[1]) Im Sommer 1822 wurden die Verhöre plötzlich eingestellt; aber es erfolgte kein Urteilsspruch aus Mainz. Die Sache wurde aus einer Kriminaluntersuchung zu einer bloßen Polizei-Untersuchung gestempelt. Für das Bundesgericht in Mainz, welches die Entscheidung fällen mußte, arbeitete Arndt eine sehr umfangreiche Denkschrift aus;[2]) aber ein Urteilsspruch ist niemals erfolgt. Niemals hat Arndt die Genugthuung erlebt, daß ein ordentliches Gericht das Wort „unschuldig" über ihn hat aussprechen dürfen.

Er behielt seinen Wohnsitz in Bonn, behielt sein Gehalt;[3]) aber die Erlaubnis zur Fortsetzung seiner akademischen Lehrthätigkeit blieb ihm, wie es schien, für immer versagt. Er wurde nicht leicht müde, zu bitten und zu drängen. Ohne ersichtlichen Grund wurde ihm die Auslieferung der beschlagenen Briefe an Reimer verweigert. Schon 1822 bedrohte ein Ministerialbescheid ihn sogar mit Entziehung seines Gehaltes; und jahrelang erwartete er seine wirkliche Absetzung. Wie hoch muß man es ihm anrechnen, daß er unter diesen Umständen seiner preußischen Gesinnung und seinem vaterländischen Stolze treu blieb! Nachtragender Groll oder gar Schadenfreude blieben

[1]) Steins Brief und das ausgestellte Zeugnis vgl. im Notgedr. Bericht, T. I, S. 395. 401.

[2]) Die Denkschrift ist abgedruckt im Notgedr. Bericht, T. I, S. 101 bis 393 unter dem Titel: „Zur Erläuterung und Verständigung über die Acta Generalia von E. M. Arndt für seine Richter."

[3]) Wenn er in mehreren Briefen an Reimer klagt, daß er auf die Hälfte seiner Einkünfte herabgesetzt sei, meint er wohl den Ausfall der Kollegiengelder, die einen Teil seiner Einkünfte (wenn auch wohl nicht die Hälfte) ausmachten.

immer seinem Herzen fremd. Sein Amtsgenosse K. Th. Welcker folgte bald einem ehrenvollen Rufe nach Freiburg; Arndt wollte lieber unter den bescheidensten Verhältnissen in Preußen verbleiben, als in einem der deutschen Kleinstaaten sich eine Stätte geistiger Wirksamkeit suchen. Zeitweilig dachte er wohl daran, mit seiner Familie aus Deutschland auszuwandern; aber nur im äußersten Falle, der Gewalt weichend, wollte er, etwa in England oder Schweden, eine neue Heimat finden.

Auf eine neue Vorstellung im Herbst 1826 wurde ihm in einem abschlägigen Bescheid des Ministeriums „Entfernung von Bonn und willkürliche Verwendung den Verhältnissen gemäß" in Aussicht gestellt. Bis 1827 las man in den Bonner Vorlesungsverzeichnissen die Angabe: E. M. Arndtius lectiones suas justo tempore continuabit; aber in diesem Jahre wurde seine Stelle an der Universität neu besetzt, und damit verschwand sein Name aus den Verzeichnissen. Stein verwendete sich für ihn beim König durch einen Brief an dessen Vertrauten, den General von Witzleben. Arndt selbst, der damals Steins Gast in Nassau war, richtete am 21. Mai 1827 noch ein Gesuch an den König. Seine Wiedereinsetzung hatte er wohl aufgegeben; aber er bat um Zuweisung irgend einer andern litterarischen Beschäftigung, die ihm in Bonn zu bleiben gestattete. Er blieb ohne Bescheid darauf. Erst als er im Herbst 1828 selbst in Berlin war und nach persönlicher Vorstellung bei Altenstein seine Eingabe an den König wiederholte, bekam er eine freundliche, aber ablehnende Antwort: „Sein Gehalt sollte ihm bleiben, und es würde der Zeit überlassen werden, welcher Gebrauch von seinen Kenntnissen und Talenten für litterarische Zwecke zu machen sein würde."[1]) Besseres hatte er selbst nicht erwartet; vier Jahre später, 1832, bat er noch einmal vergebens um seine weggenommenen Papiere; da hatte er sich in sein Schicksal gefunden und gab alle weiteren Bemühungen auf.

Wohlthuend berührte ihn während dieser schweren Zeit die

---

[1]) Vgl. Arndts Brief an Reimer vom 4. Januar 1829 mit einigen Beilagen abgedruckt in der Münch. Allg. Zt. v. 24. Dezember 1891.

Teilnahme der Freunde. Stein besuchte er fast in jedem Sommer zu Fuße; die berühmtesten Bonner Professoren, Lücke, Brandis, Niebuhr, von Bethmann-Hollweg, bewahrten ihm im Unglück die treueste Freundschaft; Frau von Schenkendorf, Scharnhorsts Tochter Julie Gräfin Dohna waren häufig Gäste des Arndtschen Hauses. Daneben hielt er die alten freundlichen Beziehungen zu seiner Heimat aufrecht. Er selbst bekam zwar Pommern und Rügen nie wieder zu sehen, obwohl er bis zum höchsten Alter den Wunsch hatte und noch zweimal, 1828 und 1849, in Berlin war; aber seine Söhne mußten alle, sowie sie erwachsen waren, als Studenten die weite Wanderung vom Rhein zum Ostseestrande machen und die Verwandten besuchen. Karl Moritz, der sich dem höheren Forstfach gewidmet hatte, wurde 1829 Oberförster in Ostpreußen; sechs kleine Kinder, fünf Söhne und eine Tochter, waren der Eltern Freude, als der Vater, bald sechzigjährig, seinen Scheitel bereits ergrauen fühlte. Arndt bewahrte sich das kindliche Gottvertrauen auch in der Zeit der Not; im Jahre 1824 schrieb er an Frau von Kathen: „Es hat Not und Leid auch seinen großen Lohn mit sich; man muß tiefer in den Kern der Erkenntnis bohren und lernt fühlen und erkennen, wo die faulen Flecke an einem selbst sind.“ Nach der Geburt seines jüngsten Sohnes 1825 gestand er, daß mit der Freude darüber auch die Sorgen wüchsen; er möchte um seiner Kinder willen noch ein Vierteljahrhundert leben und empfindet schwer die auf ihm lastende Verantwortung, für die er sich täglich von Gott Kraft erbittet.

Es war natürlich, daß er in dieser Zeit der unfreiwilligen Muße bei weitem nicht soviel wie früher schrieb. Die Wirksamkeit durch politische Flugschriften war ihm so gut wie verschlossen, und zur wissenschaftlichen Arbeit fehlte ihm der Sporn der Lehrthätigkeit. Wir wissen, welches Gewicht er auf das lebendige Wort gegenüber der toten Schreibfeder immer gelegt hatte. Seitdem er 1819 die kleine Schrift „Vom Wort und Kirchenlied“ herausgegeben hatte, erschien mit Ausnahme jenes „Abgenötigten Wortes“ sieben Jahre lang kaum ein Satz aus seiner Feder im Druck.

Es wurde erwähnt, daß Arndt in ferner Zukunft die Gründung einer allgemeinen deutschen christlichen Kirche hoffte, in welcher die streitenden Konfessionen vereinigt sein würden. In einem alten Bonner Gesangbuche vom Jahre 1584, aus der Zeit des zweiten Kölnischen Reformationsversuches unter Gerhard Truchseß, fand er Lieder von altertümlicher Form und Ausdrucksweise, Zeugnisse eines echt evangelischen, kindlich gläubigen Sinnes. Sie regten ihn an zu der erwähnten Schrift. Im Gegensatz zu der vielen mystischen Schwärmerei in der evangelischen, dem Bilder- und Scheinwesen in der katholischen Kirche wies er hin auf die gewaltige Kraft des Wortes, des Gotteswortes in der heiligen Schrift, des Menschenwortes in der Predigt und dem geistlichen Liede. Er wollte zur Herstellung eines „christlich-teutschen Gesangbuches für die Christen aller Bekenntnisse" die Anregung geben. Eine Sammlung dessen, was „in allen Bekenntnissen zu allen Zeiten Gottseliges und Christliches gesungen worden ist", hielt er nicht für schwer. Denn was in der Zeit von 1520—1750 gedichtet und am meisten verbreitet und gesungen worden wäre, meinte er, hätte das schwere und meist sichere Gericht der Zeit überstanden. Dies empfahl er zu sammeln und hoffte so durch ein gutes Gesangbuch die rationalistisch verwässerten Texte der evangelischen und die unbiblischen und unpoetischen der katholischen Gesangbücher zu verdrängen. Als Anhang der kurzen Schrift gab er seine eigenen geistlichen Lieder[1]) und jene aus dem alten Bonner Gesangbuche mit heraus.

Arndt bekleidete, fast solange er in Bonn lebte, ein kirchliches Ehrenamt in der dortigen evangelischen Gemeinde. Der von ihm angeregte Gedanke war an sich glücklich; aber die Zeit war seiner Ausführung so ungünstig wie möglich; daher blieb der Vorschlag fast unbeachtet.

Jene Zeit der Untersuchung beraubte Arndt der geistigen Freiheit, welche die Bedingung alles wissenschaftlichen Arbeitens

[1]) Es sind 33 geistliche Lieder, von denen die Mehrzahl in die Gesamtausgabe der Gedichte Arndts später aufgenommen und S. 438 bis 484 abgedruckt sind.

ist. Erst im Jahre 1823 schrieb er, nach einem Briefe an Reimer, einige Scandinavica und Britannica nieder. Drei Jahre später erschien die Frucht dieser nordgermanischen Altertumsstudien in dem Werke „Nebenstunden." Es war den Freunden Stein und Gesler gewidmet und kündigte sich an als den ersten Teil einer Sammlung von Abhandlungen über Geschichte und Sage, Sprachen, Sitten und Gebräuche der nordeuropäischen Völker. Das Buch behandelte die Orkney- und Shetlands-Inseln. Nicht in dem anspruchsvollen Tone des gelehrten Forschers, sondern als liebenswürdiger Erzähler macht uns Arndt mit der Geschichte der beiden Inselgruppen bekannt. Die Haraldssaga und Olaf Trygväsons-Saga ist ihm ebenso geläufig, wie Diodors und Tacitus' Angaben über jene Gegenden und die neuen Werke von Barry und Hibbert es waren. Die Viehzucht auf den Orkney-Inseln und den Kabeljaufang der Shetländer beschreibt er ebenso genau wie die seltsamen altertümlichen Rechtsbräuche und den alten Hexen- und Gespensterglauben jener Inselbewohner. In einer Menge gelehrter Anmerkungen bespricht er wissenschaftliche Streitfragen und giebt etymologische Deutungen, mit denen er sich überhaupt gern beschäftigte.[1])

Zu einer Fortsetzung des Werkes ist er niemals gekommen;[2]) denn etwa seit 1827 nahm er an dem großen Gang der Weltgeschichte wieder regeren Anteil. Das geschichtliche Urteil jener Zeit war unklar und verworren genug. Bekannt ist die Sympathie, deren sich die katholische Kirche erfreute, soweit der Einfluß der romantischen Schule im evangelischen Deutschland reichte. Arndt selbst nannte sich in seinen „Nebenstunden" einen Laudator temporis prisci. Daß er sich gern mit dem deutschen Mittelalter beschäftigte, wurde öfter erwähnt; aber

[1]) So erklärt er z. B. die Bezeichnungen Weichbild und Rolandssäule. — Bemerkenswert ist, daß Arndt schon die „ultima Thule" in das Reich der Fabel verweist, da die Angaben der alten Autoren weder auf Island noch auf die Shetlandsinseln u. s. w. zu passen scheinen.

[2]) Abgesehen von einigen kleinen Aufsätzen, die er später noch veröffentlichte, z. B. 1857: „Vom nordischen Hausbau und Hausgeist."

seine gediegene wissenschaftliche Bildung und seine Wahrheitsliebe hielten ihn zurück von der Schwärmerei und Geschichtsfälschung der Romantiker. Niemals konnte er zu den Hauptvertretern dieser Schule, den Brüdern Schlegel, in ein erträgliches Verhältnis kommen. Mehrere Stellen früherer Schriften Arndts, seiner „Fantasien zur Berichtigung der Urteile über künftige teutsche Verfassungen", der Abhandlung „Zum neuen Jahre" u. s. w. waren von eifrigen Lobrednern der römischen Kirche leidenschaftlich angegriffen worden; zuletzt von Friedrich Schlegel in seiner „Geschichte der alten und neuen Litteratur." Dieses Buch, eine Sammlung von Vorlesungen, die der Verfasser in Wien vor einem Kreise gebildeter Zuhörer gehalten hatte, wurde auch von Protestanten viel bewundert. Es war eine in ihrer Art vorzügliche und darum gefährliche Parteischrift; gefährlich, weil sie nicht sowohl Unwahres behauptete, als Wahres verschwieg. Eine Verherrlichung der geistlichen und weltlichen Hierarchie des Mittelalters und der Neuzeit war der Zweck des Buches; aber die Geschichte des Papsttums im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert würdigt Schlegel nur weniger Worte; und die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte behandelt er, wie nicht anders zu erwarten, tendenziös und ungerecht. Nur der Orden der Jesuiten findet Gnade vor seinen Augen als ein Fels des Heiles, an dem sich die Wogen der Zerstörung einer gottentfremdeten Philosophie und eines wilden Revolutionsgeistes brechen. Der Verfasser griff Arndt persönlich an in seinem Buche; er bestritt Arndts frühere Behauptung, daß der Protestantismus wegen seiner inneren Verwandtschaft mit der geistigen Eigenart des Germanenstammes von der Geschichte zum Erbteil der germanischen Völker bestimmt sei.

In einer besonderen Schrift wendete sich Arndt gegen Schlegels tendenziöse Geschichtsfälschung. Den Inhalt deutete der Titel derselben an: „Einige Anmerkungen zur Länderkunde des Protestantismus und zu F. v. Schlegels Geschichte der alten und neuen Litteratur." Arndt übt eine schonungslose Kritik an Schlegels Buch. Den bedeutenden Erfolg desselben erklärt er aus einer den Leser

täuschenden, scheinbaren Objektivität, aber vor allem daraus, daß es gleisnerisch vielen Götzen des Tages schmeichele und auch manchem Protestanten wohl die Augen zu blenden vermöge. Scharf klagt er den Verfasser an, weniger um der Sache willen, für die, als um der Mittel willen, mit denen er kämpfe; denn seinen Zweck, die Verherrlichung der mittelalterlichen Theokratie und Hierarchie, erreiche er nicht mit ehrlichen Mitteln geschichtlicher Forschung, sondern durch eine sophistische Taschenspielerei. — Vor allem ist aber Arndts Schrift eine Ehrenrettung des protestantischen Glaubens und Lebens. Aus der Geschichte beweist er, daß die Reformation die Völker zur Ordnung, Zucht und Sitte geführt hat. Als ganz ungeschichtlich weist er Schlegels Meinung zurück, daß die Reformation die Wurzel der sogenannten französischen Aufklärung sei und den Geist der frivolen Gottesleugnung, des frechen Spottes, der Auflehnung gegen jede natürliche Autorität aus ihrem Schoße geboren habe. Vielmehr legt er die wahren Ursachen der französischen Revolution klar und ausführlich dar.[1])

Arndt wußte, wieviel von einer richtigen Auffassung der neuesten Geschichte für Deutschlands Zukunft abhing. In dem liberalen Weltbürgertum, das auf französischem Boden erwachsen war, und in dem romantischen Ultramontanismus, der den theokratisch gefärbten Feudalstaat zum Staatsideal erhob, sah er gleich große Gefahren für das Vaterland. Daraus erklärt sich die Schärfe und Gereiztheit seiner Angriffe gegen Schlegel. Niemals haben ihm die beiden Brüder verziehen. —

Alle Gebildeten Europas beschäftigte damals der heldenmütige Kampf der Griechen gegen die Türken um ihre Freiheit. Lange Zeit war das Schicksal der tapfern Kämpfer die Kardinalfrage der europäischen Politik und Diplomatie. Die späte und ungenügende Lösung dieser Frage war zum Teil eine Folge

[1]) Arndt selbst scheint auf diese Schrift besonderen Wert gelegt zu haben; er hat sie bald darauf in dem Buche „Christliches und Türkisches" noch einmal zum Abdruck gebracht und später im dritten Bande der oft erwähnten „Schriften an und für seine lieben Deutschen" nochmals herausgegeben.

des Mangels jener Zeit an geschichtlichem Urteil, den Arndt so oft und so tief beklagte. Wir begreifen heute kaum die Verblendung der meisten europäischen Regierungen und aller, die unter dem Einflusse Metternichs und seines Organes, des „Österreichischen Beobachters", standen. Die Griechen, welche ein Vaterland erst wieder sich erobern wollten, welche ihren Glauben und ihre Freiheit, ihre Weiber und Kinder heldenmütig gegen die türkische Knechtschaft, Barbarei, Rachsucht, Grausamkeit und Wollust verteidigten, waren in den Augen jener sogenannten Legitimisten Empörer gegen die von Gott ihnen gesetzte Obrigkeit und verdienten die Strafe der Aufrührer! Die Männer, welche in ihrer Politik mit Bewußtsein einen theokratischen Standpunkt vertraten, stellten sich auf die Seite des Islam gegen das Christentum. Fünf Jahre lang konnte Europa die unglücklichen Griechen auf Rettung warten lassen, ehe die Seemächte für die schon Verzweifelnden bei der Hohen Pforte sich verwendeten.

Welche Stellung Arndt zu der großen Frage der Zeit einnahm, brauchen wir nicht zu fragen. Er schrieb schon am 22. Januar 1822 an Reimer: „Fröhliches Neujahr und Gesundheit und Heiterkeit Dir und den Deinigen, und den Türken und Konsorten Verderben in diesem Jahre und den Christen und Griechen Heil und Vaterland!"[1]) Nach der Niederlage der Türken bei Navarino begrüßte er freudig den Umschwung der öffentlichen Meinung, welche sich von den Türken endlich ganz abgewendet hatte, und legte über die Lösung der orientalischen Frage in einer besonderen Abhandlung seine Meinung dar unter dem Titel: „Die griechische oder türkische Sache." Er dachte an die Möglichkeit einer Zerstörung des ganzen Türkenreiches oder doch einer Beschränkung desselben auf die Euphratgegenden. In Gedanken zeichnete er sich schon sein Zukunftsbild einer Staatenkarte der Mittelmeerländer; er dachte sich das alte oströmische Reich in der Ausdehnung vom Balkan bis zum Jonischen Meere wiederhergestellt und wies den Russen in

[1]) Vgl. die Beilage der Münch. Allg. Zt. vom 16. Dezember 1891.

Armenien und Kleinasien, den Engländern und Franzosen im Osten und Süden des Mittelmeeres hohe Kulturaufgaben für die nächsten Jahrzehnte zu; alles nach Maßgabe der gegenwärtigen politischen Lage Europas, wie der geschichtlichen Gerechtigkeit; denn so, meinte er, würde Europa eine uralte Schuld an den Orient, die gemeinsame Quelle aller menschlichen Gesittung, Kultur und Religion, abtragen können. Es war ein schöner Gedanke; aber um seine Verwirklichung im Ernste zu erwarten, dazu kannte Arndt zu gut die kleinliche Eifersucht der europäischen Mächte; zu gut wußte er, daß in England, Frankreich und Rußland damals die inneren Verhältnisse nicht gestatteten, an so weitgehende außereuropäische Unternehmungen zu denken.

Er vereinigte jene gegen Schlegel gerichtete Abhandlung mit dieser über die orientalische Frage und einigen Abschnitten früherer Schriften, die besonders hart von den Ultramontanen angegriffen worden waren, zu einem Buche, das unter dem Titel „Christliches und Türkisches“ 1828 erschien.

Von jetzt an nahm er wieder an allen Fragen der inneren und äußeren Politik den lebhaftesten Anteil. — Die Pariser Julirevolution 1830 rief eine fieberhafte Erregung in ganz Europa hervor; die meisten Staaten zitterten lange von ihren Wellenschlägen nach. Wenige Wochen nach der Abdankung der französischen Bourbonen brachen der belgische und der polnische Aufstand aus. Die Belgier erreichten, was sie erstrebten, ihre Selbständigkeit; die Polen verloren auch den bis dahin noch bewahrten Namen und Schein derselben. Im Westen zeigten sich jetzt die bösen Folgen des Pariser Friedens und des Wiener Kongresses. Das Bewußtsein der alten Zugehörigkeit zum deutschen Reiche war in Brabant und Flandern fast verloren gegangen. Ungehindert fischten die Franzosen im Trüben und strebten nach dem maßgebenden Einfluß in dem an der Schelde entstehenden neuen Staate; und endlich löste eine internationale Konferenz zu London diese Frage, ohne daß die Rechte und Ansprüche Deutschlands an seine alten Grenzlande energisch von der Bundesversammlung in Frankfurt geltend gemacht wurden.

Ein neuer Staat wurde aus altem Reichsgut gebildet, der zu schwach war für eine selbständige europäische Politik und seiner Lage nach voraussichtlich einen Zuwachs Frankreichs an Macht und Einfluß bedeutete. Da erhob Arndt seine warnende Stimme in einer Abhandlung: „Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande.“[1]) Das Motto „Lieber den Wolf, der reißt, als den Fuchs, der gleißt!“ wollte die Deutschen wieder einmal vor ihrem schlimmsten und gefährlichsten Feinde warnen; bedeutete doch die Einmischung der Franzosen in die belgischen Händel nichts anderes als ein behutsames Tasten nach den Hindernissen, die sie bei ihrem Streben nach den „natürlichen Grenzen“ etwa finden könnten. — Wir wissen, welchen Strom ihre Enkel noch jetzt als ihre natürliche Ostgrenze ansehen. Arndt erkannte, welche Gefahr die preußischen Rheinlande bedrohte; wenn es den Franzosen gelänge, in Antwerpen und Lüttich zu herrschen, würden sie unter gleißenden Vorwänden, in denen sie stets erfinderisch gewesen, auch nach Mainz, Trier und Köln ihre Hände ausstrecken. Aber freilich waren jene alten burgundischen Provinzen an der Schelde nicht ohne die schwere Verschuldung der Deutschen selbst verwälscht und dem Vaterlande entfremdet. Wie war das Land unter der österreichischen Herrschaft vernachlässigt worden, wie leichtsinnig hatten die Deutschen es 1814 und 1815 preisgegeben! — Nach einer kurzen Übersicht über die gegenwärtige innere Lage Frankreichs schließt der Verfasser mit einer Ermahnung an die Deutschen zur Einigkeit, zur Treue gegen ihre Fürsten, zur Wachsamkeit gegen die wälsche List. Denn die westlichen Nachbarn machen sich schon im stillen Rechnung auf Uneinigkeit, Verrat und Unbotmäßigkeit bei den Deutschen, um trotz aller feierlichen Zusagen der „Nicht-Intervention“ auch diesseit des Rheines an Einfluß wieder zu gewinnen. „Gott verläßt uns nicht, wenn wir uns selbst nicht verlassen“, dieser Schlußsatz der kleinen Schrift kennzeichnet, wie kaum ein anderes Wort, Arndts Gottvertrauen und Vaterlandsliebe. Tief verwundete es sein deut-

[1]) Abgedruckt im III. Teile der „Schr. a. u. f. s. l. D.“

sches Herz, daß die belgische Frage in einer dem Vaterlande so wenig günstigen Weise gelöst worden war.

Arndt hatte sich in sein Schicksal jetzt gefunden. Seitdem in Bonn seine Stelle besetzt worden war und er in Berlin den abschlägigen Bescheid erhalten hatte, gab er es auf, jemals wieder einen akademischen Lehrstuhl zu besteigen; er lebte ganz seinen wissenschaftlichen Privatstudien, seiner Familie und seinen Freunden. Seine neue Heimat, das Rheinland, gewann er mit jedem Jahre mehr lieb. Durch Wanderungen nach allen Richtungen hin, welche noch dem Greise ein Bedürfnis, eine Quelle der Freude und ein Mittel der Belehrung waren, lernte er sie mit jedem Jahre gründlicher kennen. Im Frühling 1831 wanderte er noch sieben Meilen an einem Tage. Im Andenken an die vielen schönen Stunden, die er auf diesen Wanderungen verlebt hatte, verfaßte er 1830 seine „Wanderungen in und um Godesberg"; er führt darin den Leser durch die schönsten und erinnerungsreichsten Gegenden der Rheinlande; erzählt ihm in seiner liebenswürdigen, anspruchslosen Art aus der früheren Geschichte jener Gegenden und versucht in ihm dasselbe geschichtliche und landschaftliche Interesse wachzurufen, mit welchem er selbst sie betrachtete.[1])

Ein schmerzlicher Verlust für Arndt war im Sommer 1831 der Tod des Freiherrn vom Stein. Reimer und andere Freunde legten es ihm nahe, des großen Mannes Leben zu schreiben. Arndt widmete ihm zunächst nur einen kurzen biographischen Nachruf in der Augsburger Allgem. Zeitung.[2]) Den ihm von

[1]) Das Buch wurde 1830 geschrieben, aber erst 1844 herausgegeben. Die Ursache und Veranlassung seiner Entstehung waren zufällig (vgl. die Vorrede). Es fand den verdienten Beifall. In einer Zeitschrift wurde es gelobt als die „erste Schrift, die Sage und Geschichte, Naturreiz und Menschencharakter unbefangen und heiter würdigt"; — „gar manche klare Beobachtung, eine freie vaterländische und erfahrungsreiche Stimmung werde der Leser darin finden." — Mehrere Jahre später erschien eine zweite etwas erweiterte Ausgabe unter dem Titel: „Rhein- und Ahrwanderungen."

[2]) Der Nachruf ist Arndts „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" als Anhang beigefügt.

andern nahe gelegten Plan hatte er selbst schon gefaßt; aber er wollte ihn nicht *jetzt* ausführen; aus guten Gründen; denn er wußte, daß er manches unter den gegenwärtigen Verhältnissen Unliebsame würde schreiben müssen, was dem Namen seines verewigten Freundes leicht Verunglimpfungen und ihm selbst neue politische Feindschaften zuziehen konnte. Er hat leider niemals später die Zeit und Muße gefunden, ein Menschenleben zu schreiben, welches er wie kein anderer kannte und wie kein anderer zu schreiben fähig gewesen wäre.[1]) Dem Oberpräsidenten Westfalens, Freiherrn von Vincke, schlug er vor, sich um die Errichtung eines Denkmals für Stein durch öffentlichen Aufruf, Geldsammlungen u. s. w. zu bemühen. Er dachte nicht an ein Standbild, sondern hielt für die angemessene Form einen in Erz gegossenen Löwen auf einem hohen, felsartigen Sockel, im Schatten hochstämmiger Eichen inmitten des schönen Westfalenlandes aufgestellt.[2])

Von politischen Gegnern hatte er nicht mehr zu leiden; aber ein persönlicher Feind, sein Bonner Amtsgenosse August Wilhelm von Schlegel, grollte über Arndts wiederaufgenommene politische Schriftstellerei. In mehreren boshaften Spottgedichten, die unter der harmlosen Bezeichnung „Litterarische Scherze" in Wendts Musenalmanach für 1831 erschienen, griff er Arndt an. Dieser rächte sich furchtbar; die Art, wie er in einigen kurzen Gedichten Schlegel der Unmännlichkeit, Ziererei, Eitelkeit, ja des geistigen Kastratentums anklagt, zeigt eine hohe Leidenschaftlichkeit und überschreitet leider die Grenzen, innerhalb welcher sich der litterarische Streit zwischen gelehrten Männern stets bewegen sollte.[3])

---

[1]) Vgl. Arndts Briefe an Karl Reimer (den Sohn seines Freundes) vom 12. Januar und 3. Mai 1832 in der Beilage zur Münch. Allg. Ztg. vom 29. Dezember 1891.

[2]) Vgl. Arndts Brief an Vincke, veröffentlicht in seiner bald zu erwähnenden Schrift: „Mehrere Überschriften u. s. w." Leipzig 1831.

[3]) Unter den „Litterarischen Scherzen" ist das kleine Gedicht „Die veränderten Zeiten" *sicher*, wahrscheinlich auch „Der vorwaltende Gedanke" und „Die Toilette des politischen Schriftstellers" gegen Arndt ge-

Noch war der Waffenlärm der französischen Kriegspartei im Westen nicht verstummt, welche Belgien und womöglich die preußischen Rheinlande hatte annektieren wollen; da wurde der polnische Aufstand durch blutige Siege der Russen niedergeworfen. Preußen hatte kein Interesse daran, in den Krieg thätig einzugreifen; aber Tausende polnischer Flüchtlinge fanden auf preußischem Boden Obdach und Verpflegung; sie haben die Gastfreundschaft schlecht vergolten. — Zeitungsschreiber und Pamphletisten in Westeuropa versuchten, wie früher schon oft, die ehrlichen Deutschen zu bethören. Man pries in England und Frankreich den Mut und die Vaterlandsliebe der Polen, aber man wollte nichts für sie thun. England fürchtete das Wachstum der russischen Macht nach dem Westen hin; es wünschte zwischen Deutschland und Rußland ein mächtiges Polen. Leicht hätte England durch seine Kriegsflotte in der Ostsee die Russen beschäftigen und die Polen unterstützen können; aber es wollte seinen Ostseehandel nicht schädigen und mutete den Preußen zu, nicht nur selbst für die Polen das Schwert zu ziehen, sondern ihnen womöglich die eigenen polnischen Landesteile abzutreten; und dies zu einer Zeit, wo Frankreich eine drohende, kriegerische Haltung gegen Deutschland eingenommen hatte! Die Fremden schienen das alte deutsche Reich als eine Art Konkursmasse anzusehen, aus der es jedem freistand, sich nach Belieben zu bereichern.

Bei der großen Teilnahme, welche das Unglück der Polen auch in Deutschland fand, konnten die freundnachbarlichen Zumutungen, welche über die Nordsee und den Rhein herüber sich vernehmen ließen, manchen Deutschen bethören. Wie gern

---

richtet. — Arndts Entgegnungen sind dem in der vorigen Anmerkung erwähnten Buche als Anhang hinzugefügt. Manche Verse Arndts, z. B. dieser: „Manches gab dir Natur, doch hat sie den Mann dir verkümmert" — oder: „Thue deine saubre Dreiheit wohl vernäht in einen Sack! Der europäische Gelehrte, der Poet, der Kavalier — rollt bergab, und immer oben liegt ein Narr, das glaube mir", müssen bei einem Manne wie Arndt unser Befremden erregen. — Ob Schlegel auf diese Angriffe geantwortet hat, ist mir nicht bekannt.

hätten die Franzosen und Engländer Preußen in der Rolle des Vorkämpfers für die polnische Freiheit gesehen! Viele Deutsche faßten diese Zumutung als eine Ehre auf, ohne die darin liegende Gehässigkeit der Fremden zu erkennen.

Arndt schrieb damals, im November 1831, eine kurze Abhandlung „Die Polen ein Spiegel der Warnung für uns", in der er bewies, daß die Deutschen ein geschichtliches Anrecht auf die Weichsellande, das alte Gebiet des Deutschen Ordens, sogut wie auf die links-rheinischen Gegenden haben. Auch bei den Polen hat sich die Weltgeschichte als das Weltgericht erwiesen; denn sie haben durch ihre Uneinigkeit und ihre inneren Kämpfe, ihren Leichtsinn, den Mangel alles geistigen Lebens und aller geistigen Entwickelung ihren Untergang selbst verschuldet. Durch Einmischung der Fremden während der letzten Jahrhunderte ist der Staat schließlich untergegangen; aber die Nachbarmächte sind nur die Totengräber, nicht die Mörder des Staates gewesen; er war längst durch eigene Schuld innerlich erstorben und verfault. — Polens Schicksal möge, so ruft Arndt den Deutschen zu, eine Warnung für euch sein! Die glühende Vaterlandssehnsucht der Polen sollte euch beschämen und zur Nacheiferung anregen. Aber weiset jede Einmischung der Fremden in eure innere Politik stolz zurück! Stehet wie ein Mann für das große Vaterland! — Er veröffentlichte diesen Aufsatz zusammen mit dem erwähnten Aufruf an Vincke, einer kurzen Abhandlung „Über Demokratie und Centralisation" und den erwähnten Gedichten gegen Schlegel unter dem wunderlichen Titel: „Mehrere Überschriften nebst einer Zugabe zum Wendtschen Musenalmanach" im November 1831. In der Abhandlung über Demokratie und Centralisation nahm er Stellung zu dem Streit, der damals zwischen den beiden nach Haller und Lafayette benannten Schulen der Staatsrechtslehrer lebhaft entbrannt war. Gegenüber der abstrakten Doktrin jener beiden Schulen stellte Arndt sich, wie immer, auf den Boden der geschichtlichen Erfahrung: Weder das Princip der Volkssouveränetät noch dasjenige des fürstlichen Absolutismus ist an sich richtig oder falsch; aber auf die Spitze ge-

trieben wird beides eine Narrheit und ein Unrecht; denn „das Recht und die politische Gestaltung können nicht aus ursprünglichen Ideen abgeleitet und gelehrt werden, sondern nur aus vielen und langen Erfahrungen und Geschichten des Menschengeschlechts." Es war die Ansicht des geschichtlich gewordenen Rechtes und Staates, welche Arndt zeitlebens in seinen politischen Schriften vertreten hat.

Mehrere Jahre später erhob Arndt noch einmal die Stimme in der belgischen Sache. Unter dem Schutze des Auslandes behauptete sich das neue Königreich der Koburger im Kampfe gegen die Niederlande; aber der von manchen deutschen Patrioten, auch von Arndt, sehnsüchtig gehoffte Anschluß desselben an den Deutschen Bund blieb ein frommer Wunsch. — Mehrere Jahre dauerte es in Deutschland, bis die von der Pariser Julirevolution ausgegangene hochgradige Erregung sich beruhigt hatte. In Kassel, Braunschweig, Dresden, Hannover fanden tumultuarische Bewegungen statt, die teilweis zur Veränderung der bisherigen Staatsform führten. Auf dem sogenannten Hambacher Fest predigten 1832 jugendliche Redner mit leidenschaftlichen Worten die Umgestaltung Deutschlands zur Republik. Kurz darauf machte eine Schar radikaler Thoren in Frankfurt den Versuch, die Wachen zu überrumpeln und die Bundesversammlung zu sprengen. Das kindische Unternehmen scheiterte kläglich; aber an den deutschen Höfen erregte dieses sogenannte Frankfurter Attentat eine fast ebenso große Bestürzung, wie einst die Ermordung Kotzebues. Eine Ministerkonferenz in Wien sann bald darauf unter Metternichs Vorsitz auf Mittel, durch gemeinsame Maßregeln aller Regierungen die revolutionären Bewegungen in Deutschland zu unterdrücken. Damals ließ Arndt eine längere politische Abhandlung, die letzte für eine Reihe von Jahren, erscheinen. Der Titel lautete: „Belgien und was daran hangt";[1]) aber der Inhalt umfaßte weit mehr, als man hiernach vermuten würde. Noch hegte Arndt auf einen Anschluß des neuen Königreichs an den Deutschen Bund eine

[1]) Abgedruckt im III. Teile der „Schr. an u. f. f. l. D."

schwache Hoffnung. Fast mit blutendem Herzen sah er, daß wesentlich der Neid und die Eifersucht der europäischen Mächte wie der deutschen Staaten auf Preußen der Grund gewesen war, weswegen man das politische Testament des großen Engländers Pitt 1815 nicht ausgeführt hatte. Wie hatte Pitt immer darauf hingearbeitet, Herrschaft und Einfluß der Franzosen von der Maas und Schelde zurückzudrängen! Welchen andern wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung würden Straßburg, Antwerpen, Lüttich, Brüssel genommen haben, wenn Preußen damals in den Besitz Belgiens, Österreich in denjenigen des Elsaß eingetreten wäre! Wie nachteilig hat jüngst die Bundesversammlung auf das deutsche Volk eingewirkt durch ihre unentschlossene Haltung in der belgischen Frage! Ruhig und teilnahmlos sehen die Deutschen zu, wie der Brüsseler Hof von den Franzosen beeinflußt wird; und die feierlich erklärte Neutralität kann nur Unerfahrene täuschen, ist aber im Falle eines europäischen Krieges ganz unhaltbar! — Nach diesen Worten über Belgien geht der Verfasser auf Deutschlands gegenwärtige politische Lage genauer ein. Laut tadelt er die Sanguiniker, die bei den verrotteten Zuständen der Gegenwart meinten, es würde alles von selbst wieder „in das rechte Geleise kommen." Vielmehr werden große Arbeiten und große Gefahren in der bevorstehenden Zeit zu überwinden sein. Viele Deutsche, von der Pariser Propaganda bethört, wiegen sich mit bunten, unerfüllbaren Träumen einer republikanischen Zukunft ein. Aber nicht Gewalt, sondern allein Mäßigung, Gesetzlichkeit, Gerechtigkeit, Frömmigkeit können die Geister des Aufruhrs, die Verruchtheit und Verworfenheit überwinden, wenn sie unter den gleißenden Namen „Freiheit, Gesetz, Volk, Vaterland" die Unbefangenen bethören will. — Freudig begrüßte er den seit einigen Jahren bestehenden Zollverein und hoffte, daß diese wirtschaftliche Einigung einer geistigen und endlich einer politischen Einigung vorarbeiten würde; aber es war erst der Anfang einer ungeheuren Arbeit. Ob Österreich, das englische Hannover, das dänische Holstein, die Hansastädte dem Verein beitreten würden, schien ihm mehr als zweifelhaft. — Und wie sah es mit der

Bundes-Kriegsverfassung noch aus! Jedermann war von der Notwendigkeit überzeugt, das deutsche Heerwesen gründlich umzugestalten; ließ sich aber erwarten, daß die Kleinen im Bunde auf ihre thörichten Souveränetätsansprüche verzichten würden um der notwendigen Einheit des Oberbefehles willen? — Eine Reform des Gerichtswesens wurde ebenso dringend von allen Einsichtigen gewünscht.

So verhehlte Arndt sich nicht, daß der Bund große Aufgaben in der nächsten Zeit zu erfüllen hatte. Nicht weniger als alles erwartete er von Preußen, dem Staate, der bei den Fremden verhaßt, bei seinen deutschen Nachbarn als reaktionär und despotisch verschrieen war. Als Preußens hohe politische Aufgabe sah er es an, ein starkes, einiges Reich zu gründen, dessen Idee bei den Deutschen noch nicht erstorben war: „Ich halte an Preußen, weil ich an Deutschlands Selbständigkeit und Unabhängigkeit halte." — Noch immer verließ ihn die Hoffnung nicht, daß der Drang nach Einigung bei allen Deutschen siegen und auch die Niederländer, Elsässer, Schweizer einst zum Anschluß an das alte Reich zurückführen würde.

Die warme, hoffnungsfreudige Begeisterung dieses Büchleins zeigt uns, einen wie regen, thätigen Anteil Arndt seit Jahren wieder an den großen Weltbegebenheiten nahm. Auch als gelehrter Forscher war er jetzt mit ganz anderem Eifer thätig, als in den Jahren, da die Ungewißheit über sein Schicksal seine geistige Spannkraft lähmte. Etymologischen Forschungen wendete er ein besonderes Interesse zu; denn der Klang jedes Ortsnamens, jede sprichwörtliche, den Zeitgenossen nicht mehr verständliche Redewendung enthielt für ihn ein Stück Geschichte. Eifrig forschte er dem Ursprung manches dunkel gewordenen Namens und Ausdrucks nach und veröffentlichte mehrmals seine Untersuchungen in dem von Niebuhr und Brandis begründeten „Rheinischen Museum."[1])

[1]) Es erschienen im zweiten Jahrgang des „Rheinischen Museums" (1828) zwei Arbeiten dieser Art von Arndt: 1. Winke aus germanischen Sprachen, Gebräuchen und Gesetzen. 2. Kleine Sprachbemerkungen aus und zu Büchern.

„Belgien und was daran hangt“ war für lange Zeit Arndts letzte Schrift. Kurz nachdem sie erschienen, wurde sein häusliches Glück durch einen harten Schicksalsschlag getrübt. — Arndt war in der Mitte der sechsziger Jahre körperlich noch ungemein rüstig. Bis weit in den Oktober hinein badete er täglich im Rhein. Ein unermüdlicher Wanderer, durchstreifte er vom Frühling bis zum Herbst fast in jedem Monat eine der prächtigen nahen Berglandschaften, oft in Begleitung seiner heranwachsenden Söhne. Im Frühling 1834 ging er von Trier, wo er alte Freunde besucht hatte, in zwei Tagen die siebzehn Meilen über die rauhe Eifel nach Bonn zurück.[1])

Zu Anfang des Jahres 1834 bewegte ihn schmerzlich der Tod seines Schwagers Schleiermacher. Im Juni ertrank sein jüngster, neunjähriger Sohn Willibald vor den Augen des Vaters im Rhein. Es war ein furchtbarer Schlag für die Eltern. Arndt hatte ihn für das weitaus begabteste seiner Kinder gehalten und seiner Erziehung besondere Sorgfalt zugewendet. Jetzt war seine schönste Hoffnung so plötzlich zerstört! Zuerst fühlte er sich durch den Verlust geistig und körperlich gebrochen. Erst mehrere Tage nach dem Unglücksfall wurde die Leiche einige Meilen stromabwärts im Rhein gefunden; der Vater selbst holte sie in einem Boote und bestattete sie in Bonn. In seinem Schmerz bat er die Freunde, für ihn mit um Trost und Hilfe zu Gott zu beten;[2]) und einige Monate darauf schrieb er an Frau von Kathen: „Immer noch muß ich glauben, daß Gott ihn anderswohin versetzt hat, weil ich nicht wert war, solchen Schatz zu besitzen, oder nicht fähig, ein solches Kind würdig zu erziehen.“[3])

Zeitlebens hat er den Verlust nicht überwinden können; noch viele Jahre später gedachte er in Briefen mit tiefer Wehmut des ihm entrissenen Kindes. Wie wohlthuend berührte ihn die Teilnahme seiner Freunde! Aber er fühlte sich, wie er

[1]) Briefe an eine Freundin S. 287.
[2]) Ebendort S. 279.
[3]) Ebendort S. 285.

im Herbst 1834 an Reimer schrieb,[1]) plötzlich um zehn Jahre älter geworden. — Erst allmählich gewann er die innere Ruhe wieder; die bloße Erinnerung an das verlorene Kind, so wehmütig sie ihm war, gab ihm auch wieder Trost. Denn er fühlte, wie er einmal schrieb, daß das Reich des Himmels und der Geister sich ihm geöffnet hatte, und er selbst sicherer und froher in jene Heimat hineinblicken konnte. Die ihm gebliebenen Kinder waren seine Freude; aber eine gewisse Schwermut setzte sich für immer in seinem Herzen fest. Auch seine körperliche Frische und Gesundheit hatte gelitten; er fühlte sich in den nächsten Jahren nervös angegriffen. — Sein inneres Christenleben wurde mit den Jahren immer reicher. Einen innig gläubigen, gottvertrauenden Sinn zeigen die prächtigen Worte, die er am 27. März 1837 an Frau von Kathen schrieb: „Gott fassen, seine Hände anfassen, selbst die strafenden und züchtigenden Hände zu fassen und zu küssen, ist nicht schwer; aber Gott fassen und die Welt im tapferen Sinn doch nicht fahren lassen, das ist sehr schwer.“[2]) Er durfte freilich, trotzdem er dem Ende der sechsziger Jahre nahe war, die Welt noch nicht fahren lassen. Im Herbst 1838 bestanden seine beiden Söhne Karl Sigerich und Roderich die Reifeprüfung; der erste wollte Medizin, der andere Philologie studieren. Zwei jüngere Söhne, Leubold und Hartmut, und eine elfjährige Tochter, Nanna, bedurften voraussichtlich noch für lange Zeit des versorgenden Vaters.[3])

Als Schriftsteller war Arndt in den Jahren nach Willibalds Tode fast gar nicht thätig. Er gab das Leben des Predigers Aßmann heraus, nach einer Handschrift, die ihm von dessen Enkel anvertraut worden war.[4]) Als der entthronte König Gustav IV. Adolf von Schweden in freiwilliger Dürftigkeit zu St. Gallen gestorben war, veröffentlichte Arndt 1839

[1]) Vgl. die Beilage zur M. Allg. Zt. vom 29. Dezember 1891.

[2]) Briefe an eine Freundin S. 299.

[3]) Ebendort S. 309. 311.

[4]) Der Titel ist: „Leben eines evangelischen Predigers, des Christian Gottfried Aßmann zu Hagen in Vorpommern“ herausgegeben von E. M. Arndt. Berlin 1834.

jene vor dreißig Jahren geschriebenen „Schwedischen Geschichten“ (vgl. S. 53). Aber neue Schriften verfaßte er damals nicht; lyrische Gedichte, zum Teil sehr schöne, voll tiefer, inniger, meist schwermütiger Empfindung, besitzen wir aus jener Zeit recht viele von ihm.

Im Jahre 1839 begann er ernstlich zu kränkeln. Ein Unterleibsleiden schien sich bei ihm einzustellen; auch über nervöse Schmerzen klagte er oft. Er fühlte, daß es mit ihm abwärts ging. Im Jahre 1840 begann er schon während des Winters seine „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ niederzuschreiben,[1]) um sie den Seinigen als ein geistiges Vermächtnis zu hinterlassen. Durch den Tod manches treuen Freundes wurde sein Leben einsamer und stiller; aber ihn bewegten solche Fälle jetzt weniger als vor einem halben Jahrzehnt; er meinte, „in dieser Beziehung fast schon mehr Wurzeln bei den Toten als bei den Lebendigen geschlagen zu haben.“[2])

Da erging an ihn, der in das Stillleben sich längst gefunden hatte und die Einsamkeit und Abgeschiedenheit vom Geräusch der Welt liebgewonnen hatte, plötzlich der unerwartete Ruf, wieder die Schaubühne des öffentlichen Lebens zu betreten und von neuem als akademischer Lehrer thätig zu sein.

---

[1]) Die Vorrede ist datiert vom Februar 1840.

[2]) Briefe an eine Freundin S. 323.

VIII. Wieder auf dem Schauplatz des öffentlichen Lebens.

Die Härte, mit welcher Arndt vom König Friedrich Wilhelm III. behandelt worden war, ist uns nur erklärlich, wenn wir bedenken, daß der König so oft von üblen Ratgebern übel beeinflußt, vielleicht sogar absichtlich falsch unterrichtet worden ist. Trotzdem war er seinem König mit persönlichem Vertrauen, sogar mit persönlicher Liebe zugethan. Seine feste Zuversicht auf Preußens großen weltgeschichtlichen und deutschen Beruf gründete sich zum Teil auf die große Meinung, die er von dem preußischen Königshause hatte. Immer kehrt dieselbe in seinen Briefen wieder. Besonders große Erwartungen hegte er von dem Kronprinzen und Thronfolger. Schon vor vielen Jahren war er bei einem Besuche, den der Kronprinz den Rheinlanden machte, demselben unter den übrigen Bonner Professoren vorgestellt worden; und als im Jahre 1840 Friedrich Wilhelm IV. nach seines Vaters Tode die Regierung antrat, schrieb Arndt an Frau von Kathen: „Ich habe die Hoffnung, daß dieser großherzige Fürst die große Aufgabe seiner Zeit *ganz* fühlen wird: Daß er ein *deutscher* Fürst sein muß.“[1])

Schon im Sommer 1840 erhielt Arndt auf Allerhöchsten Befehl wieder die Erlaubnis, als akademischer Lehrer thätig zu sein, und zwar unter der ehrenvollsten Anerkennung seiner Verdienste; einige Monate darauf wurden seine vor zwanzig Jahren weggenommenen Schriften und Briefe ihm zurückgegeben, und jedem seiner Söhne ein Stipendium zur Fortsetzung ihrer Studien in Berlin bewilligt.[2])

Arndts Freude über seine Wiedereinsetzung war nicht so groß, wie der Leser erwarten wird. Er war über siebzig

[1]) „Briefe an eine Freundin“ S. 324.

[2]) Vergl. den Brief an Reimer vom 16. Oktober 1840 in der Beilage zur „M. Allg. Ztg.“ vom 29. Dezember 1891.

Jahre alt und hatte in den letzten Jahren körperlich öfter gekränkelt. Zwanzig Jahre lang hatte er wie verrostetes Eisen stille gelegen und meinte die Frische nicht mehr zu besitzen, um durch geschichtliche Vorträge die Jugend zu fesseln. „Ich war zu alt für einen frischen, lebendigen Mund. In dem Alter, wo alle Weisesten für das Schweigen vom Lehrstuhl herabsteigen, sollte ich für das Sprechen wieder hinaufsteigen. Ich zagte und zagte in dem Gefühl, daß meine Trompete lange zerblasen war, daß ich für die Universität höchstens ein Name mit Schall aber ohne Klang sein würde." So beschrieb er selbst nach einigen Jahren seine damalige Empfindung.[1]) Aber die Freunde stellten ihm vor, daß eine Weigerung, die königliche Gunst anzunehmen, ihm leicht als Trotz ausgelegt werden könnte. Daher ließ er sich am Anfang des Winterhalbjahres, im Oktober 1840, unter den wärmsten Glückwünschen seiner Amtsgenossen mit einziger Ausnahme August Wilhelm Schlegels, wieder in die Fakultät einführen, um den ihm so lange versagten Lehrstuhl von neuem zu besteigen.

Er begann seine Thätigkeit mit einer öffentlichen Vorlesung über Tacitus' Germania und einer privaten über die neuere Geschichte seit dem Zeitalter der Reformation. Seine Amtsgenossen erwiesen ihm die besondere Ehre, ihn für das beginnende Studienjahr zu ihrem Rektor zu wählen. An einem Tage ruhmreicher Erinnerung, dem 18. Oktober, hielt er seine lateinische Antrittsrede.[2]) Es war kein fachwissenschaftlicher Vortrag, sondern eine warme, herzliche Ansprache: Mit der Erinnerung des Jahrestages verband er einen kurzen Rückblick auf seine eigene Geschichte, den Dank für die Huld des Königs und für die ehrende Teilnahme seiner Amtsgenossen, die Glückwünsche für die Regierung des neuen Herrschers und freundliche Ermahnungen an die akademische Jugend, sich durch Fleiß, Tapferkeit, Sittsamkeit und Gottesfurcht des deutschen Namens würdig zu zeigen.

[1]) In der Einleitung zum „Notgedrungenen Bericht."

[2]) Die Rede ist als Schluß der Einleitung zum „Notgedrungenen Bericht" von Arndt veröffentlicht.

Leicht gewann er auch jetzt wieder, wie vor einigen Jahrzehnten, die Herzen der Jugend. Schon in der Mitte des Halbjahrs erklärten viele seiner Zuhörer, besonders solche, die bald Bonn verlassen wollten, dem geliebten Lehrer ihren Wunsch, ein Andenken von ihm, etwas von seinem geistigen Eigentum, woran sie ihn wiedererkennen wollten, mit in die Ferne zu nehmen. Da hielt er ihnen öffentliche Vorträge über „Vergleichende Völkergeschichte", die er das folgende Sommerhalbjahr hindurch fortsetzte. Einige dieser Vorträge ließ er zunächst für die aus Bonn scheidenden jungen Freunde drucken. Später ging aus einer Erweiterung und Vertiefung dieser Studien sein „Versuch in vergleichender Völkergeschichte", ein umfangreiches Buch, hervor. Es ist kein streng methodisches, wissenschaftliches Werk; sondern in seiner liebenswürdigen Art der eingehenden Schilderung und Erzählung vergleicht Arndt die großen europäischen Kulturvölker nach ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung mit einander. Fein erkennt und erklärt er die Verschiedenheit des Galiziers, Kastiliers, Andalusiers in Spanien, des Normannen, Burgunders, Gascogners in Frankreich, des Friesen, Schlesiers, Schwaben, Bayern in Deutschland. Am längsten und mit der größten Liebe verweilt er in dem Buche bei seinen Deutschen, bei seiner Hoffnung auf ein freies, einiges, gewaltiges Alldeutschland. Die deutsche Gesinnung des neuen Preußenkönigs, die preußische Wehrverfassung, der Zollverein schienen ihm eine herrliche Zukunft des Vaterlandes zu verbürgen.[1])

[1]) Das Buch erschien in Leipzig 1843. Es erinnert sehr an die früher erwähnte „Einleitung zu historischen Charakterschilderungen." Vorzüge und Mängel beider Bücher sind nahezu dieselben; der „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" enthält aber mehr Erzählung, und nimmt mehr Bezug auf Fragen der Gegenwart und Aussichten der Zukunft. — In den Bonner Verzeichnissen findet sich nur für den Sommer 1841 und später für das im Oktober 1843 beginnende Winterhalbjahr die Angabe: E. M. Arndtius Historiam comparativam populorum publice interpretabitur. Wenn der Verfasser in der Einleitung sagt, er habe in zwei Semestern hinter einander Vorträge über den genannten Gegenstand gehalten, so scheint er hiernach die Vorträge im Winter 1840—41 begonnen zu haben ohne vorherige Ankündigung im Verzeichnis; er setzte sie dann also den Sommer 1841 über fort.

Zu einer dauernden akademischen Lehrthätigkeit kam Arndt nicht wieder. Schon im Sommer 1843 quälte ihn ein hartnäckiges Unterleibsleiden so arg, daß er deswegen keine Vorlesung hielt. Das Übel stimmte ihn ernst und trübselig. Schon früher hatte er oft Todesgedanken vor wichtigen Entscheidungen des Lebens; unter den im Jahre 1819 herausgegebenen geistlichen Liedern findet sich schon das berühmte Grablied: „Geht nun hin und grabt mein Grab." Jetzt, in den Jahren 1843 und 1844, glaubte er wiederum das Ende seiner irdischen Wallfahrt nahe. Wie gern hätte er vor dem Tode noch einmal seine Insel Rügen und die Lieben in der pommerschen Heimat wiedergesehen! Gerade damals dachte er recht viel an alle, die seit der Jugendzeit ihm lieb und wert waren. Zwei seiner Söhne wanderten im Herbst 1841 nach Berlin als Studenten und erhielten bald darauf durch eine Reise nach Pommern und Rügen die alten Bande der Verwandtschaft und Freundschaft fest, welche den Vater mit jenen Gegenden verknüpften. Bald darauf bezog ein dritter Bruder, Leubold, die Universität; und der jüngste, Hartmut, ging nach Pommern, um bei der Schwester des Vaters, der Frau Charlotte Rassow, die Landwirtschaft zu erlernen. — Am liebsten wäre der Vater mitgereist; eine freundliche Einladung zur Taufe eines Enkels seiner Freundin Frau von Kathen legte ihm die Reise so nahe; aber er verzichtete darauf und antwortete: „Was hat der Vierundsiebzigjährige an Fahren und Reisen zu denken, er, der letzten großen Ausfahrt auf jeden Fall sehr nahe?"[1]) Dies blieb für lange Zeit seine Grundstimmung.

In den Jahren 1844 und 1845 hielt er wieder einige öffentliche Vorlesungen; dann aber folgte eine lange Unterbrechung; zuerst aus Gesundheitsrücksichten; später, wie bald erzählt werden soll, wegen seiner Arbeit im Frankfurter Parlament. Aber seiner Feder gönnte er keine Ruhe.

Im Jahre 1842 gab er seine Märchensammlung, welche

[1]) Briefe an eine Freundin S. 357. Die meisten Angaben dieser Zeit aus Arndts äußeren Lebensschicksalen sind nach den Briefen an Frau von Kathen aus den Jahren 1841—43 gemacht.

schon seit 1819 vielen unmündigen und mündigen Kindern Freude gemacht hatte, von neuem heraus und fügte bald einen zweiten Teil hinzu. — Eine ganze Reihe kleinerer Abhandlungen, Nekrologe, Schriften zur Klärung der öffentlichen Meinung hat er in jenen Jahren verfaßt, alle aus Wahrheitssinn, Rechtsgefühl und Vaterlandsliebe. Seinen Freunden Reimer und Gneisenau, die kurz nach einander starben, widmete er längere Nachrufe. Er rühmte Reimer als den Vertreter einer Demagogie im guten Sinne, der auf dem Wege des geschäftlichen Verkehrs, durch persönlichen Gedankenaustausch mit Leuten aller Berufsarten einen großen Einfluß zur Stärkung des deutschen Einheitsbewußtseins ausgeübt habe. — Gneisenaus Verdienst wollte er durch einen kurzen Lebensabriß in das rechte Licht stellen; denn der große Feldherr hatte, wie Arndt richtig erkannte, „das tragische Geschick gehabt, daß er die zweite und dritte Rolle zu spielen schien, während er in der That die erste spielte." Scharf tadelte Arndt das neue epigonenhafte Geschlecht der Litteraten und Historiker, welche, den Wälschen nachlügend, die Verdienste jener Großen zu verkleinern und selbst wegzuleugnen sich erdreisteten. — Der Freiherr von Gagern hatte in seinem Buche über den zweiten Pariser Frieden Talleyrands geschickter Diplomatie, welche den Deutschen so viele Nachteile brachte, ungebührliches Lob gespendet. Arndt erklärte ihm deshalb in einer längeren Abhandlung über jenen französischen Staatsmann förmlich den Krieg: „Wie gefährlich sind solche Bücher, deren diplomatischer Glätte und Feinheit der heilige sittliche Zorn abgeht!" Arndt sieht in Talleyrand den Urheber und vollendeten Meister einer heuchlerischen, gewandten und herrschsüchtigen Diplomatie, die in ihren Mitteln nicht wählerisch, aller großen ethischen Gesichtspunkte bar, aller Treue und Redlichkeit abhold ist. Er warnt vor der „gefährlichen Anbetung des Geistes, der ohne Gefühl und Liebe kömmt, geht und handelt, kurz vor jedem Mefistofelesdienst."

In einem Aufsatze, „Lasset euch nicht verführen, oder die Weltlitteratur" warnte er seine jüngeren Zeitgenossen vor dem verderblichen Einflusse der sogenannten jungdeutschen Schule,

deren Vertreter, wie er meinte, dem Deutschtum und dem Christentum entgegenarbeiteten und geflissentlich jede, auch die berechtigte und notwendige Autorität untergruben.[1]) — Empört war Arndt über die blasierte, dünkelhafte Art, wie jene Jungdeutschen über das „Teutonentum" und die „Deutschtümelei" der Zeit nach den Freiheitskriegen spotteten, deutsche Ehrenmänner wegen mancher ihnen anhaftenden Sonderbarkeit verunglimpften. Die Turnplätze und Jahn, Arndts Schüler und Leidensgefährte, waren solche Zielscheiben des Spottes und Witzes der Jungdeutschen geworden. Arndt gab die Abhandlung über das Turnwesen, die er im vierten Teile des „Geistes der Zeit" veröffentlicht hatte, 1842 noch einmal selbständig mit einem Anhang heraus. Seine Ansicht über den Wert des Turnens als eines Bildungsmittels für die Jugend war dieselbe geblieben; und bei der Hoffnung, die er auf die Jugend des Vaterlandes setzte, schien es ihm nicht überflüssig, noch einmal den Regierungen, Kammern, Schulbehörden, Lehrern und Eltern die Wichtigkeit einer guten körperlichen Ausbildung der Jugend warm an das Herz zu legen. Er hielt dieselbe nicht nur für ein heilsames Gegengewicht gegen die übermäßige geistige Arbeit, welche auf der Schule den Jünglingen zugemutet wurde; sondern die Turnplätze sah er als Schulen der Abhärtung, der Widerstandsfähigkeit nicht allein gegen den natürlichen Hang zur Trägheit und Bequemlichkeit, sondern auch gegen die sittliche Versuchung an. Er hoffte aus den Turnplätzen Pflegestätten echt vaterländischer Gesinnung werden zu sehen. Selbst ein Belebungs- und Stärkungsmittel für unsere Muttersprache, glaubte er, könnten sie werden, nicht durch pedantische Sprachvorschriften, sondern durch freien mündlichen Gedankenaustausch.[2])

---

[1]) Die vier Abhandlungen aus den Jahren 1842 und 1843: „G. A. Reimer", „Gneisenau", „Talleyrand", „Lasset euch nicht verführen oder die Weltlitteratur" sind abgedruckt in dem 1845 erschienenen dritten Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen."

[2]) Der Titel ist: „Das Turnwesen nebst einem Anhang." 1842. Die kleine Schrift ist ebenfalls im dritten Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen" veröffentlicht; sie ist in Form eines

Gerade in diesen vierziger Jahren besprach Arndt wieder in einer ganzen Anzahl kleiner Schriften wichtige Fragen der inneren Geschichte Deutschlands. Als ein Mensch der Arbeit und des Kampfes, so schrieb er im Jahre 1845 einmal an Frau von Kathen, wäre er geboren, und der Stoff dazu wollte immer noch nicht abreißen. War doch auch die Zeit reich an Erscheinungen, welche ernsten Männern Stoff zum Nachdenken genug gaben! Der König Friedrich Wilhelm IV., dessen Thronbesteigung einst als der Anfang eines neuen Zeitalters für Preußen mit so frohen Hoffnungen begrüßt worden war, hatte leider den günstigen Zeitpunkt für die Einführung notwendiger Reformen versäumt. Trotz seiner ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften fehlte ihm die klare Einsicht für die berechtigten Wünsche und Forderungen der Zeit.

Arndt war befremdet über die Vorenthaltung einer Verfassung, der Preßfreiheit und anderer Einrichtungen, die von der Idee des modernen Staates sich nicht mehr trennen ließen; über die Begünstigung des Katholizismus, die Zulassung der Jesuiten. Die rheinisch-ultramontanen Händel und der kaum beigelegte Kölnische Bischofsstreit bewiesen die augenscheinliche Gefahr, in welcher der deutsche Protestantismus sich befand. Die deutschen Unterthanen des Dänenkönigs hatten die größten Gewaltsamkeiten schon damals zu erleiden, und die Bundesversammlung in Frankfurt kümmerte sich darum fast gar nicht. Damals, im Februar 1844, schrieb Arndt an Frau von Kathen: „Leider verwirrt und verschiebt sich bei uns und in dem übrigen lieben deutschen Vaterlande so vieles, dessen Entwirrung und Ordnung wir von unserm Herrn gehofft hatten. — Ich fürchte sehr, endlich gewinnen die, welche die Pferde hinter den Wagen anspannen wollen, für einige Zeit die traurige Oberhand."

Briefes verfaßt und an einen Freund, den Appellationsrat F. Leist, gerichtet. Voran steht als Motto ein Wort des alten Richer von Reims: Germania a germinando nomen accepit; von Arndt, der natürlich diese Etymologie als falsch erkannte, witzig dahin erklärt, daß die Deutschen noch ein jugendkräftiges, leiblich und geistig produktives Volk seien, welches noch eine große weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen habe.

Die Abhandlung „Ein Paar deutsche Notabene“ ging aus Erwägungen solcher Art hervor. Angesichts der inneren Gärung und der von Westen nach Osten her drohenden Gefahren ermahnte er die noch zaudernden und auf ihre Alleinherrschaft eifersüchtigen Fürsten, endlich den billigen Erwartungen ihrer Unterthanen Rechnung zu tragen. Die damals eben in den engeren Gesichtskreis der Deutschen gerückte Frage über die Zukunft der Herzogtümer Schleswig-Holstein wollte Arndt auf reichsgesetzlichem Wege lösen helfen. Er schlug eine Art Pragmatischer Sanktion, ein Bundesgesetz vor, welches die Landeshoheit außerdeutscher Fürsten innerhalb des Bundesgebietes für immer ausschließen sollte. Er erinnerte an das unsagbare Unheil, das die Jesuiten zwei Jahrhunderte hindurch über Deutschland gebracht hatten, und verlangte ihre Ausweisung, indem er auf die furchtbaren Gefahren hinwies, welche durch sie, wie früher, das Vaterland bedrohten.

Eine andere kleine Schrift Arndts war ein Mahnruf an die Gebildeten unter seinen evangelischen Glaubensgenossen. Er tadelte die zur Zeit herrschende Gleichgiltigkeit und Uneinigkeit der Protestanten, die rationalistische Verflüchtigung des Lehr- und Glaubensinhaltes der Konfessionen, und erwartete eine glücklichere Zukunft der zur Zeit schwer gefährdeten evangelischen Kirche allein von der Rückkehr zur Einfalt, Liebe und Glaubensinnigkeit des apostolischen Christentums.

In einer kleinen, an den Bundestag gerichteten Abhandlung trat er noch einmal nachdrücklich in die Schranken für die Freiheit der Presse, die Öffentlichkeit der Verhandlungen vor Gericht, in den Kammern und im Bundestage.[1])

Wir sehen, er schrieb zum Teil über solche Dinge, die schon vor einem Menschenalter sein Denken beschäftigt und seine Arbeitskraft in Anspruch genommen hatten. Mit demselben

[1]) Auch die drei hier kurz besprochenen Schriften aus dem Jahre 1844: „Ein Paar deutsche Notabene“, „Über den gegenwärtigen Stand des deutschen Protestantismus“ und: „Noch ein Wort über unsere große Öffentlichkeit vorzüglich in Beziehung auf Presse und Bundestag“ sind im dritten Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen“ abgedruckt.

Feuereifer, wie einst der Mann, kämpfte jetzt wieder der Greis für Recht und Wahrheit. Stets schrieb er hoffnungsfroh und zuversichtlich; trotz aller Enttäuschungen ließ er die Stimmung einer düstern, schwarzsehenden Resignation niemals in seinem Herzen aufkommen. Der Vierundsiebzigjährige kannte die Macht der Gewohnheit und des Beharrungsvermögens in der Geschichte besser, als die radikal denkende Jugend der Burschenschaft und der Turnplätze; aber er sagte sich: Es ist bei uns seit den Tagen des Wiener Kongresses schon vieles zum Bessern umgestaltet worden, jedoch muß noch viel mehr, alles gebessert werden; trage jeder nach seinen besten Kräften dazu bei!

Von allem, was damals deutsche Herzen bewegte, lag Arndt die Zukunft Schleswig-Holsteins wohl zumeist am Herzen. Im Dezember 1844 erhielt er von einem Mitgliede der holsteinischen Ständeversammlung einen längeren Brief. Schmerzliche Klagen über die Not der Deutschen an der Eider und über die Gewaltthätigkeit der dänischen Regierung gegen dieselben rechtfertigten die dringende Bitte, daß Arndt, Dahlmann und andere deutsche Männer mit Namen von gutem Klange öffentlich ihre Stimme für die Unterdrückten erheben möchten. Arndt druckte den Brief mit einigen begleitenden Worten in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ab. Die Wichtigkeit jener Landschaften für Deutschland begründete er mit dem geschichtlichen Recht und aus der geographischen Lage derselben. Denn für die Errichtung einer deutschen Kriegsmarine war ihr Besitz unentbehrlich, ehe etwa Rußland mit alten Gottorp'schen Erbschaftsansprüchen hervorträte und sich für immer an der Elbemündung festsetzte. Arndt unterzog die Anmaßungen der Dänen, welche in ihrer „fratzenhaften Eitelkeit" sich mit Vorliebe die „große dänische Nation" nannten und der deutschen Uneinigkeit spottend „Hohn und Schimpf gegen den großen deutschen Namen ausspieen", einer scharfen, aber gerechten Kritik. Daß er recht hatte, bewies der Sturm sittlicher Entrüstung, welcher darüber in Kopenhagen ausbrach. Wie einst die Graubündener Regierung gegen Schiller, so richtete im Februar 1845 die dänische Regierung gegen Arndt eine förmliche Anklage auf

diplomatischem Wege und verlangte in Berlin die Bestrafung des frechen Verleumders. Der dänische Gesandte in Berlin behauptete, in Arndts Ausführungen läge eine aufrührerische Tendenz klar am Tage, die dänische Nationalität würde darin auf die empörendste und böswilligste Weise verunglimpft. Der Minister Eichhorn wies in einem höflichen Briefe die thörichte Zumutung zurück und sandte die dänische Beschwerdeschrift an Arndt, um ihm eine öffentliche Verteidigung zu ermöglichen. Eichhorn deutete in seiner Antwort an, daß die Folgen einer solchen Anklage gegen einen hochverdienten Schriftsteller von so ungeheurer Popularität leicht auf die Dänen zurückfallen und für ihre Regierung verhängnisvoll werden könnten, gegen welche ohnehin schon die Stimmung in Deutschland in hohem Grade erbittert wäre. — Arndt veröffentlichte später alle in dieser Sache gewechselten Schriftstücke.[1]) Der ärgerliche Handel, an sich unwichtig, ist für das Ansehen bezeichnend, welches Arndt auch außerhalb Deutschlands sich erworben hatte.

Auch wissenschaftlich war Arndt in diesen Jahren thätig; aus der ihm lieb gewordenen Beschäftigung mit Tacitus und den Anfängen der deutschen Geschichte ging damals eine Abhandlung hervor: „Über den Ackerbau der alten Germanen."[2]) Für die Monatsnamen wählte er in der Datierung seiner Briefe in späteren Jahren deutsche Bezeichnungen, Lenzmond, Erntemond, Weinmond, Christmond, wie einst Karl der Große; leider haben sie sich nicht eingebürgert.

Aber bei seinem Alter und bei dem körperlichen Leiden, das ihn oft quälte, wollte er mit dem irdischen Leben abschließen. Im Jahre 1845 begann er mit der Ordnung seiner

---

[1]) Der Titel enthält einen bitteren Tadel gegen die Dänen: „**Anklage einer Majestätsbeleidigung des großen dänischen Volkes aus dem Jahre 1845.** Leipzig 1851." Die kleine Schrift enthält auch Arndts ausführliche Rechtfertigung in einem Antwortschreiben an Eichhorn. Sie ist abgedruckt im vierten Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen."

[2]) Die Abhandlung findet sich in Schmidts Zeitschrift für Geschichte. Jahrgang 1846, Heft 5.

früheren Druckschriften, Manuskripte und Briefe. Die besten und reifsten seiner politischen Schriften, die ihm der Erhaltung wert zu sein schienen, gab er vom Jahre 1845 an in einer Sammlung heraus. Und fast zu gleicher Zeit begann er alle früher beschlagenen Briefe, die Urkunden und sonstigen Schriftstücke zu sammeln, welche seine Anklage und die gerichtliche Untersuchung aus den Jahren 1819—1822 betrafen. Er wollte nicht sich vor der Welt und der öffentlichen Meinung rechtfertigen; dessen bedurfte er nicht; vielmehr beabsichtigte er, seinen Freunden und seinen Kindern nach dem Tode das urkundliche Material zu hinterlassen, um den Namen des Vaters vor Verunglimpfung zu schützen, wenn die Zeiten sich wieder ändern sollten: „Ich habe einzelne warme Feinde, weil ich viele warme Freunde habe. Sie schweigen jetzt; sie werden, wann sie dürfen, über meinem Grabe laut werden": So schrieb er in der Vorrede zu der Sammlung jener Dokumente. Er hatte zu solchen Befürchtungen guten Grund; denn eben noch wagte sein Hauptfeind, der jetzige Minister von Kamptz, eine gerichtliche Erklärung, welche Arndt damals zu Protokoll gegeben hatte, öffentlich Lügen zu strafen.[1])

Da sich Arndt von der Lehrthätigkeit mehr und mehr zurückzog, wurde sein Leben immer stiller, beschaulicher und ernster. Gern wühlte er unter verstäubten Papieren und Briefen, und frischte manche alte, ihm liebgewordene Erinnerung vergangener Zeiten wieder auf, immer des Dankes voll gegen Gottes gnädige Führung. Sein Christentum war ein Christentum des Herzens, des Willens und der That; mit seinem Schwager Schleiermacher hatte er sich immer seelenverwandt gefühlt. Er sah deswegen mit nur geringem Interesse auf den hin und her wogenden Streit der Lehrmeinungen in der evangelischen Kirche; er erwartete nicht viel von den Beratungen

[1]) Gemeint sind die beiden oft schon angeführten Sammlungen Arndts: **Schriften an und für seine lieben Deutschen**, vier Teile, Leipzig 1845—55; und: **Notgedrungener Bericht aus seinem Leben, und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe.** Zwei Teile. Leipzig 1847.

der 1846 in Berlin versammelten Generalsynode; denn er meinte, in der evangelischen Kirche, die doch eine Gemeinschaft des Geistes und der Wahrheit sein sollte, „müsse man in Ketten nicht fassen und fangen wollen, was durch Ketten gehalten weder werden soll noch werden kann.“[1]) Aber das viele Lärmen und Streiten an sich über Kirche und Christentum war ihm ein erfreuliches Zeichen; ein Beweis, daß das Christentum noch eine gewaltige Macht in der Welt war: „Alle Himmelsstürmer werden an der Lehre von Liebe und Gnade doch zu Schanden werden; denn zu höherem Schauen und Anbeten des Göttlichen kann keine Lehre den Sterblichen führen.“ So schrieb er im Dezember 1846.

Besondere Freude machte es ihm, im Kreise gleichgesinnter Freunde oder seiner erwachsenen Kinder Gespräche über die ernstesten und wichtigsten Lebensfragen anzuregen oder eigene Ausarbeitungen über solche Gegenstände vorzulesen. Mehrere seiner späteren kleinen Schriften sind aus solchen Gesprächen hervorgegangen.[2])

Arndt erholte sich körperlich wieder. Im Herbst 1846 fühlte er sich frischer, gesunder, lebenskräftiger, als seit langer Zeit. Auch im folgenden Jahre war er gesund. Er fühlte, wie seine Kräfte wieder zunahmen; bald sollte er sie noch einmal im Dienste des Vaterlandes gebrauchen. Denn als das Jahr 1848 mit seinen schweren politischen Stürmen gekommen war, erging an den Greis noch einmal der vielstimmige Ruf,

[1]) Briefe an eine Freundin S. 376. Die meisten Angaben dieser Seiten folgen wieder jener Briefsammlung.

[2]) Zum Beispiel die S. 176 Anm. 1 erwähnte Schrift: „Über den gegenwärtigen Stand des Protestantismus“; ebenso die etwas spätere Arbeit: „Die Persönlichkeit oder das Gepräge eines Volkes, was man wohl Charakter zu nennen pflegt.“ 1847. Sie enthält nichts wesentlich Neues, erörtert vielmehr (was man nach dem Titel nicht erwartet) in aller Kürze eine Reihe von Fragen der Gegenwart und Zukunft des Vaterlandes, welche schon in früheren politischen Schriften Arndts erschöpft waren. Die Abhandlung erschien zuerst in der Cotta'schen Vierteljahrszeitschrift 1847, später im vierten Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen.“

die Bühne des öffentlichen Lebens zu politischer Arbeit und politischem Kampfe zu betreten.

Innerhalb zweier Menschenalter erbebte ganz Europa zum dritten Male von den Wellenschlägen einer französischen Revolution. Rasch nach einander erfolgten im März 1848 die blutigen Stürme in München, Wien, Berlin und andern deutschen Residenzen.

Noch vor dem badischen Aufstand schrieb Arndt an Frau von Kathen: „Gott wird aus all' dem blutigen Lärm und wilden Gewirr und Geschwirr es wohl nach seiner Weisheit besser machen, als unser kurzsichtiger Maulwurfsschnabel sieht und begreift".[1]) Er war auf schwere Zeiten gefaßt; denn überall, auch in Bonn, tauchten plötzlich Scharen von Unzufriedenen und Aufrührern auf, wie Arndt schrieb, ein Gewimmel von Narren und Taugenichtsen, die alles umwälzen und rasieren möchten. — Bald befand er sich selbst im offenen Kampfe mit diesen Radikalen; aber daß es zu solchen Bewegungen überhaupt kommen konnte, daß soviel politischer Gärungs- und Zündstoff sich in deutschen Landen angehäuft hatte, darin sah er die schwere Schuld der Regierungen. In seinem Schmerze über das, was er jetzt erleben mußte, tröstete ihn das Bewußtsein, selbst einer derjenigen zu sein, die seit langer Zeit gewarnt und das Rechte gewiesen, aber wenig Beachtung gefunden hatten.

Im Mai trat zu Frankfurt die deutsche Nationalversammlung zur Beratung einer Reichsverfassung zusammen; Arndt war einer der Abgeordneten. Fünf Wahlkreise hatten ihn gleichzeitig zu ihrem Vertreter erkoren, nämlich vier rheinische Kreise und seine alten Landsleute in Stralsund. Tief rührte ihn das Vertrauen und die Liebe, welche er aus seiner alten und seiner neuen Heimat erfuhr; und größer fast als seine Freude über diese Auszeichnung war sein Bedauern darüber, vieren der fünf Kreise eine ablehnende Antwort erteilen zu müssen. Drei

[1]) Briefe an eine Freundin S. 396.

Sendschaften saßen am Abend des 10. Mai vor ihm, lauter ehrenwerte Männer; und als er die Wahl für den Kreis Solingen angenommen hatte, wurde ihm eine prächtige Musik mit Gesang von Vaterlandsliedern dargebracht, von den Offizieren eines Magdeburger Regiments begleitet.

In seiner Bescheidenheit erwartete Arndt selbst nicht einmal, einen bedeutenden Platz einzunehmen in einer Versammlung, welche die ausgezeichnetsten und talentvollsten deutschen Männer in ihrer Mitte sah. Er nahm das Mandat gern an. Nicht sowohl durch eigene Anträge, Vorschläge und Reden, wie durch persönlichen Meinungsaustausch im Zwiegespräch hoffte er manches Gute zu wirken. Er wußte nur zu gut, daß auch Verständige genug mit überspannten Erwartungen jenen Parlamentsverhandlungen entgegensahen; daher hoffte er, „wie ein gutes altes deutsches Gewissen in Frankfurt zu rundwandeln und durch das Rundwandeln und Gespräche, wodurch in dieser Welt am meisten ausgerichtet wird, vielleicht manchen in die Bahn des Verstandes und der Möglichkeit zurückzuführen.“[1]) Solche Gedanken im Herzen, ging er wenige Tage darauf nach Frankfurt und bewohnte dort ein Jahr lang dieselben Räume, in denen er einst 1814 für viele Monate ein Obdach gefunden hatte.

Arndts politische Gesinnung war allbekannt; den Alten aus seiner vieljährigen Schriftstellerlaufbahn, den Jungen aus einigen erst kürzlich veröffentlichten Arbeiten. — Mit besonderem Interesse hatte Arndt immer die Entwickelung des ständischen Lebens beobachtet; besonders in den preußischen Rheinlanden, die seit fast zwei Menschenaltern eine in mancher Hinsicht eigenartige innere Geschichte gehabt hatten. Stets über das Parteigezänk des Tages erhaben, suchte er, wie der Leser weiß, immer die tieferen geschichtlichen Ursachen für die Erscheinungen der Zeit auf und teilte gern andern sein hierdurch gewonnenes Urteil mit. Es ging ihm wie jedem, der durch das Streiten der Parteien nicht beirrt seinen folgerichtigen Mittelweg sicher

[1]) „Briefe an eine Freundin“ S. 397.

findet. Er wurde von vielen ein Erzjakobiner, von andern, selbst guten Freunden, ein brennender Aristokrat gescholten.

Schon vor Jahren, 1844, hatte er in einem besonderen Schriftchen eine solche Erscheinung des ständischen Lebens besprochen, den 1837 geschlossenen Bund der rheinischen Ritterschaft. Alle Liberalen sahen in diesem Bunde, dessen Sonderrechte allerdings weit gingen, z. B. bis zu einer besonderen Gerichtsbarkeit mit Umgehung der ordentlichen Gerichte, den frechen Versuch einer junkerlichen Partei, das mittelalterliche Feudalsystem wiederherzustellen. Man nannte sie spottweise die „rheinischen ritterbürtigen Autonomen." Arndt beleuchtete in seiner Schrift die geschichtlichen Ursachen und Anfänge dieser Vereinigung, welche übrigens auf dem fünften rheinischen Provinziallandtag schon eine moralische Niederlage erlitten hatte; er führte die gegen den Bund erhobenen Anklagen auf das rechte Maß zurück, unterzog aber doch die Satzungen desselben einer scharfen Kritik. Zu welchen Mißbräuchen müßte jenes Ausnahmegericht führen! Welchen Vorschub leistete der Grundsatz, nur ebenbürtige Ehen zu gestatten, dem Kastengeiste und Standesdünkel! Überhaupt vertrugen sich solche ständischen Sonderrechte nicht mehr mit der modernen Staatsidee.[1])

Ein Jahr später, zu einer Zeit äußerer Ruhe und innerer Gärung in Staat und Kirche, veröffentlichte Arndt in eigentümlicher Form einige Gedanken und Wünsche über Preußens künftige Gestaltung. Er gab eines der Hauptwerke der sogenannten französischen Encyklopädisten, nämlich Diderots vor fast hundert Jahren geschriebenes „Grundgesetz der Natur" mit einigen Nachträgen und Anhängen von neuem heraus, natürlich in deutscher Übersetzung. Diderot hatte, von unrichtigen Voraussetzungen ausgehend, mit anscheinend strenger Folgerichtigkeit die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung bekämpft als den Ideen einer wahren Freiheit und Menschlichkeit wider-

[1]) Der Titel lautet: „Die Rheinischen ritterbürtigen Autonomen." Leipzig 1844.

[2]) Der Titel lautet: „Grundgesetz der Natur von Diderot nebst einer Zugabe." Leipzig 1846.

sprechend. Das neue System, welches er aufbaute, berührte sich in vielen Punkten mit den Gedanken des modernen, in jenen vierziger Jahren aufblühenden Sozialismus. Arndt fügte seiner Übersetzung einige kulturgeschichtliche Betrachtungen über das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts hinzu, und griff darauf die Grundlagen des Diderot'schen Systems an. Diderot hatte gelehrt, daß der Mensch nicht böse sondern gut geboren werde; daß nur durch verkehrte Religion, Erziehung, Sitte, Verfassung die schlechten Neigungen in ihm erweckt werden; daß da, wo kein Eigentum bestehen würde, auch keine seiner verderblichen Folgen würde bestehen können; daß also mit der Abschaffung des Eigentums aller Streit und alle Leidenschaft aufhören würde. Alle diese Behauptungen wies Arndt als ganz einseitig und jeder geschichtlichen Erfahrung widersprechend nach. Dann aber ging er in den „Nachgedanken und Nachbetrachtungen aus der Zeit" zu den Forderungen der Gegenwart über. Er zeigte, daß das Christentum, das von Diderot und seinen Gesinnungsverwandten geschmähte und verkannte, allein vermocht hat die Menschen zur wahren Freiheit zu führen, allein die Kraft gehabt hat, den sittlichen Zustand der Menschheit zu heben, die alternde Welt wieder zu verjüngen. Arndt erwartete schwere politische Kämpfe; um in diesen auf ein sicheres Ziel alle Unschlüssigen und Suchenden hinzuweisen, stellte er ein förmliches politisches Programm auf. Er forderte vor allem statt der bisherigen Provinzialstände eine Nationalvertretung, preußische Reichsstände. Als die Hauptgefahren der Gegenwart sah er an die Kämpfe und Zerwürfnisse in der Kirche, die radikalen Lehren von Staat und Regierung, endlich das durch den Umschwung des modernen wirtschaftlichen Lebens in den Großstädten entstandene soziale Elend großer Massen des Volkes. Die Heilung der beiden erstgenannten Übel erwartete er von der Zeit selbst und dem gesunden, verständigen Sinne der meisten Deutschen; aber als die schwerste und wichtigste Aufgabe des modernen Staates sah er eine gute soziale Gesetzgebung an. Er erkannte schon, daß die sogenannte soziale Frage in erster Linie eine sittliche, erst in zweiter eine wirtschaftliche Frage ist. Er ver-

langte vor allem Wiederherstellung der verfallenen Gewerke und Zünfte, natürlich in einer den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Form, aber mit genauen Bestimmungen über Lehr- und Wanderzeit, Befähigungsnachweis, Heiratsberechtigung usw.; an ihnen sollten die jüngeren Genossen einen sittlichen Halt, die älteren eine wirtschaftliche Sicherheit finden. Er appellierte an die besitzenden Klassen, Vereine zur geistigen und sittlichen Fortbildung des Arbeiterstandes, Hospitäler und Alter-Versorgungsanstalten zu gründen. Zuletzt ging er noch auf einen alten Lieblingsgegenstand ein, die Erhaltung eines freien Bauerstandes. Bei der Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland wagte er nicht mehr, wie früher, die Gründung bäuerlicher Majorate zu empfehlen; sondern machte andere Vorschläge, um für immer die Hälfte des Ackerbodens in bäuerlichen Händen zu erhalten. — Zeitlebens galt ihm das konstitutionelle Erbkönigtum, auf teils aristokratische teils demokratische Einrichtungen gestützt, als die beste und für Deutschland ausschließlich geeignete Staatsform; auch am Ende dieses Buches sprach er sich in dem nämlichen Sinne aus.

Diese Gedanken Arndts waren zwei Jahre vor dem Ausbruch der Revolution veröffentlicht worden. Als die Unruhen der Märztage 1848 noch nicht vorüber waren, und selbst die Sinne vieler sonst verständigen Leute durch radikale Träumereien bethört wurden, drängten ihn Freunde, öffentlich zur Aufklärung, Beruhigung und Warnung seine Stimme zu erheben. Er that es zunächst in der Kölnischen Zeitung für die Gebildeten; auf folgende Ziele wies er die öffentliche Meinung hin: Ein einiges, starkes, waffengewaltiges Deutschland; die Erhaltung der Ganzheit des deutschen Landes und Volkes; Abweisung aller kommunistischen und republikanischen Träume, aller Einmischung der Fremden in Deutschlands innere Angelegenheiten; Wiederherstellung eines deutschen Kaisertums, aber eines neuen hohenzollerschen, nicht des alten habsburgischen; denn Oesterreich, allmählich den deutschen Interessen entfremdet, habe sein Anrecht auf das Kaisertum verwirkt. Der Kaiser führe dann den Vorsitz im Fürstenrate, den Arndt sich als eine Art Oberhaus

eingerichtet dachte, und den unumschränkten Oberbefehl über Heer und Flotte; die Fürsten behalten im Frieden die volle Herrschaft in ihren Landen, verzichten aber auf das Recht selbständiger Vertretung im Auslande. Aus den Landesvertretungen gehe durch Wahl oder Abordnung ein ständiger deutscher Reichstag hervor. Am Schlusse weist der Verfasser noch darauf hin, wie unpassend die häufige Berufung auf die Schweiz oder auf Nordamerika sei, wo die geschichtlichen Voraussetzungen durchweg andere als in Deutschland seien, und warnt nachdrücklich vor dem unheilvollen Schreckgespenst einer deutschen Republik.[1])

Wenige Tage darauf stellte er in einem Büchlein, das für den einfachen Mann aus dem Volke bestimmt war, sein politisches Programm in sehr populärer Form dar. Er warnte vor aller Übereilung, vor radikalen Thorheiten, vor dem gegenwärtigen wüsten Demagogentum, und erinnerte an die schwere Verantwortung, die nunmehr jeder Bürger mit dem Rechte der Wahl zum Parlamente übernähme.[2])

Wie wir sehen, hatte Arndt seine Wähler in Solingen über seine Meinung nicht in Zweifel gelassen. Als in der Frankfurter Versammlung die Parteien sich gruppierten, nahm Arndt neben andern ausgezeichneten Gelehrten, wie Gervinus und Dahlmann, seinen Sitz im sogenannten rechten Centrum, welches auf dem Wege freier Überzeugung die deutschen Regierungen für die konstitutionellen Einrichtungen gewinnen wollte, die aus der Beratung hervorgehen sollten. Gleich nach der Eröffnung des Parlamentes kam er wegen der nötigen geschäftsordentlichen Beratung nicht zum Worte, hielt aber schon bald

[1]) Der Aufsatz Arndts erschien in der Kölnischen Zeitung am 28. März 1848. — Er erschien bald darauf als Anhang der kurzen Schrift des Verfassers: Reden und Glossen; vgl. S. 188 Anm. 1.

[2]) Der Titel lautet: Das verjüngte oder vielmehr das zu verjüngende Deutschland. Ein Büchlein für den lieben Bürgers- und Bauersmann. Bonn 1848. — Die Vorrede ist vom 10. April datiert.

darauf auf stürmisches Verlangen der Versammlung eine kurze Ansprache. Nur mit wenigen Worten des Willkommens, der Freude und der Hoffnung begrüßte er die Anwesenden; aber ein lauter Beifallssturm belohnte ihn; und auf besonderen Antrag wurde ihm der Dank dieser Vertreter des deutschen Volkes für seine Thätigkeit als Politiker, Gelehrter und Dichter zum Wohle des Vaterlandes feierlich ausgesprochen.[1])

Arndts Beteiligung an den Verhandlungen selbst war nur gering; vielleicht hatte der tumultuarische Verlauf der ersten Sitzungen seine Erwartungen herabgestimmt. Erst im Juli, bei den Verhandlungen über die Grundrechte des deutschen Volkes, erschien er — es war das einzige Mal — auf der Rednerbühne. Merkwürdig ist, daß er gerade für die Erhaltung eines Standes eintrat, dessen Vorrechte und dessen Anmaßungen er zeitlebens eifrig bekämpft hatte. In einer Rede verteidigte er den Antrag: „Der Adel ist für die Ehre der deutschen Geschichte und für das Glück der Zukunft des deutschen Volkes noch nicht auszustreichen.“ Im Vergleich zu dem Eifer der radikalen Parteien, mit der Vergangenheit zu brechen, war Arndts Standpunkt immer konservativ. Alle Erinnerungen und Denkmäler der Vergangenheit wollte er schützen und warnte vor einer republikanischen Gleichmacherei. Vielmehr riet er, wie die deutsche Mannigfaltigkeit in der Eidgenossenschaft der Könige, Fürsten, Freistaaten erhalten bleiben sollte, auch dem Geburtsadel seine Fahnen, Wappen und Schilde als Sporn zur Tüchtigkeit und aus geschichtlicher Pietät zu lassen. Hatten doch sogar die deutschen Republiken der Schweiz und der Niederlande den Erbadel bestehen lassen!

Als im Parlament eine längere Debatte über die Polenfrage stattfand, wollte Arndt zum zweiten Male sprechen; aber da er keinen Antrag stellte, kam er nicht zum Worte. In seiner bereits ausgearbeiteten Rede hatte er die deutschen Polenfreunde scharf zurechtweisen wollen, die in den Polen die christlichen

[1]) Ausführlich ist dieses erste öffentliche Auftreten Arndts im Parlament erzählt von E. Langenberg in seinem Buche: „Ernst Moritz Arndt. Sein Leben und seine Schriften.“ Bonn 1869. S. 193, 194.

Märtyrer der Freiheit sahen. Er bewies, daß die Polen nicht nur mit Unrecht sich Verdienste um Deutschlands Freiheit und Sicherheit anmaßten, sondern daß vielmehr ihre Schwäche und ihr Übermut oft die Ostgrenzen Deutschlands gegen Schweden und Rußland bloßgelegt hat, und daß die Polen stets Deutschlands Feinde gewesen sind.

Der Gang der Beratungen in der Paulskirche zu Frankfurt war für Arndt nicht ermutigend. Die Versammlung zählte viele ausgezeichnete Männer in ihrer Mitte; es fehlte ihr nicht an gutem Willen und an Eifer für die Sache des Vaterlandes, aber leider an politischer Reife.

Die Hoffnung auf Errichtung einer starken Centralgewalt sollte sich nicht erfüllen. Statt eines Kaisers wurde zunächst ein Reichsverweser erwählt; und ein Teil der Versammlung wollte sogar nur einen Präsidenten als den bequemeren Übergang zu einer allgemeinen deutschen Republik. Arndt bedauerte dies tief als ein Zeichen, daß der Drang nach Einheit noch nicht mächtig genug war, um dem Vaterlande für die Zukunft nach außen hin eine achtunggebietende Stellung zu sichern. Er hätte bei der Feststellung der „Grundrechte" gern noch über viele zeitbewegende Fragen, die ihm am Herzen lagen, sich geäußert: Die öffentliche Erziehung, die Regelung der Auswanderung, den Schutz der Deutschen in andern Erdteilen durch eine Kriegsflotte, die Linderung der sozialen Not in den rasch wachsenden Fabrikstädten. Dies alles waren Zeitfragen, zu deren Lösung Arndt gern die Anregung gegeben und aus aller Kraft mitgewirkt haben würde.[1])

Erst im Herbst nahm er an der Beratung über die künftige Reichsverfassung wieder mehr persönlichen Anteil. Von

[1]) Diese Gedanken hat Arndt teils obenhin berührt teils näher ausgeführt in einer Rede, die nicht gehalten worden ist und auch wohl in dieser Form nicht hat gehalten werden sollen. Sie ist mit den beiden Reden über die Polenfrage und für die Erhaltung des Adels zusammen von Arndt herausgegeben worden unter dem Titel: „Reden und Glossen." Leipzig 1848. Den Anhang bildet jener Artikel aus der Kölnischen Zeitung.

einem einzigen Worte des Königs Friedrich Wilhelms IV. von Preußen schien die Zukunft Deutschlands damals abzuhangen. Am 24. November hatte der Vorsitzende der Frankfurter Versammlung, Heinrich von Gagern, eine Audienz bei dem König und trug ihm vor, daß im Parlament seine Wahl zum deutschen Kaiser als fast gewiß zu betrachten wäre, wenn der König schon jetzt die Annahme der Krone und der Reichsverfassung zusichere. Der König aber wollte sich nicht im voraus binden; er erklärte, das Parlament habe kein Recht, eine Krone zu verschenken; das sei ohne die voraufgehende Zustimmung der Fürsten ein Akt der Revolution.

Zwar hatte sich der König vorbehalten, über die Frage der Reichsverfassung erst eine Verständigung mit Österreich zu suchen; aber seine unentschlossene Haltung, die lauernde, zweideutige und eifersüchtige Politik der österreichischen Regierung, dazu die Rückwirkung derselben auf den Gang der Verhandlungen zu Frankfurt und auf die Haltung der kleineren deutschen Staaten verzögerten die Entscheidung und stellten das Gelingen des Einheitswerkes in Frage.[1])

Da entschloß sich der greise Arndt, mit einer schriftlichen Vorstellung persönlich den Monarchen anzugehen. Seine anfangs so freudige und hoffnungsfrohe Stimmung war durch die Verhandlungen der letzten Zeit sehr herabgedrückt worden. Aber er ließ die Hoffnung nicht sinken, daß die Mehrheit der Versammlung sich für ein preußisches Erbkaisertum entscheiden würde, wenn alle Abgeordneten den gegebenen Verhältnissen sowie ihrem Verstande und Gewissen folgen würden.[2]) Er hoffte, der König, wäre die Wahl einmal auf ihn gefallen, würde sich anders entscheiden. Daher schrieb er an ihn am 3. März 1849, und erinnerte ihn an sein Wort vom 21. März 1848: „Der König habe damals sich für einen ehrlichen deut-

[1]) Vergl. H. von Sybel: Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. I. Band. S. 260 u. ff.

[2]) Briefe an eine Freundin S. 403. Es ist ein Brief vom 3. Januar 1849.

schen Bundesstaat anstatt des unehrlichen und schwächlichen früheren Staatenbundes erklärt; er habe gelobt, alle seine Macht und die Stärke seines Volkes für die Stärke und die Macht Deutschlands einzusetzen; dieses königliche Wort, die starke Bindung dieses Bundes, welcher Preußen und Deutschland in Eins verwandele, sei die einzige Möglichkeit, Deutschlands Ehre und Herrlichkeit zu retten. Nur wenn der König von Preußen als Halter und Retter Deutschlands sich an dessen Spitze stelle, könnten die Listen Oesterreichs, das Deutschlands Ehre und Macht seit drei Jahrhunderten verzettelt und verschleppt habe und es jetzt wieder ins Schlepptau nehmen wolle, und die bei einem Direktorium unvermeidliche rote Republik überwunden werden." — Mit den eindringlichsten Worten machte Arndt dem König die Annahme des von der Nationalversammlung ihm angebotenen Berufes zur Gewissenspflicht.

Der König antwortete am 18. März in voller Anerkennung des Sinnes, in welchem Arndt zu ihm gesprochen hatte; aber er verharrte, wie schon die ersten Worte seines Briefes zeigten, in der ablehnenden Haltung: „Die große Versammlung, die sich deutsche Reichs- oder Nationalversammlung nennt, von der ein erfreulich großer Teil zu den besten Männern des großen Vaterlandes gehört, hat eine Krone weder zu geben noch zu bieten." — — — „Wo ist der Auftrag, der diese Männer berechtigt, über die rechtmäßigen Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen König oder Kaiser zu setzen? Wo ist der Rat der Könige und Fürsten Deutschlands, der nach tausendjährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt und die Wahl dem Volke zur Bestätigung vorlegt?" — Er sah die ihm angetragene Kaiserkrone an „als das eiserne Halsband der Knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr als vierundzwanzig Regenten, Kurfürsten und Königen, der Revolution zum Leibeigenen gemacht wurde." — Die rückhaltlose Offenheit, mit welcher der König sich hier aussprach, zeigt uns, welches Vertrauen er zu Arndt hatte. Er machte ihm die strengste Verschwiegenheit über den brieflichen Gedankenaustausch zur Pflicht; und erst

nach dem Tode beider Männer, im Januar 1861, sind die beiden Schriftstücke veröffentlicht worden.[1])

Arndt war noch nicht entmutigt. Als am 28. März 1849 die Mehrheit der Frankfurter Versammlung wirklich den König von Preußen zum deutschen Kaiser gewählt hatte, reiste er nach Berlin als einer der vierundzwanzig Abgeordneten, welche im Namen der Versammlung dem König die deutsche Kaiserkrone antragen sollten.

Vielleicht hoffte Arndt, daß der König angesichts der vollzogenen Wahl anderes Sinnes werden würde. Er irrte sich. Friedrich Wilhelm empfing die Abgeordneten am 3. April mit Auszeichnung; über Arndts Teilnahme an der Gesandtschaft war er nach dem voraufgegangenen Briefwechsel sichtlich überrascht und trat auf ihn zu mit den Worten: „Sie sind also doch gekommen!" Bekannt ist, daß er auf den Antrag eine so gut wie ablehnende Antwort erteilte.

Enttäuscht reisten die Abgeordneten nach Frankfurt zurück. Die Meisten verzweifelten jetzt daran, daß auf friedlichem Wege eine Reichsverfassung zustande kommen würde. — Als in der Pfalz der republikanische Aufstand ausbrach und ausländische Einmischung die Waffenerfolge der Deutschen gegen Dänemark lähmte, sah Deutschlands Zukunft trübe genug aus. Damals, am 14. Mai 1849, schrieb Arndt an F. G. Welcker: „Wir sitzen nun in der Patsche, und ich sehe kaum, wie wir herauskommen werden. Ob und wie lange mein Bleiben hier sein wird, kann ich weder sagen noch vorhersehen. Es ist ja möglich, daß das Rote in unserer Versammlung so das Übergewicht bekommt, daß solche Beschlüsse im Sinne der Mehrheit gefaßt werden, daß ich darin nicht länger mitsitzen kann."[2])

Eher, als er glaubte, sollte seine Teilnahme an den Ver-

[1]) Zuerst im „Hallischen Volksblatt für Stadt und Land", dann in der „Augsburger Allgem. Zeitung" vom 22. Januar 1861. Vergleiche K. Klüpfel: Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung, I. Band, S. 102—104.

[2]) Der Brief befindet sich in der Königlichen Universitätsbibliothek zu Bonn.

handlungen zu Ende gehen. An dem nämlichen Tage, da er jenen Brief an Welcker schrieb, erklärte Preußens Regierung das Mandat der preußischen Abgeordneten für erloschen und untersagte ihnen die weitere Teilnahme an den Beratungen. Obgleich die Rechtskraft dieser Verfügung mindestens zweifelhaft war, trat der Kern der preußischen Partei, darunter Arndt, aus der Versammlung aus. Nach der von ihnen abgegebenen Erklärung wollten sie lieber verzichten, durch eigene gesetzgeberische Thätigkeit die Reichsverfassung weiter durchzuführen, als das letzte gemeinsame und gesetzliche Band zwischen Fürsten und Völkern zerreißen. Daher übergaben sie das Verfassungswerk für jetzt den gesetzlichen Organen der Einzelstaaten und der selbstthätigen Fortbildung der Nation.

Arndt kehrte nach Bonn zurück. Viel Ärger, Verdruß und Enttäuschung hatte er erfahren; aber weil er sicherer, als die meisten andern, den Pulsschlag der Zeit fühlte, erkannte er die Ursachen, derentwegen die Arbeit in Frankfurt nicht zu dem ersehnten Ziele geführt hatte. Schon im April hatte er an Frau von Kathen geschrieben: „Wir sitzen noch hier und arbeiten gegen hinterlistige böse Gelüste der grauenvollen uralten laurenden österreichischen Politik und gegen die gebrannten Ultramontanen der pfaffischen Papisten, die kein Vaterland haben noch empfinden.“[1]) — Die Eifersucht der österreichischen Politik, das Streben der Ultramontanen; die Verblendung der Könige, welche nach Arndts Worten „von der Gottesgnadenlehre behext die wirklichen Notwendigkeiten der Zeit nicht anerkennen wollten“; die Verwegenheit und Energie der Republikaner; die Kriege in Dänemark, Ungarn, Italien: Dies alles ließ die Idee der deutschen Staatseinheit nicht zur Wirklichkeit werden. Trotzdem war Arndts Stimmung nicht mutlos; sondern wie nach der Enttäuschung des Wiener Kongresses sagte er sich: Vieles haben wir gehofft, gewünscht, erwartet; nur wenig haben wir erreicht. Trotzdem ist die Arbeit in der Paulskirche keine vergebliche ge-

[1]) Vergl. die beiden Briefe an Frau von Kathen vom 26. April und 12. September: S. 404 und 411 der Sammlung.

wesen. „Es wird etwas Hohes, Großes und Eines gesucht und ist nicht zu finden; aber es wird gefunden werden." Dieselbe Stimmung atmet sein am Tage des Austritts aus dem Parlament verfaßtes Gedicht: „Die Ausfahrt zur Heimholung des Deutschen Kaisers."[1])

Später war ihm die Erinnerung an jene Frankfurter Tage immer erhebend. Zwar schrieb er einige Jahre darauf: „Die Geburt jener Jahre ist bös; das Gute, das sie uns gelassen haben, ist wenig gewesen;"[2]) aber gleich darauf behauptete er, die Anklagen, welche so oft gegen jenes sogenannte tolle Jahr erhoben wurden, wären nichtig; drei Vierteile aller Abgeordneten hätten verständige Gedanken und Pläne im Sinne der nationalen Einheit gehabt; und er sah voraus, daß man später auf manche Pläne und Entwürfe jener Versammlung würde zurückkommen müssen.

Seine unter den Eindrücken der Frankfurter Beratungen verfaßten Gedichte vereinigte er zu einer besonderen Sammlung. Es waren teilweise Gelegenheitsgedichte, teils kurze inhaltreiche Sinngedichte, die oft an Rückert erinnern.[3])

Arndt nahm seine Lehrthätigkeit in Bonn nur zum Teil

[1]) Vergl. S. 566 der Gesamtausgabe der Gedichte Arndts.

[2]) Vergl. Arndts spätere Schrift: Pro populo Germanico 1854. S. 128—133.

[3]) Der Titel lautet: „**Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt.**" **Leipzig** 1849. — Die meisten Gedichte der Sammlung hat Arndt später in die Gesamtausgabe seiner Gedichte aufgenommen. Nur einige, die den Charakter von Gelegenheitsgedichten zu deutlich an der Stirn trugen oder die scharfe persönliche Angriffe enthielten, z. B. gegen Schmerling, Robert Blum usw., ließ er später fort. Auch das mit den Worten beginnende Gedicht:

„Du hast von Kaiserstolz geträumt,
Vergrab einstweilen deinen Fund!"

ist nicht aufgenommen worden.. Die Anfangsverse der Sammlung:

„Weht, ihr Blättchen schwerer Stunden,
Wehet hin mit andern Blät ern!
Zarte Blüten sprießen niemals
Unter Sturm und Donnerwettern"

sind bezeichnend für die Grundstimmung Arndts in jener Zeit.

wieder auf. Nur im Sommer pflegte er während der nächsten Jahre noch eine öffentliche Vorlesung zu halten. Aber sein Interesse an dem großen Gange der Weltgeschichte blieb unvermindert; er veröffentlichte noch in den fünfziger Jahren manche lehrreiche geschichtliche Abhandlung.[1]) Am meisten war aber damals seine Aufmerksamkeit nach dem Norden gerichtet. Früh hatte er in seinen Schriften auf die Wichtigkeit der Schleswig-Holsteinischen Frage für Deutschland hingewiesen. Nun war im April 1848 der Krieg zwischen den Herzogtümern und Dänemark wirklich ausgebrochen und dauerte mit längeren Unterbrechungen mehrere Jahre. — Noch im Frühling 1849, nach dem Ablauf des Waffenstillstandes von Malmö, wurde Arndt zu Frankfurt in einen Ausschuß für die Beratung der Stellung Deutschlands zu Dänemark und Rußland gewählt.[2])

Die Kämpfe um die Herzogtümer führten zu einer Reihe schlimmer Demütigungen für Deutschland. Im Juli 1850 wurden die tapferen holsteinischen Truppen bei Idstedt von den Dänen besiegt, weil die deutschen Mächte, auch Preußen, ihnen ihre Unterstützung entzogen hatten. Da unterzeichneten England, Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark am 2. August 1850 in London ein Protokoll, nach welchem die unauflösliche Verbindung der beiden deutschen Lande mit Dänemark für alle Zeiten ausgesprochen wurde.[3]) Deutschlands uralter Anspruch

---

[1]) In der Zeitschrift „Germania" erschien 1851 eine Abhandlung von Arndt: „**Skandinavien, Deutschlands Verwandter und Nachbar**"; etwas später in Schmidts Historischem Jahrbuch eine Schrift: „**Holland und die Holländer.**" Dies war eine umfangreiche und gründliche Besprechung des einige Jahre zuvor erschienenen Werkes: „Geschichte des Vaterlandes, in vier Abteilungen, bis 1795," von Prinsterer. Leyden 1841—1845. Beide Schriften Arndts sind abgedruckt im vierten Teile der „Schriften an und für seine lieben Deutschen."

[2]) Nach einem Briefe Arndts an Frau Geheimrätin Billroth, in dem früher oft erwähnten Buche von A. Höfer S. 110 veröffentlicht.

[3]) Natürlich nicht zu verwechseln mit dem späteren und wichtigeren Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, welches leider auch von Preußen unterzeichnet wurde.

an seine Nordmarken blieb unberücksichtigt; die Bewohner derselben waren der dänischen Rachsucht und Willkür preisgegeben.

Diese Beschimpfung des Vaterlandes ließ dem greisen Arndt keine Ruhe. Er wendete sich schon am 10. August 1850 in einer Immediateingabe an den König.[1]) — Die Eingabe ist ein herrliches Denkmal seiner unerschütterlichen deutschen Gesinnung und seines unerschütterlichen Glaubens an Preußens hohen weltgeschichtlichen Beruf. Er versichert seinen Landesherrn, daß „seines Königs und Preußens und Deutschlands Ehre und Größe der Gedanke seiner Tage und der Traum seiner Nächte sind. Für diese betet und fleht er auch mitten aus den Getümmeln und Gefahren der Zeit in dieser Stunde."

Er sah das Protokoll an als das, was es war, nämlich als den Versuch der europäischen Mächte, Deutschlands Zwietracht und Schwäche zu verewigen. Treffend bezeichnete er das Verhalten der Fremden zu Deutschland mit den Worten: „Es ist die Sorge der eigennützigsten Eifersucht auf Deutschlands Größe; es ist die Sorge, die Möglichkeit abzuschneiden, daß an der Ostsee und an der Nordsee ein starkes, mächtiges Deutschland erwachsen, daß es einst, wie weiland, als Lübeck und Stralsund in Kopenhagen und Stockholm Königskronen verteilten, allenfalls mit siegreichen Wimpeln und Flaggen auf seinen Meeren einherfahren könne; es ist die zärtliche Sorge jener Fremden, jedem einigen starken Deutschland in seinen möglichen Anfängen vorzubeugen; es ist die Sorge, viele kleine vereinzelte Deutschlande, wo sie sind, zu erhalten, wo sie noch nicht sind, neue zu machen, damit man bei Gelegenheit mit ihnen gaukeln und schaukeln und nach der gehörigen Schüttelung und Schaukelung ihnen die etwa gewachsenen oder wachsen wollenden Schwungfedern wieder ausziehen könne. Sie spekulieren nur auf den jahrhundertealten deutschen Jammer der

[1]) Die Eingabe ist vor wenigen Jahren nach der im K. Preußischen Staatsarchiv zu Berlin befindlichen Handschrift des Verfassers veröffentlicht worden: v. Sybels Historische Zeitschrift, Band 68, 3. Heft, S. 444—48.

Zwietracht und Zerstückelung. Es ist das ja auch die Spekulation der Habsburger, welche sich lange schon vor aller Augen als eine fremde Macht außerhalb des Gefühls und Gedankens jeder deutschen Einheit gestellt haben und alle noch übrigen kleineren Fürsten zu fünf, sechs kleinen Königreichen des vierten, fünften Ranges zusammenwerfen möchten, um mit einem Halbdutzend ohnmächtiger Kugeln bei Gelegenheit das alte Ballspiel hinterlistiger Zettelungen fortspielen zu können." — Mit einleuchtenden Gründen bewies er, daß die Schleswig-Holsteiner nicht nur für sich, sondern für alle Deutschen kämpften und bluteten; daß die fremden Mächte nichts Geringeres anstrebten, als die „endliche Losreißung und Abtrennung der Nordmarken von dem deutschen Reiche, von dem deutschen Leben, von der deutschen Liebe und Treue." Zweierlei beruhigte ihn: Preußen war seiner deutschen Pflicht und Ehre sich bewußt geblieben, und hatte das Protokoll nicht unterschrieben; und die Interessen der Fremden waren so verschieden, daß unvermeidliche Zwietracht sie selbst im Falle eines Angriffs gegen Deutschland bald wieder auseinandertreiben mußte. Am Schlusse der Eingabe heißt es: „Schleswig-Holstein ist gegenwärtig die größte deutsche Frage; es kann die blutroteste Frage werden. Das sollen die deutschen Könige und Fürsten noch mehr bedenken als das deutsche Volk. Wäre es möglich, daß Schleswig-Holstein aufgegeben würde, daß man durch die hinterlistigsten Verträge sich erfrechte, es als einen unlöslichen Sklaven an Dänemark anzuschmieden, dann wäre die Zeit gekommen, wo die deutsche Reichsfahne über alle Lande entfaltet werden müßte, wo jeder Deutsche, der noch ein Herz im Leibe hat, rufen dürfte und rufen müßte: „Hie Deutschland! und auf, alle Deutsche, zu euren Fahnen und Waffen!""

Es war ein Prophetenwort, welches der Greis mit eindringlichen Worten dem König zurief; die Geschichte der nächsten zwanzig Jahre hat seine Wahrheit erwiesen. — Aber vorher sollte das Vaterland noch tiefer gedemütigt werden. Die Wiederherstellung des Bundes, das zweite, leider auch von Preußen unterzeichnete Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852,

die Neutralität Deutschlands während des russisch-türkischen Krieges bezeichneten die tiefste Erniedrigung des Vaterlandes.

In dieser traurigen Zeit beschloß Arndt aus dem öffentlichen Leben zu scheiden. Es fehlte ihm nicht an leiblicher Rüstigkeit; noch weniger an geistiger Frische und Kraft, noch länger als akademischer Lehrer thätig zu sein. Die Lage des Vaterlandes konnte ihm eine fernere Wirksamkeit im Amte eher zur Pflicht machen, als ihn von einer solchen abschrecken. Er war gewiß der letzte unter allen deutschen Männern, der an der Zukunft des Vaterlandes verzweifelt wäre; wie er denn im Herbst 1853 schrieb: De coelo et de patria nunquam desperandum! Aber er fühlte, daß die Zeit eine andere geworden war. Er schrieb am 9. September 1853 an einen früheren Schüler, den Professor Zober in Stralsund: „Es ist das dritte Menschenalter, worin ich lebe; und das gegenwärtige Geschlecht versteht mich kaum. Hohes Alter macht auch im Gedankenreiche zurückgezogen und einsam und oft stummer als recht ist.“[1]) Im Sommerhalbjahr 1854 hielt er die letzte Vorlesung, eine öffentliche über die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts; dann verließ er, bald fünfundachtzigjährig, seinen Lehrstuhl für immer. In den Bonner Verzeichnissen kehrt seit 1854 die Angabe wieder: E. M. Arndtius a venerabili senectute excusatus otiabitur.

Vorher aber veröffentlichte er noch einmal eine umfangreichere politische Schrift. Er nahm damit seine früher jäh abgebrochene Lebensarbeit wieder auf; denn es war ein, in Briefen schon öfter von ihm angekündigter, fünfter Teil des „Geistes der Zeit“, den er jetzt unter dem weniger anstößigen Titel „Pro populo Germanico“ herausgab.

Wie in manchem früheren Buche, besprach er auch hier die Lage der Gegenwart und die Aussichten der Zukunft, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Nicht ohne Bitterkeit dachte er an die Zeit von 1815—1848, wo der in den Freiheitskriegen aufgelebte herrliche Geist der Freiheit durch die Metternich'sche

[1]) Der Brief ist von A. Höfer S. 118 veröffentlicht worden.

Politik unterdrückt und Preußens Jugend des wüsten Jakobinertums beschuldigt wurde. Die mächtige Einheitsbewegung der Jahre 1848—1850 nahm er trotz ihrer zum Teil revolutionären Tendenz gegen die Anklagen in Schutz, welche die Zeit der wieder erstarkenden Reaktion, namentlich die sogenannte historische Schule der Politiker, wider sie zu erheben pflegte. — Spät und nicht unter rühmlichen Umständen war Preußen eingetreten in die Reihe der konstitutionellen Staaten. Seine Verfassung war noch unfertig; es hatte in den letzten Jahren manche Demütigung erfahren, manchmal verkehrte Wege der Politik eingeschlagen. Aber trotzdem blieb Arndt unerschütterlich in seinem Glauben an Preußens hohen nationalen und weltgeschichtlichen Beruf. Die sicherste Bürgschaft dafür waren dem Verfasser der großartige wirtschaftliche und geistige Fortschritt des Hohenzollernstaates und die rasche Zunahme seiner Bevölkerung. Er sagte eine weitgehende Ausbreitung und Herrschaft des Germanenstammes in allen Erdteilen voraus. Nach wenigen Menschenaltern, meinte er, würde nicht nur ganz Australien, sondern auch ganz Amerika englisch sein, trotz der Verlegenheiten, welche die zahlreiche Negerbevölkerung den Anglo-Amerikanern noch bereiten könnte; denn überall hätte sich im Kampfe um die wirtschaftliche und geistige Herrschaft der Germane dem Romanen überlegen gezeigt. — Bitter klagte er Österreich an wegen seiner undeutschen Politik in der Frage der deutschen Seemacht, in den Kämpfen gegen Dänemark; aber trotzdem er in Frankfurt sich auf die Seite der sogenannten kleindeutschen Partei geneigt hatte, behauptete er doch, daß Deutschland die politische Verbindung mit dem mächtigen Donaureiche aus geschichtlichen und nationalen Gründen nicht aufgeben dürfte. — Auf manche früher ausgesprochenen Lieblingswünsche, wie die Befreiung und Einigung Italiens, die Wiederherstellung eines byzantinischen christlichen Reiches, kam Arndt wieder zurück und verbarg sich nicht, daß Rußland und Frankreich in den letzten Jahren eine für Deutschland gefahrdrohende Machtstellung eingenommen hatten.

Es war Arndts letzte politische Schrift, das geistige Ver-

mächtnis des Greises an sein Vaterland. Vieles von dem, was er vorhersagte, hat sich bald glänzend erfüllt. Er erlebte noch den siegreichen Kampf der Italiener für ihre Unabhängigkeit und Staatseinheit; er sah noch, wie in Amerika die Negerfrage ein jahrelanges Ringen vorbereitete zwischen den Germanen und Romanen, aus welchem endlich das Germanentum als Sieger hervorging. Er erlebte auch noch die erfreuliche Wendung der preußischen Politik unter der stellvertretenden Regierung des Prinz-Regenten. —

Im Herbst des Jahres 1854 zog er sich in die Stille des Privatlebens zurück.

IX. Schluß.

Arndt war im fünfundachtzigsten Jahre, als er nach einem an Freude, Leid und Arbeit reichen Leben sich zurückzog, um die wohlverdiente Ruhe des Greisenalters zu genießen. Sein Leben war einsamer geworden. Die trefflichen Freunde, mit denen viele Jahre inniger Herzensgemeinschaft ihn verbunden hatten, bedeckte fast alle schon das Grab. Stein, Gneisenau, Niebuhr, Reimer, Graf Gesler, Körner, Frau von Kathen, sie alle waren längst dahingeschieden. Dahlmann und Arndts alter Bonner Amtsgenosse und Leidensgefährte F. G. Welcker lebten noch. Welcker war noch Arndts Gast bei der Hochzeit seiner einzigen Tochter am 20. April 1854.[1])

Der Greis lebte nunmehr ganz der Erinnerung an die Vergangenheit, an sein langes, so unendlich erfahrungsreiches Leben, der Vorbereitung auf das Ende seiner irdischen Wallfahrt. Das Gefühl des innigen Dankes gegen Gott, die liebende Anhänglichkeit an seine entschlafenen Freunde und die freudige Hoffnung auf die Zukunft des deutschen Vaterlandes machten ihn glücklich; von Beschwerden des Greisenalters hatte er ohnehin nicht zu leiden. — Er sammelte, wie schon einmal 1819, jetzt wieder seine geistlichen Lieder, um sie herauszugeben.[2])

---

[1]) Der Einladungsbrief Arndts an F. G. Welcker vom 14. des Frühlingsmonds (April) 1854 befindet sich in der K. Universitätsbibliothek zu Bonn. — Arndts Tochter Nanna verheiratete sich mit dem Prof. Dr. Nitzsch in Kiel, starb aber schon wenige Monate nach dem Vater, im April 1860.

[2]) Die Sammlung „**Geistliche Lieder**" erschien 1855 in Berlin bei Weidmann, der Gräfin Wilhelmine v. Limburg-Stirum gewidmet. Die meisten Lieder nahm Arndt später in die Gesamtausgabe seiner Gedichte auf.

Er sammelte auch für den Druck die besten der zahlreichen Übersetzungen griechischer, schwedischer, englischer und schottischer Gedichte, die er vor fast einem halben Jahrhundert in Schweden niedergeschrieben hatte,[1]) soweit sie ihm der Erhaltung wert zu sein schienen. — Aber er nahm auch noch den regsten Anteil an allem, was die Gegenwart bewegte. Der Jammer der verratenen deutschen Brüder an der Eider und Schlei wollte ihm oft fast das Herz brechen; und noch mehrmals fand man seine Namensunterschrift unter öffentlichen Bitten um Gaben für heimatlos herumirrende Flüchtlinge aus Schleswig-Holstein.

Tief ergrimmte ihn das Zerwürfnis zwischen dem König Friedrich Wilhelm und der Schweiz um das Fürstentum Neuenburg. In seinem Unmut wünschte er am liebsten, die Stadt am Südabhang des Juragebirges in die Luft auffliegen zu sehen, wie er im Januar 1857 an Professor Zober schrieb.[2])

Im Sommer 1856 war ihm eine besondere Ehre zugedacht worden. In Greifswald wurde das vierhundertjährige Jubelfest der Universität gefeiert. Arndt war einer der eingeladenen Ehrengäste; aber er lehnte die Einladung ab. Sein Brief ist ein köstliches Denkmal seiner rührenden Bescheidenheit, sowie seiner glühenden Heimatliebe, er ist der innigsten Wünsche für seine Landsleute, die braven Pommern, und für ihre Hochschule voll. „Möge der Name Pommern als der Name der Tapferkeit, Redlichkeit und Treue ein unsterblicher Name bleiben!" — „Daß hier an dieser Hochschule an Deutschlands äußersten Grenzen das Schönste und Höchste unseres Geschlechtes fort und fort durch die Zeiten wachse und blühe!" So heißt es am Schlusse des Briefes. — Als Grund seines Ausbleibens schrieb

[1]) Es ist die schon früher erwähnte Sammlung: „**Blütenlese aus Altem und Neuem.**" **Leipzig** 1857. Arndt widmete sie seinen Freunden F. G. Welcker und F. Chr. Dahlmann. In dem Widmungsgedichte stehen die Verse:

„Fern schon sauft es und wird kommen,
Deutschland, süßes Vaterland.
Alle Tapfern, Treuen, Frommen
Sind dem Wetter zugewandt."

[2]) Bei A. Höfer, S. 118 veröffentlicht.

Arndt, daß das Alter ihm Schritt und Willen hemme, daß weder sein Leib noch sein Geist sich solcher Freude gewachsen fühle.[1]) Aber er war geistig und leiblich damals viel rüstiger als vor zehn, zwölf Jahren. Gewiß war der Hauptgrund seiner Absage ein anderer, den er in seiner Bescheidenheit nur andeutete, nämlich mit den Worten: „Wo Denkmäler errichtet werden, da feiert man gleichsam Totenfeste.“ Vermutlich war ihm die Erwartung peinlich, selbst bei dem Fest der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und ehrender Kundgebungen zu werden; solche standen ihm um so sicherer bevor, als auch sein Bild als Relief in Erzguß das vor dem Universitätsgebäude zu errichtende Denkmal schmücken sollte. — Daher verweilte er an den Tagen des Jubelfestes nur in Gedanken bei seinen lieben Landsleuten in Pommern.

Arndt wollte nicht aus dem Leben scheiden, bevor er eine alte Zusage eingelöst hätte. Er hatte Steins Leben immer noch nicht geschrieben. Georg Pertz war ihm mit einer siebenbändigen, erschöpfenden Lebensbeschreibung des großen Staatsmannes zuvorgekommen. Er löste sein Versprechen ein und widmete im Jahre 1857 dem Andenken seines größten und edelsten Freundes — keine ausführliche Lebensbeschreibung, sondern ein anspruchsloses Büchlein: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. F. vom Stein.“ Es war ein Lebens- und Charakterbild seines Helden. Ausschließlich aus seiner eigenen Erinnerung der Zeit, die er selbst mit Stein in Petersburg, Dresden, Frankfurt und später hin und wieder auf einem seiner Güter verlebt hatte, erzählte er von ihm in einfacher und liebenswürdiger Weise, wie er pflegte, und immer mit persönlicher Liebe und Anhänglichkeit. Das Buch steht der Form nach nicht mehr auf der Höhe der meisten Schriften seines Mannesalters. Ausdruck und Satzbau sind oft schwerfällig, besonders durch die vielfache Häufung von Superlativen, die Arndt sich in späteren Jahren angewöhnt

[1]) Der Brief, von Höfer veröffentlicht, findet sich auch abgedruckt bei H. Petrich: Pommersche Lebens- und Landesbilder, Teil II, 2. Abteilung, S. 56, 57.

hatte. Aber die zuverlässige Treue und schlichte Wahrheitsliebe, die Pietät und die echt deutsche Gesinnung, die aus dem Buche sprechen, machen es zu einem der wertvollsten Werke in der deutschen Memoirenlitteratur für jene Zeit.

Wie einst die *erste* größere geschichtliche Arbeit des Verfassers, so zog ihm auch dies sein *letztes* Buch eine Anklage zu. Die bayrische Regierung klagte ihn an, weil er durch eine in dem Buche mitgeteilte Erzählung das bayrische Heer und den verstorbenen Feldmarschall Wrede verleumdet hätte. Arndt war in der That, wie später nachgewiesen worden ist, falsch berichtet worden.[1]) Er erhielt eine gerichtliche Vorladung nach Zweibrücken zum 6. Dezember 1858, und wurde, da er selbstverständlich nicht erschien, abwesend zu einer Geld- und Gefängnisstrafe verurteilt.

Der Schlag, der den hochverdienten Mann treffen sollte, fiel, wie sich nicht anders erwarten ließ, auf seine Ankläger zurück. Der glänzende Fackelzug, welcher dem Verurteilten noch an demselben Tage gebracht wurde, war eine bessere öffentliche Kritik des bayrischen Richterspruches, ein schneidenderer Hohn auf denselben, als alle Betrachtungen, welche damals die Tagesblätter der Sache widmeten. Das thörichte Vorgehen des pfälzischen Gerichts konnte Arndts Popularität nur erhöhen. Das bewies die große Teilnahme, welchen dem greisen Manne an seinen beiden letzten Geburtstagen erwiesen wurde.

In erfreulicher leiblicher Rüstigkeit beschloß er sein neunzigstes Lebensjahr. Einige Wochen vorher, im Herbst 1859, konnte er noch, wie er schrieb, drei, vier Meilen hintereinander durch Berg und Thal wandern.[2]) Sein Geburtstag, der zweite Weihnachtstag 1859, wurde wie ein nationaler Festtag nicht nur am Rheinstrom, sondern überall in Deutschland gefeiert, wo man den greisen Kämpfer für des Vaterlandes Freiheit,

---

[1]) Vergl. H. v. Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Teil II, S. 629—632 die Beilage I. Arndt und Wrede.

[2]) Nach einem bei A. Höfer S. 116 veröffentlichten Briefe Arndts an eine vornehme Freundin vom 17. Dezember 1859.

Macht und Einheit verehrte. Nie vielleicht hat ein dem Gelehrtenstande angehöriger Mann so viele Kundgebungen der allgemeinen Liebe, Verehrung und Dankbarkeit auf einmal erfahren, wie Arndt an diesem Tage.

Einige Wochen vorher war Schillers hundertjähriger Geburtstag als nationales Fest in den deutschen Landen gefeiert worden. Die Verehrung, mit welcher jetzt das ganze Vaterland seiner besten und edelsten Männer gedachte, war der sicherste Beweis für das, was Arndt so oft ausgesprochen hatte: Daß im Volke das Bewußtsein der nationalen Einheit lebendig geblieben war. Es war dies die sichere Bürgschaft für die Erreichung einer wirklichen deutschen Einheit in nicht gar zu ferner Zukunft. — Diese Erwägung erhöhte die Freude des edlen Greises, der für sich selbst niemals, am wenigsten an dem späten Abend seines Lebens, irdischer Ehre und Auszeichnung begehrt hat.

Fast überwältigend für ihn war alles, was er an diesem letzten irdischen Geburtstage erlebt hatte.[1]) Im Vollgefühl des Dankes für alle erfahrene Liebe begann er, auf die nach Hunderten zählenden Grüße, Glückwünsche, Briefe aus allen Teilen des Vaterlandes zu antworten. Das rieb seine Kräfte auf; am 12. Januar 1860 schrieb er an den Professor Zober: „Ich bin müde und matt gemacht diese jüngsten Wochen durch ein Gedränge von Menschen, Briefen, Ehren, Gaben und Freuden, die auf mein altes schneeweißes Haupt gefallen waren."[2])

Im Frühling stand ihm eine neue Ehre bevor. In Greifswald sollte der Tag, an welchem Arndt vor sechszig Jahren seine Lehrthätigkeit an der Universität begonnen hatte, durch eine akademische Feier ausgezeichnet werden. Aber Arndt erlebte den Tag nicht mehr. Ein schleichendes Fieber befiel ihn in der Mitte des Januars und zehrte rasch seine Lebenskraft auf. Am 29. Januar um die Mittagsstunde ist er sanft ent-

---

[1]) Vergl. E. Langenbergs schon erwähntes Buch S. 266—268.

[2]) Bei A. Höfer S. 120 veröffentlicht.

schlafen. „Laß mir die Augen zufallen!“ waren die letzten Worte, welche die treue Gattin, die ihn in der Krankheit pflegte, aus seinem Munde vernahm.

Als drei Tage darauf, am ersten Februar, seine Leiche zu Grabe geleitet wurde, war Bonn eine Stätte ebenso tiefer und allgemeiner Trauer, wie vor einigen Wochen die Freude groß und allgemein war. Ein für Arndt passenderes Bibelwort hätte sich schwer finden lassen als dasjenige, welches der Pfarrer Wiesmann seiner Leichenrede zu Grunde legte. Es war das Gotteswort, das der Prophet Nathan I. Chron. 18, 8 dem David verkündet: „Ich bin mit dir gewesen, wo du hingegangen bist, und habe deine Feinde ausgerottet vor dir und habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden haben.“

Das einst von Arndt gedichtete Lied:

„Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde“

erklang, von einem Männerchor unter Instrumentalbegleitung gesungen, an der offenen Gruft; und bald beschattete die Eiche, welche Arndt einst auf seines ihm früh entrissenen Kindes Grab gepflanzt hatte, auch die Ruhestätte des Vaters.

Einer der edelsten deutschen Männer war in Bonn zu Grabe getragen worden, und das ganze Vaterland war sich dessen bewußt.

Welch' ein Leben hatte er durchlebt! Nie vielleicht hat ein Greis am späten Abend seines Lebens die Welt so verändert gesehen gegen die Zeit seiner Jugend, wie Arndt. Als Knabe und Jüngling war er umgeben von den Eindrücken einer noch halb mittelalterlichen Gesellschafts-, Staats- und Wirtschaftsordnung. Als Primaner erlebte er den ersten furchtbaren Sturmlauf gegen das veraltete und überlebte System. Kaum zum Manne herangewachsen, sah er in Italien und Frankreich ein durch die siegreiche Revolution umgestaltetes Staatswesen. Auf grund eigener Anschauung und Erfahrung gewann er eine politische Meinung, die er im wesentlichen zeitlebens festgehalten

hat. Die Jahre seines kräftigsten Mannesalters fielen in die Zeit des französischen Kaiserreiches, der Erniedrigung und Erhebung Preußens. In bereits vorgerücktem Alter wurde für ihn der langjährige Kampf zwischen den beiden entgegengesetzten Lebensmächten, dem Liberalismus und der Reaktion, verhängnisvoll. Der Mann, der sicherer als irgend ein anderer seinen Zeitgenossen den rechten Weg zwischen den beiden Klippen hindurch auf ein klar vorgezeichnetes Ziel weisen konnte, wurde seiner Berufsthätigkeit enthoben, mit Vernichtung seiner geistigen und bürgerlichen Existenz bedroht. Im Greisenalter sah er den letzten schweren politischen Sturm über Mitteleuropa dahinbrausen, der die Reste eines für die moderne Welt nicht mehr passenden Systems unbarmherzig hinwegfegte. Seine letzten Jahre durchlebte er in einer erneuerten Welt. Er hatte selbst zu ihrer Erneuerung sein Teil beigetragen; aber sie verstand ihn kaum, und er fühlte sich in ihr nicht mehr heimisch. Kurz vor dem Tode sah er noch, wie die Erfüllung seines größten Herzenswunsches, seiner glühendsten Hoffnung, Preußen mit Ruhm und Glanz als führende Macht an die Spitze Deutschlands treten und das Kaisertum erneuern zu sehen, sich vorbereitete.

Auf welche Erfahrungen konnte dieser edle Greis am Ende seines langen Lebens zurückblicken! Niemals früher hatte ein Zeitraum von nur zwei Menschenaltern in gleicher Weise die Welt verändert, wie die Zeit von 1789 bis 1850.

Arndt nannte sich 1848 in Frankfurt ein „gutes altes deutsches Gewissen." Das war keine eitle Überhebung; hatte er doch Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung gesehen und mit den besten Männern im Bunde alle Kraft des Geistes, Herzens und Willens für seine Erhebung eingesetzt. Im Kampfe für des Vaterlandes Freiheit, Ehre, Macht war er ergraut. Arndt war ein echt deutscher Mann, in seinem Denken und Empfinden, in seiner Liebe und seinen Interessen. Zu allen Zeiten des Lebens stand seine ganze Kraft im Dienste des Vaterlandes. Es ging ihm wie so vielen bedeutenden Menschen, deren Tugenden sich mit ihren Fehlern berühren; seine Vater-

landsliebe hat ihn zu mancher Einseitigkeit verleitet und die Klarheit seines geschichtlichen Urteils öfter getrübt. Aus Liebe zu Deutschlands Volk, Geschichte, Sprache, Sitte ging er zu weit in seiner Abneigung gegen die Polen, Juden und besonders die Franzosen, die er leidenschaftlich und unversöhnlich haßte. „Ubi patria ibi bene“ war sein Lebensgrundsatz. So viel Ehre und Anerkennung, Freundschaft und Liebe ihm auch bei seinem längeren Aufenthalt in der Fremde zu teil geworden ist, nie fühlte er sich im Ausland recht wohl und glücklich; selbst in Schweden, das er immer als sein zweites Vaterland ansah, nicht. Freudig atmete er auf, wenn er nach längerer Abwesenheit den Boden Deutschlands wieder betrat. — Als er später im eigenen Vaterlande verkannt, verdächtigt und angeklagt wurde, hätte er vielleicht in Schweden oder in England eine Stelle ehrenvoller Wirksamkeit finden können. Aber er verschmähte eine solche. Seine Kinder sollten Deutsche werden; sein Leben und seine Arbeitskraft sollten dem Dienste des Vaterlandes erhalten bleiben. Nur für den äußersten Notfall, daß seine Feinde ihm in Deutschland gar keine Ruhe lassen würden, dachte er an die Möglichkeit, nach einem andern germanischen Lande auszuwandern.

Wie Arndt ganz in und mit seinem Vaterlande lebte, so hat er an der Erhebung desselben aus der Schmach der Knechtschaft kräftig und erfolgreich mitgearbeitet. Mehrere seiner politischen Schriften, wie diejenigen über den Rheinstrom und über das preußische Volk und Heer haben auf die leitenden Staatsmänner damals tiefen Eindruck gemacht und Deutschlands Schicksal mitbestimmt; andere, wie der Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, haben neben seinen herrlichen Vaterlands- und Freiheitsliedern die Begeisterung für den großen Kampf geweckt und gestärkt und als geistige Waffen die Freiheit Deutschlands miterkämpft. Aber wie seine Flugschriften und seine Vaterlandslieder einflußreich gewesen sind, ebenso erhebend wirkte das Beispiel seines frischen Mutes, seines unerschütterlichen Glaubens an die große Zukunft des Vaterlandes, und nicht am wenigsten seines festen Gottvertrauens.

Mut und Gottvertrauen, die beiden unter den menschlichen Tugenden, welche am meisten sich andern durch die Macht des Beispiels mitteilen lassen, besaß Arndt wie nur der besten einer unter seinen Zeitgenossen. Sein Beispiel hat manchen Fallenden aufgerichtet, manchem Schwankenden einen festen Halt gegeben.

Mehrmals erwähnt wurde Arndts fester Glaube an eine göttliche Weltregierung, an eine ausgleichende Gerechtigkeit in der Geschichte. Hierauf beruhte sein Glaube an die Zukunft Deutschlands, der auch in den Zeiten der späteren deutschen Uneinigkeit und Ohnmacht den großen Patrioten niemals seine freudige und hoffnungsfrohe Stimmung verlieren ließ.

Trotz seiner mehrfach einseitigen Meinungen war Arndt ein hochbedeutender politischer Kopf. Die Geschichte hat gezeigt, wie oft die Wege, die er durch alle Wirrsal der Gegenwart hindurch auf feste Ziele hingewiesen hat, die rechten gewesen sind. Manche Erwartung hat ihn betrogen. Seine Hoffnung auf einen freiwilligen Anschluß der Schweiz und der Niederlande an den deutschen Bund konnte sich nicht erfüllen, wie einmal die Verhältnisse lagen; und sie hat sich nicht erfüllt. Der glühende Wunsch, Deutschland groß, einig und mächtig zu sehen, hat ihn hier über die Unmöglichkeit getäuscht. — Aber wie oft hat seine politische Prophetengabe und Kombinationsgabe sich bewährt! Deutschlands künftige Größe und Einheit, Preußen als die führende deutsche Macht, die Hohenzollern auf dem neu errichteten deutschen Kaiserthrone: Dies alles sah Arndt klar voraus. In seiner letzten Eingabe an den König Friedrich Wilhelm IV., nach dem Londoner Protokoll, deutete er mit sicherem Seherblick an (S. 201), daß die Lösung der Schleswig-Holsteinischen Frage vielleicht einst die Frage der ganzen deutschen Zukunft mitentscheiden würde. Er starb nur wenige Jahre zu früh, um zu erleben, daß diese von ihm eröffnete Aussicht sich verwirklichte.

Arndt war ein hervorragender Gelehrter. Oft wurde der reichen Fülle, Tiefe und Vielseitigkeit seines Wissens gedacht. Niemals eignete er sich die strenge Forschermethode der Fachgelehrten an, und gerade in seinen besten Jahren lähmte ein

tragisches Geschick ihm die Kraft und raubte ihm die Freudigkeit zur wissenschaftlichen Arbeit. Trotzdem verdankt die geschichtliche Litteratur und Wissenschaft ihm manche wertvolle Gabe von „seiner Geschichte der Leibeigenschaft" an bis zu den „Wanderungen und Wandelungen mit Stein." Fast zu derselben Zeit, wie sein großer Gönner Stein, faßte auch Arndt den Gedanken, in einem umfangreichen Werke alle Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters zu sammeln und jedermann zugänglich zu machen.

Ein Meister der deutschen Sprache, betonte er immer von neuem, daß die Litteratur, wie die Wissenschaft, auf dem Boden eines reichen und kräftigen nationalen Lebens erblühen muß, um ihren höheren, menschlich bildenden Zweck zu erfüllen; daß sie zunächst eine deutsche Litteratur und Wissenschaft sein muß, um eine allgemein menschliche, eine Weltlitteratur und Weltwissenschaft werden zu können. Unermüdlich wies er schon als Adjunkt in Greifswald, und noch als Greis in Bonn und Frankfurt auf die Notwendigkeit hin, daß die dem Volksleben und den nationalen Interessen oft entfremdeten Gelehrten wieder mit dem Volke Fühlung suchten, sich gewöhnten, gemeinverständlich zu sprechen und zu schreiben, und sich ihres hohen Berufes wieder ganz bewußt würden, das ganze Volk zu guter Sitte, edler Bildung und Menschlichkeit zu erziehen. — Seine Ermahnungen sind nicht wirkungslos verhallt.

Arndt war endlich ein kindlich frommer und gottesfürchtiger evangelischer Christ. Der Kern seines wie alles wahren und echten Christentumes war die persönliche Liebe und vertrauensvolle Hingabe an seinen Erlöser. Sie befähigte ihn, sein Vaterland und seine engere Heimat, seine Angehörigen und Freunde mit der ganzen Wärme seines reichen Herzens zu lieben, seinen Feinden zu vergeben. Sie gab ihm den frohen, jugendfrischen Sinn und Lebensmut bis in das höchste Alter. Ihr verdankte er jene ruhige Ergebung in Gottes Willen zur Zeit seines Leidens, jene Kraft, an seiner eigenen sittlichen Förderung und Vervollkommnung zu arbeiten, deren Quelle immer ein rechtes Gottvertrauen ist. — Innig verwandt war sein religiöses Empfinden

dem Gefühlschristentum seines Schwagers Schleiermacher. Schroffe Unduldsamkeit in Glaubensfragen war seiner milden Seele fremd. Schrieb er doch einmal, ein Christ dürfe und müsse nur in einem Stück unduldsam sein, nämlich gegen die Sünde, das Laster. Stets war er milde gegen andere, streng gegen sich selbst.

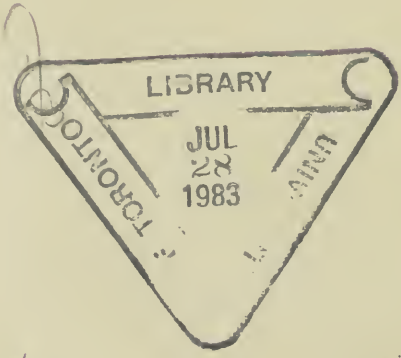
Zwei Eigenschaften waren es vor andern, in denen seine Frömmigkeit uns besonders wohlthuend berührt: Demut und Wahrheitsliebe. Rührend bescheiden urteilte er über sein eigenes Talent und Verdienst. Kein Laster haßte er grimmiger als die Lüge; aller eitle Schein, alle Heuchelei war ihm zuwider bis in den Tod. Stets kämpfte er als Schriftsteller mit offenem Visier. Rücksichtslos griff er oft seine Feinde an. Aber mit derselben offenen Geradheit und Schroffheit hielt er seinen geliebten Landsleuten, nicht nur dem deutschen Volke, sondern öfter und nachdrücklicher den deutschen Staatsmännern und Fürsten ihre Sünden vor. — Ein eifriger Protestant, haßte er den Katholizismus, besonders den Orden der Jesuiten; aber nicht aus religiöser Unduldsamkeit, sondern wegen der inneren Unwahrheit des hierarchischen Systems; weil er wie wenige wußte, welches unsägliche Elend Rom und die Jesuiten über Deutschland gebracht hatten. —

Möge Ernst Moritz Arndt, ein wahrer Deutscher und ein wahrer Christ, allen Deutschen stets ein nachahmungswertes Vorbild bleiben. Möge jeder Deutsche voll Gottvertrauen und Vaterlandsliebe, voll Mut und Wahrhaftigkeit ihm stets die Worte nachempfinden, nachsprechen und darnach handeln können, welche er einst im Jahre 1813 dichtete:

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Diese steh'n wie Felsenburg,
Diese fechten alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

12,-



PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 04 03 14 018 1